~~F. XXVI. 153. a.~~

It.

0 36/1.

Geogr.

F. 26, 153/a-i.

Ludwig K. Schmarda's

Reise um die Erde

in den Jahren

1853 — 1857.

Drei Bände.

IOA : LVC : SCHOENLEIN D.D.D.

Erster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1861.

Das Recht der Uebersetzung in neuere Sprachen
bleibt vorbehalten.

Ludwig K. Schmarda's

Reise um die Erde

in den Jahren 1853 — 1857.

Erster Band.

Ludwig K. Schmarda's

Reise um die Erde

in den Jahren

1853 — 1857.

Erster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1861.

R . . . . b l . . . . .

Inhalt des ersten Bandes.

Griechenland und Egypten.

*

Ceylon.

Griechenland und Egypten.

Erstes Capitel.

Ancona. — Monte Gargano. — Brindisi. — Corfu. — Patras. — Vostizza. — Reisende Hellenen. — Der Isthmus von Korinth. — Piräus.

Herr Ritter von Fridau, Herr Baron von Königsbrun und ich verließen am 3. Januar 1853 Nachmittags 4 Uhr Triest, am Bord des Oriente, eines der kleinen Lloyddampfer, welche die Linie des adriatischen und jonischen Meeres befahren. Unsere Einschiffung ging mit aller Bequemlichkeit vor sich, denn außer einem Seecadetten und einem jungen griechischen Kaufmann waren wir die einzigen Passagiere. Von der hohen See aus hatten wir beim Sonnenuntergang eine prachtvolle Fernsicht auf die fernen Euganeen, deren Trachytberge wie eine blaue Insel am Horizont auftauchten, und auf die Alpenketten, deren beschneite Gipfel ein lang dauerndes Alpenglühen verschönerte. Wir ankerten am nächsten Morgen um 7 Uhr auf der Rhede von Ancona. Da der Dampfer erst gegen Abend wieder abfahren sollte, gingen wir an's Land. Der Capitän gab uns unsere Pässe — denn auf Lloydschiffen vertraut man Niemandem seinen eigenen Paß — die wir vorsichtshalber mit einem Abdrucke der Schlüssel St. Petri beim päpstlichen Consulat in Triest hat-

ten versehen lassen und die uns nun auch die Thore Ancona's öffnen sollten, eine nothwendige Vorsicht, die man uns empfohlen hatte, wenn wir nicht auf das Deck des Oriente verbannt sein wollten. Wir hatten keine Gelegenheit, uns zu legitimiren, trotz unserer langen Bärte. Das Land ringsum ist gut angebaut und die Stadt mit dem blauen monte d'Ancona im Hintergrunde präsentirt sich sehr malerisch. Auch hier trifft man die gegenwärtig allgemeine Erscheinung, alle schöne Aussichten zu befestigen. Felder und Gärten sind mit Hecken eingefaßt; der Weißdorn blühte schon, eben so die Calendula, Maßlieb (Bellis) und Gänsekresse (Arabis), und in den Hecken rankten immergrüne Aristolochien mit scharlachrothen Fruchttrauben. In dieser Jahreszeit macht Niemand Ansprüche an ein reiches Thierleben im Freien; ich war daher überrascht, einige Lerchen, Heuschrecken und einen Blattlauskäfer (Coccinella) schon vorzufinden. Das Terrain um Ancona ist aufgeschwemmtes Land, die Hügel sind tertiär; ihre Kalkmergel zeigen hübsche strahlige Zerklüftungen, so daß man im ersten Augenblicke glauben könnte, Reste von großen Korallen vor sich zu haben. Das schöne warme Wetter dauerte nicht lange; um 2 Uhr hatte sich die leichte Brise zu einem anhaltenden kalten Nordwest verstärkt; wir fanden es daher gerathen, unsere Zeit durch den Besuch der Stadt zu verwerthen. Ancona gehört unstreitig zu den hübschern Städten Italiens; die Häuser sind fast durchaus aus grauen Kalksteinen gebaut und erhalten dadurch den Anstrich einer gewissen Solidität, wenn auch keines wirklich großartig ist. Unter den öffentlichen Monumenten macht die Statue eines Papstes, Clemens, die Nummer weiß ich jedoch nicht, einen komischen Eindruck. Er sitzt und hat die rechte Hand aufgehoben; ob es humoristischer Zufall oder böswillige Zerstörungssucht war, der Mittel-

finger fehlt und so erscheint der Statthalter Christi in der Attitude eines Moraſspielers.

Wir hielten unsern Curs an der italienischen Seite des adriatischen Meeres und hatten den 5. gegen Mittag Monte Gargano in Sicht. Der Anblick des Berges vom Meere aus ist, trotzdem daß er nur 4800 Fuß hoch ist, großartiger, als ich mir vorgestellt hatte; es ist mehr ein großer Bergstock, als ein vereinzelter Berg, der östlich außer der Axe des Hauptstockes der breit aus einander tretenden Apenninen liegt. Der Wind wehte aus Westen und wir hatten mehrere leichte Strichregen; aber mit wieder eintretendem Nordwest heiterte sich der Himmel auf. Eine kleine Schaar Delphine kreuzte unsern Curs. Die Maschine des Oriente leistete das Aeußerste und lief 8½ Knoten (4 machen 1 deutsche Meile) in der Stunde. Wir hatten manchmal gegen Sonnenuntergang die niedrigen Küsten von Unteritalien in Sicht, und um 11 Uhr Nachts ankerten wir auf der Rhede von Brindisi; der Strand ist flach. Weshalb der Lloyd dort acht Stunden regelmäßig verliert, ist schwer zu errathen, denn an Passagieren nahmen wir nur einen armen Juden und als Fracht einige Dutzend Hasenbälge mit.

Wir verließen Brindisi nach 8 Uhr Morgens und dampften in südöstlicher Richtung in's jonische Meer. Gegen Mittag bekamen wir die schneebedeckten Berge der albanischen Küste bei Cimara, hohe Kalkberge mit nackten Wänden, zu sehen. Die steile Küste erinnert ganz an die Dalmatiens, da beide ja zu demselben Zuge der dinarischen Alpen gehören. Die Cimarioten sind ein wildes räuberisches Volk, die Standrecht üben und den Schiffbruch wie einen Himmelssegen betrachten; ich kannte damals noch nicht Key-West und schrieb eine Philippica gegen die Barbarei. Mittags fiel Hagel, der Wind sprang um und blies

aus südöstlicher und später aus östlicher Richtung; es sind locale Strömungen, die aus den Schluchten des Küstengebirges wehen. Nachmittags wurde der Himmel vollständig klar; die Nähe der Küste verbreitete aber noch eine bedeutende Kühle, so daß uns unsere Oberröcke sehr wohl thaten. Abends phosphorescirte die See stark. Um 9½ Uhr ankerten wir im Hafen von Corfu.

Früh des Morgens verließen wir unser Schiff, erst nachdem die gewöhnliche Sanitätsförmlichkeit erfüllt war. In Corfu war schon vollständiger Frühling und in der Stadt hatte Alles ein festliches Aussehen, denn die Griechen feierten ihr Weihnachtsfest. Die Straßen in der Nähe des Hafens haben ein italienisches Aussehen; der obere Stadttheil in der Nähe des Palais des englischen Gouverneurs sieht dagegen sehr rein und wohnlich aus. Das Beispiel der englischen Residenten ist nicht ohne Nachahmung geblieben; die Häuser und ihre Bewohner, theils griechischer, theils italienischer Abstammung, überraschen durch Reinlichkeit, wenn man auch einen Theil auf die griechischen Festtage setzt. Die Läden waren geschlossen; aber Thüren und Fenster der Privatwohnungen standen geöffnet und ließen Einsicht nehmen in die Vorbereitungen zu dem Feste, das nicht nur einen kirchlichen, sondern auch einen wirklichen Familiencharakter zu haben scheint, wie bei uns im Norden. Die Einwohner waren durchgehends in französischer Tracht. Wir stiegen auf die Citadelle, um Aussicht zu gewinnen; der wachhabende englische Officier war sehr freundlich und gab uns einen Unterofficier mit, um uns herumzuführen. Die Wälle sind in vollständiger Kriegsbereitschaft und alle Plattformen mit Geschütz versehen. In gerechter Würdigung der ballistischen und national-ökonomischen Wahrheit stehen die Kanonen durchaus auf hohen Walllafetten aus Gußeisen; überall liegen die Geschosse in Pyramiden. Das

Panorama von Corfu ist reizend. Auf dem höchsten Punkt arbeitet ein optischer Telegraph und an der Küste kreuzt eine Division der türkischen Flotte. Meer und Himmel sind vom tiefsten Blau, mit dem die nackten pittoresken Berge, zum Theil mit blendendem Schnee bedeckt, sehr hübsch contrastiren; Berg und Thal, die Stadt und ihre Burgen spiegeln sich wieder in der glatten Fläche. Nach diesem glänzenden Eindrucke ruht das Auge mit Vergnügen auf dem frischen Grün der Insel aus, das die verschiedensten Nüancen zeigt; das melancholische grünliche Grau der Oelbäume, neben dem Dunkelgrün der Orangengärten, der Myrthen, Granaten und des Lorbeers, hier und da unterbrochen von einer Pinie und Cypresse, bildeten den schönsten Gegensatz. In der Vogelperspective gesehen sieht Corfu wie ein Garten aus; zwischen den Wein- und Fruchtgärten liegen hübsche kleine Villen und die Häuser der Landleute.

Als wir wieder in die Stadt zurückkehrten, war eben die ganze Garnison zur Wachparade auf der Esplanade ausgerückt. Sie bestand aus einer sehr starken Artillerieabtheilung, einem englischen und einem hochschottischen Linienregiment. Die Letztern sehen in ihrer nationalen Tracht sehr martialisch aus und machten auf uns einen doppelt neuen Eindruck, als wir sie mit eisernem Tritt beim schrillen Ton ihrer Sackpfeifen auf einem Boden, wo ihre Erscheinung einem Anachronismus gleicht, aufmarschiren sahen. Auf der Esplanade steht auch das Denkmal Schulemburg's, der 1716 Corfu durch 42 Tage gegen die Osmanen heldenmüthig vertheidigte. Wir hatten noch Zeit, einen kleinen Ausflug zu machen und freuten uns über den saftig grünen Rasen im Schatten der Olivenhaine, der überall mit weißblühenden Anemonen gestickt war. Daneben sahen wir eine Fülle von Orangen, die aus dem dunkeln Laube leuchteten

und die uns verführten, eine beträchtliche Zahl zu essen. Ueberall ist gartenmäßige Cultur des fruchtbaren, humusreichen Thonbodens; wir sahen auch einige Luxusgärten der Engländer, die ungezwungen wie ihre Parks sind. Das Terrain ist von guterhaltenen Wegen durchschnitten und die Hauptstraße war, so weit wir sie sahen, vortrefflich.

Corfu macht ganz den Eindruck, daß es dort sich schön und mit Hinblick auf das englische Banner, das über ihm flattert, auch ruhig wohnen läßt. Im Herbste sollen aber hier hartnäckige Wechselfieber auftreten, wie auf so vielen Punkten des Mittelmeerbeckens.

Wir hätten bald die Abfahrt versäumt; aber ein Kanonenschuß vom Oriente mahnte uns zur Rückkehr. Wir verließen um 1 Uhr den Hafen und dampften hart an der türkischen Flotte vorüber, welche die albanesische Küste bewachte, um das Einführen von Waffen nach Montenegro zu verhüten. Nächtlicher Weile passirten wir die Westküste von Santa Maura und damit den romantischen griechischen Mägdesprung, den Sapphofels. Wer wird behaupten, daß es im Alterthum keine Romantik und keine Sentimentalität gab? Wir liefen später in Cephalonia ein, das wir jedoch vor Tagesanbruch schon wieder verließen; am 8. Morgens legten wir in Zante an und steuerten nach einem einstündigen Aufenthalte wieder nördlich. Die See war Morgens bedeutend wärmer als die Luft; die erste hatte 12,5°, die letztere 10° R. Wir hatten die schneebedeckten Berge des nordwestlichen Theils des Peloponnes oder des alten Elis fortwährend in Sicht, von denen ein scharfer Wind blies. Um 1 Uhr waren wir auf der Höhe von Missolunghi, beinahe eben so berühmt durch Byron's Tod wie durch seine hartnäckige Vertheidigung während des griechischen Frei-

heitskampfes. Aus der Entfernung sieht die Stadt klein und unansehnlich aus, und da das Terrain keine Schwierigkeiten bietet, welche eine Hilfe für die Vertheidiger gewesen wären, ist die muthige Ausdauer seiner Vertheidiger um so bewundernswerther. Der Lloyd will hier eine Zwischenstation anlegen.

Um $3^1/_2$ Uhr ankerten wir vor Patras oder eigentlich Patra, wie die Neugriechen es nennen, von denen man doch voraussetzen darf, daß sie am besten wissen, wie ihre Stadt heißt. Wir hatten Mühe, uns der Zudringlichkeiten der Lohnbedienten zu erwehren, die für ihre Hotels Gäste werben wollten. Ueber der Stadt mit ihren neuen rechtwinkligen Straßen erheben sich die Trümmer ihrer Burg im Hintergrunde. Schon die nächsten Berge sind nackt, die entferntern Höhen, der Berg Voidhia, der Panachaikon der alten Griechen, mit Schnee bedeckt; in der Stadt war jedoch den ganzen Winter hindurch noch kein Schnee gefallen. Die Häuser der Stadt sind theils aus Steinen, die kleinern aus Luftziegeln gebaut; aber alle sind mit rothen, schweren Ziegeldächern gedeckt. Die Stadt ist erst seit der Unabhängigkeit wieder aufgebaut; sie war fast gänzlich zerstört worden, ehe sie den Türken entrissen werden konnte. Die günstige Lage zwischen den jonischen Inseln, dem Golf von Korinth, Morea und dem griechischen Festlande gaben dem jungen Patra bald wieder seine alte Bedeutung, und die Zahl der eingelaufenen Seeschiffe betrug 1850 schon 834 mit mehr als 70,000 Tonnen Gehalt. Die Einwohner kleiden sich fast durchgehends in griechischer Tracht; sie sieht barock genug aus, ist aber gewiß noch unzweckmäßiger, als die französische, welche wir nachäffen. Die Fustanellen oder die weißen Pluderhosen, die enganliegenden gestickten Jacken mit weiten Aermeln geben selbst den Männern ein weibisches Aussehen. Die Frauen ste-

hen schon unter der Sitte orientalischen Zurückgezogenseins, die, welche wir sahen, trugen alle, wie die Männer, den rothen Feß sehr cokett nach dem einen Ohr geneigt und mit langen Nadeln an das Rabenhaar geheftet. Sie verlegen sich sehr stark auf die Malerei, und zwar nicht bloß in weiß und roth, sondern auch in schwarz, denn auch die Augenbrauen, die Ränder der Augenlider oder wenigstens die Augenwinkel werden gemalt, um das Auge scheinbar zu vergrößern und ihm mehr Ausdruck zu geben. Die Vegetation der Umgebung ist jener ärmliche Wuchs von kleinen, harten und stachligen Pflanzen, der in Südeuropa so häufig ist und den man am besten mit dem Namen Eselsweide bezeichnen könnte. Im Unabhängigkeitskriege wurden die Olivenhaine und alle Fruchtbäume niedergehauen; für den Mangel an Pflanzen entschädigt die Aussicht auf die Berge im Hintergrunde des Golfs. Ueber dem flachen Küstenstriche, der die nächste Umgebung der Stadt bildet, hängt ein dicker Nebelstreif. Im Sommer und Herbst soll es hier sehr viele Wechselfieber geben; sollte nicht der alte Schuttboden einen großen Antheil haben? Die Vorhügel sind alle mit Reben bepflanzt, welche die bekannten kleinen Weinbeeren oder Korinthen liefern und für Griechenland neben Oel und Wein den wichtigsten Ausfuhrartikel bilden. Die Reben werden auf den Kopfschnitt gezogen. Bei unserer Rückkunft in die Stadt sahen wir einige Truppen, über die man sich des Lachens nicht enthalten kann, wenn man an Homer's hellumschiente Achäer denkt. Ein Theil gehörte der Linieninfanterie an und war in baierische Uniformen gezwängt, hatte jedoch eine Art Uhlanenmütze zur Kopfbedeckung. Der andere Theil gehörte zu einem der nationalen Fustanellenbataillone. Was die Hochschotten an ihrer Schenkelbekleidung durch Nacktgehen ersparen, das verschwenden

die griechischen Truppen. Welch schöne Betrachtungen könnte man folgern, wenn man in die Argumente der Bridgewater-Bücher einginge!

Mittags verließen wir Patra und schon nach einer Stunde passirten wir die neuen Schlösser von Lepanto. Es sind zwei große Küstenforts am schmalen Eingange des Meerbusens von Korinth, der hier und auf der ganzen Strecke mehr einem großen, prächtig dahinrollenden Strome, als dem Meere gleicht. Hinter den Forts liegen die Trümmer der alten Meer- und Bergfeste, an deren Fuße jene weltberühmte Seeschlacht geschlagen wurde, an der das merkwürdigste ist, daß die Sieger ihren Sieg nicht zu benutzen verstanden. Es war eine barbarische Zeit, wo der Krieg der Europäer noch nichts weiter war, als Todtschlag im Großen, und die Türken die besten Taktiker, Administratoren, die besten Financiers und die einzigen waren, die religiöse Toleranz übten. Bis jetzt war die Zahl der Passagiere an Bord eine sehr geringe, trotzdem daß wir bald da, bald dort einließen, war die Zahl kaum um ein halbes Dutzend gestiegen. Das änderte sich jedoch plötzlich, als wir in Vostizza landeten, wo mehr als 40 Passagiere dritter Classe in solcher Hast an Bord kamen, daß es einem Entern glich; es sind Griechen im natürlichen Hirtenkleide, dem Schafpelze, in Oberkleidern aus groben, dicken Wollstoffen, von den wunderlichsten Formen, die sich oft dem Kaftan oder Burnus, aber niemals dem classischen Schnitt nähern. Es war ein neuer Anblick, wie das Alles durch einander sich bewegte, lag und kroch oder im altgriechischen Pathos einherstolzirte, daß der Vater Homeros seine Freude an ihnen gehabt hätte. Viele waren zum ersten Mal an Bord eines Dampfers und betrachteten Alles mit viel Wißbegierde; besonders viel Vergnügen machte ihnen der Schornstein des Dampfers, den sie in

seiner Function als unentgeltliche Wärmpfanne umringten. Auch einige Würdenträger hatten unter den Deckpassagieren Platz genommen, darunter auch ein Pope in einem schmutzigen braunvioletten Kaftan, der sich ohne Umstände am Deck einrichtete, neben einer Gruppe Soldaten, welche Kaffee kochten.

Der Lloyd verdient an diesen Passagieren das meiste Geld in den griechischen Gewässern, obwohl sie den Capitänen aus mehr als einem Grunde nicht angenehm sind. In der schönen Jahreszeit sind oft 2—300 davon an Bord und die Dampfer tragen viel zur Communication zwischen den einzelnen Küstenorten bei. Die Cabotage der Lloyddampfer ist höchst einfach und erinnert sehr an das Zeitalter der Argonauten; Zeit- und Ortsbestimmungen werden natürlich dabei nicht vorgenommen; das Schiff ist in den Händen von Lootsen, die an den verschiedenen Hauptstationen aufgenommen werden, so daß der Capitän eigentlich nur um der Repräsentation willen an Bord ist. Wir haben auch zwei Cajütenpassagiere erhalten, einen Beamten und einen Deputirten, die sich die ganze Zeit über damit unterhielten, daß sie die Kugeln kleiner Rosenkränze zählten oder zwischen den Fingern durchlaufen ließen. Solche Spielschnüre sahen wir später öfter im Orient; es ist wahrscheinlich eine von ihren frühern Herren ererbte Gewohnheit.

Wir erreichten spät Abends Lutraki am Ende des Golfs von Korinth. Wir konnten jedoch am Morgen erst unsere Situation würdigen, auf die wir neugierig waren, da uns die Oertlichkeit durch absoluten Lichtmangel aufgefallen war. Lutraki ist ein geographischer Begriff, eine Lloydsche Schöpfung, die damals aus nichts mehr und nichts weniger als einem Hause bestand. Gegenüber liegt Korinth, ein Haufen unbedeutender Häuser mit 2000 Einwohnern, an derselben Stelle, wo einst

die kunstliebende, blühende, reiche und üppige Stadt gleichen Namens stand, die Häfen an beiden Meeren hatte. Vom alten Akrokorinthos ist nichts mehr übrig, als der Name und der Berg, auf dem die stolze Burg sich erhob. Am Strande ist eine warme Quelle von 25° R., wo der ewig im Kleinen speculirende Lloyd eine Badeanstalt errichten wollte. Das Wasser der Quelle ist geschmacklos; manchmal sollen Fische darin vorkommen, wahrscheinlich Harder (Mugiloiden), da es die einzige Gruppe im Mittelmeere ist, die sowohl im Süß- als Seewasser lebt.

Die Reisenden verlassen hier die Dampfer, welche Rückfracht und Passagiere erwarten und denselben Curs nach Triest zurücknehmen. Die Passagiere erster und zweiter Classe werden zu Wagen über den Isthmus gebracht, wo sie auf der östlichen Seite in einem andern Dampfer weiter befördert werden. Die Bodenanschwellungen auf dem Isthmus sind nur gering; das Gestein ist Kalk. Die Straße ist gut, die Wägen sind leicht und haben eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen Fuhrwerken, die man früher vor den Linien Wiens fand; das Gepäck und die Frachten folgen auf Packwagen. Ein Lloydofficier, bis an die Zähne bewaffnet, und eine Reiterescorte begleiten den Zug; längs der ganzen Straße stehen einzelne Posten der Gendarmerie und Abtheilungen eines Fustanellenbataillons. Diese Vorsichtsmaßregeln sprechen mehr als Alles gegen die Sicherheit der Wege und des Verkehrs.

Die Vegetation besteht aus Arbutus, Terebinthus und einem schönen lichtgrünen Nadelholz (Pinus cephalonica). Vorwaltend ist niederes Gestrüpp, selbst da, wo die Bodenverhältnisse gut sind, denn die Feinde aller Waldcultur, die Ziegen, weiden überall, und der Markt in Athen ist zu verlockend;

kleine Gestrüppe werden oft, wie an der adriatischen Küste, mit den Wurzeln ausgezogen.

Am Golf von Salamis liegt Kallimaki, ein anderer geographischer Begriff. Die Breite zwischen Lutraki und Kallimaki ist nicht ganz eine deutsche Meile. Der Lloyddampfer, der dort lag, war schon geheizt; die Post, die wenigen Waaren und das Passagiergepäck waren bald verladen. Am Bord unseres Schiffes trafen wir zwei Gastwirthe aus Athen, die den Reisenden regelmäßig bis Kallimaki entgegenfahren, um sie zur Einkehr in ihre Hotels zu bewegen; einem natürlich fielen wir zum Opfer. Wir fuhren zwischen Salamis und Aegine nach der Küste von Attika, und hatten alle Mühe, uns nicht zu sehr von unsern griechischen Gymnasialerinnerungen beherrschen zu lassen, als wir die Akropolis zu Gesicht bekamen, die sich von der See aus auf dem blauen Himmel wundervoll schön abhebt.

Wir liefen im Piräus ein, dem Haupthafen des alten Athens. Gegenwärtig liegt an ihm eine neue, für sich bestehende und aufblühende Stadt. An seinem Eingange standen auf den zwei großen meerumflossenen Piedestalen, die jetzt zwei Laternen tragen, die berühmten zwei Löwen, welche die Venetianer hinwegführten und die gegenwärtig noch in Venedig vor dem Arsenale stehen. Der Hafen ist geräumig, tief und sicher; er war voll Schiffe; das größte, ein russisches Kriegsfahrzeug, lag neben griechischen kleinen Kriegsschiffen wie ein Gönner und Beschützer. Wir landeten um 3½ Uhr und fanden am Strande Miethwägen; unser Wirth begleitete uns, um sich seiner Kunden zu versichern. Der Piräus ist ein Freihafen, aber am Wege nach Athen ist ein Zollhaus, wo die Zollwächter unser Gepäck zu visitiren drohten;

ihr zerlumpter Anzug sprach wenig für die glänzenden Finanzen der Regierung des neuen Griechenlands. Unser Wirth wendete den Drohungen gegenüber eine einfache Zauberformel an, die bloß in einem Worte bestand, das wie ein verstümmelter Zwanziger lautete; so weit und noch weiter in's ganze östliche Mittelmeerbecken reicht die Macht dieses daheim zur Mythe gewordenen Silberlings.

Zweites Capitel.

Das antike und moderne Athen. — Die Universität als Propaganda des Hellenenthums. — Aussichten Griechenlands. — Akropolis. — Aussicht der Reisenden vom Pentelikon. — Neujahr der Griechen. — Syra. — Smyrna.

Die Landschaft ringsum ist angebaut, Gärten und Olivenhaine gehen bis an den Fuß der Berge. Athen liegt in einer kleinen Ebene innerhalb der Trümmer des alten; das moderne macht jedoch keinen großartigen Eindruck. Fast alle Häuser sind neu, aber weder groß noch besonders hübsch, und aus dem antiken Schutt und dem modernen Mist erhebt sich ein Gemisch von europäisch-orientalischem Stil. Man hat sich mit dem Bau der neuen Stadt übereilt und ihn begonnen, ehe man noch den antiken, venetianischen und türkischen Schutt weggeräumt und einen vernünftigen Bauplan entworfen hatte. Besonders unglücklich war die Idee, Neubauten in unmittelbarer Nähe der Akropolis aufzuführen; man hätte dort durch Ausgrabungen noch Manches retten können. Der königliche Palast imponirt mehr durch Einfachheit als durch Schönheit, trotz seiner Bekleidung von weißem Marmor und bei seinem gänzlichen Mangel an architektonischem Charakter mahnt er an die prosaische Nüchternheit unserer Zinshäuser. Auf einem Hügel außer der Stadt

liegt die Sternwarte von Sina dotirt, aber ohne Instrumente und Beobachter. [1]) Einen unangenehmen Eindruck macht die Universität; gut angelegt, obwohl nicht ausgedehnt, ist das Gebäude seit acht Jahren unvollendet, weil die Kammern kein Geld dazu hergaben. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen sind in dem Raume untergebracht, der ursprünglich zur Aula bestimmt war, aber ganz roh und unangeworfen dasteht; Wind und Regen treiben mit den Sammlungen ihr Spiel, und doch ist die Universität ein Institut, das vorzügliches Gedeihen verspricht, weniger vielleicht für die Förderung der Wissenschaft, um so mehr aber als Organ der politischen Propaganda des Hellenenthums, indem nicht nur die Griechen des Königreichs, sondern auch die in der Türkei wohnenden, die der jonischen Inseln und selbst die der Moldau und Walachei hierher kommen. Die Organisirung ist mehr nach französischem als deutschem Muster; Collegiengelder oder Prüfungstaxen werden nicht bezahlt, mit Ausnahme von 5 Drachmen für den Stempel des Diploms (eine Drachme = 21 Kr. C.-M. = 7 Silbergr.). Die Zahl der Professoren ist 32; ihre Besoldungen variiren von 200 bis 300 Drachmen monatlich, sind aber bei dem hohen Preise der Existenzmittel, besonders der hohen Miethe der Wohnungen, viel zu klein, da der Preis einer nur einigermaßen anständigen Wohnung von 4 bis 5 Zimmern 1200—1500 Drachmen beträgt. Ursprünglich von deutschen Gelehrten besetzt, hat die Universität unter den Lehrern gegenwärtig nur noch einen Deutschen, H. L., der Professor der Chemie und zugleich Hofapotheker ist; aber auch dieser war 1844, wo das Volk und die Armee die Constitution erzwangen, entlassen und nur auf Antrag der Studenten wieder angestellt worden.

Das ganze Philhellenenwesen und die Befreiung Griechenlands aus den Händen der Barbarei ist eine durchaus verunglückte

Idee, wenn sie nur dadurch motivirt wurde, daß man die Nachkommen eines Volkes, welches die antike Civilisation begründete, nicht dürfe verkümmern lassen. Dieser Nepotismus der öffentlichen Meinung war einer der kläglichsten Mißgriffe der in der Gegenwart so arg verschrieenen Gefühlspolitik gewesen, der aber Jenen die beste Handhabe bot, welche die Losreißung aus ganz andern Motiven, als einer enthusiastischen Reminiscenz realisirt haben wollten, z. B. Rußland und allen russisch Denkenden. Diese bedachten nicht, daß sie dadurch jeder andern beeinträchtigten Nationalität das Vor- und Beispiel, ja selbst das Recht gaben, Gleiches zu thun und den dunkeln Instinkt in den Massen der europäischen Menschheit zu Neugestaltung ihres staatlichen Lebens durch Bildung unabhängiger Reiche nach der Nationalität, der nach den ersten Eroberungen der französischen Republik erweckt, aber später getäuscht worden war, zu einem klar bewußten Wunsche aufhellten. Allerdings setzten die drei Großmächte, welche die Frage der griechischen Unabhängigkeit durch den Gewaltstreich bei Navarin entschieden, weniger ein als die übrigen, aber auch sie haben Staaten und Völker unter ihrem Scepter, welche eines Tages dasselbe versuchen könnten. — Das moderne Griechenthum in seiner gegenwärtigen Phase besticht nicht leicht den, welcher es ohne Vorurtheil prüft. — Beim Beginne des Befreiungskampfes übertraf die griechische Barbarei die türkische bei Weitem und noch gegenwärtig ist die große Masse des Volkes im höchsten Grade unwissend, und mit Hintansetzung jedes Gesetzes zu den brutalsten Acten von Selbsthilfe geneigt. Doch der Unabhängigkeitskampf hat den natürlichen Trieb nach persönlicher Freiheit zu dem nach politischer gesteigert, und die kühnen Unternehmungen der Klephten und Piraten in ihren Vertheidigungen

und Ueberfällen haben einen Geist von Zuversicht genährt, der nicht ohne Folge auf die weitere Entwicklung Griechenlands bleiben wird. Die Lust auch zu andern Unternehmungen ist erwacht und im Volke ist die Energie, sie durchzuführen, vorhanden. Denn es hat die Tapferkeit, die Fähigkeit, die Schlauheit, die Frugalität und den hohen Grad von Gemeingeist und sein Nationalgefühl treibt es, aus seinen Gesetzen, seiner Sprache und selbst seinen Sitten alles Fremdartige und jede Spur, die seine Unterdrücker zurückgelassen, zu entfernen. Das Volk, das durch die günstige litorale Entwicklung seines Landes zur Seefahrt und zum Handel durch die Natur berufen ist — denn die griechische Welt ist in dieser Beziehung der vollkommenste Organismus mit einer fehlerlosen Harmonie in seiner Gliederung — hat in beiden rasche Fortschritte gemacht und die Handelsmarine hat zugenommen in einer nie erlebten Weise. Das Streben nach Erweiterung der materiellen Macht, gesteigert durch die glücklichen Erfolge unter ungünstigen Verhältnissen, wird unter den gegenwärtigen glücklichen Constellationen seiner politischen Existenz, in der Nähe eines zerfallenden Staates, in dem drei Millionen leben, welche durch dieselben Bande der Sprache, der Religion und der materiellen Interessen schon jetzt, wenn auch nur lose, verknüpft sind, sich ein höheres Ziel seines Ehrgeizes stecken. Während das griechische Leben sich in den großen Städten der Türkei durch die Zunahme an Bevölkerung, Intelligenz und Reichthum stärkt und hebt, so daß die türkischen Beamten kaum mehr den Muth haben, Gewalt anzuwenden, ist selbst in kleinen Orten und auf dem Lande die griechische Bevölkerung trotz Armuth und Unwissenheit so voll Nationalbewußtsein, daß dieses im Conflicte mit den ihre Regierungsvollmachten in alter Osmanliweise überschreitenden Paschas explo-

dirt. Bei dem gährenden Zustande des osmanischen Reiches, dem Verfall der alten Institutionen und der Unhaltbarkeit der neuen Reformen, welche gegen alle Grundsätze des Islam sind und das moralische Selbstvertrauen der Türken, die sich auch der Zahl nach vermindern, brechen; ist der Fortbestand desselben unmöglich, eben so unmöglich, wie eine Verjüngung durch die Transfusion stamm- und glaubensverwandter, noch lebenskräftiger Völker, oder wie das Erstehen einer neuen Dynastie, gegen welche die europäische Politik ist, wie dies das Vorgehen gegen Mehemed Ali schon bewies, als man die Bildung eines neuen mohamedanischen Staates, der auf dem Punkte stand, den alten zu absorbiren, aus allen Kräften verhinderte. Die Griechen sind die naturgemäßen Erben des Reiches, in Constantinopel und jenseits des Balkan, so wie in den Handelsstädten Kleinasiens und den Inseln. Zur Erfüllung dieser Mission fehlt es ihnen weder an Willen, noch an Muth und Mitteln, vorausgesetzt, daß die europäischen Mächte sie in ihrem Streben gegen den einzigen wirklichen, aber bedeutenden Rivalen direct unterstützen oder diesen wenigstens hindern, ihre Bestrebungen zu vereiteln.[2])

Auffallend ist in Athen der Mangel an Gärten; die Reste von Gärten in der Nähe türkischer Häuser wurden als Bauplätze verwendet oder es wurden Straßen durchgeführt. Bei Anlegung der letztern hat man jedoch die Dattelpalmen berücksichtigt, von denen einige vereinzelt gegenwärtig in der Mitte der Straßen stehen.

Unser nächster Besuch galt der Akropolis. Auf der sanft geneigten Dachfläche eines isolirten prismatischen Kalkfelsens stehen die glänzend weißen Marmortrümmer jener Bauten, die durch Größe, Geschmack der Anordnung und Ausführung, so wie

durch die Schönheit und Solidität des Materials unerreicht sind; diese Bauten allein würden den Namen Perikles groß gemacht haben. Sie sind abwechselnd durch Türken und Venetianer so zusammengeschossen, durch Archäologen und Kunstliebhaber so geplündert worden, daß gegenwärtig nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen übrig ist, den der Fremde gegen ein Eintrittsgeld besehen kann. Der Fremde darf so lange darin herumwandern, bis der Gensdarm dem Führer mittheilt, daß er hungrig ist und nun essen gehen müsse, wodurch gewöhnlich ein Extratrinkgeld als außerordentlicher Gensdarmeriebeitrag in Aussicht gestellt wird. Von den Propyläen sind nur wenige Säulen in einem erträglichen Zustande. Ueber die verfallenen Stufen der Propyläen tritt man in das Parthenon, den Haupttempel der Pallas Athene, der Haupt- und Stadtgottheit der Athener. Zertrümmert liegen Architrav und Capitäler neben den gebrochenen Säulenschäften rings umher, daneben findet man noch Kanonenkugeln und Bombentrümmer, die sie niedergehagelt haben. Die größte Zerstörung war durch das Bombardement der Venetianer unter Morosini hervorgebracht; die massiven Marmorschäfte sind so dick, daß sie gewöhnlichen Projectilen trotzen konnten; aber das Auffliegen eines Pulvermagazins, das unter der Moschee war, in welche die Türken den alten Minervatempel umgewandelt hatten, der früher schon die Metamorphose in eine christliche Kirche erlebt hatte, verursachte die größte Zerstörung. Das besterhaltene Denkmal der Akropolis ist der Tempel der flügellosen Victoria (Victoria aptera); er ist klein, aber von den schönsten Verhältnissen. Er war während der Kriege mit Mauerwerk überkleidet worden, sein Dach diente als eine Plattform und hat dadurch wenig gelitten. In neuerer Zeit hat man Ausgrabungen auf der Akropolis versucht.

Auf einem Hügel steht der Theseustempel. Er war von Kimon nach der Schlacht bei Salamis erbaut worden, dem Theseus und Herkules gewidmet, und wird gegenwärtig als eine Art archäologisches Museum benutzt; unter den größern Bauwerken ist er weitaus das besterhaltene. Vom Jupitertempel Hadrian's sind noch einige schöne Reste vorhanden, eben so vom Thurm der Winde. Man denkt unwillkürlich nach, wie oft die Kriegsfurie über Athen gezogen, wie viele Acte der Wuth und Barbarei hier verübt werden mußten, um die Menge von Tempeln, öffentlichen Gebäuden, Säulen u. dgl. verschwinden zu machen.

Dem Fremden wird gewöhnlich noch eine Felsenkammer gezeigt, in der Sokrates den Giftbecher trank, und der Rutschstein (der Sloping stone der englischen Handbücher), an dem unfruchtbare Frauen den Kindersegen suchten; daß er häufig befahren wurde, beweist die glatte Oberfläche.

Am 12. besuchten wir den Pentelikon. Unser Cicerone brachte kleine, aber ziemlich gute Pferde, für die wir 6 Drachmen (42 Silbergr.) bezahlten. Die nächste Umgebung der Straße ist fast kahl, mit Ausnahme der Ufer des Kephissos, an denen sich Oliven- und Weinpflanzungen und Vitex agnus casti hinziehen; der aufsteigende Boden wird vorzugsweise als Weide benutzt. Der beinahe 3500 Fuß hohe Berg sieht aus der Ebene gar nicht hoch aus, da seine Böschungen nicht steil sind; seine Umrisse sind schön und er ist bis auf zwei Drittel mit immergrünen Sträuchern, besonders mit dem Erdbeerbaume (Arbutus) bewachsen, der hier die Stelle unserer Berghaidekräuter vertritt, zu deren Familie er auch gehört; viele waren mit weißen Blüthen und rothen Früchten bedeckt; Kapernsträuche wurzeln in den Felsspalten; im Dickicht an der

Seite des Weges liegen große Blöcke jenes weißen, glänzenden Marmors, aus dem der mittlere Theil des Berges besteht und dessen Brüche Kimon und Perikles das Material zu den Prachtbauten lieferten, mit denen sie Athen verschönerten. Der obere Theil des Berges besteht aus Glimmerschiefer; er ist theilweise mit Flechten bedeckt, aber auffallend arm an Moosen, ein Beweis der Trockenheit des Klimas. Wir langten um Mittag dort an und hatten eine prachtvolle Aussicht. Der Himmel ist glänzend tiefblau. Im Süden liegen die Hügel und die Ebenen von Attika im matten Gelbbraun, durchzogen von graugrünen Streifen, welche die Olivenculturen sind; so weit das Auge reicht, keine Spur von Wald, und nur in günstiger Lage ist seinem Abtrieb die immergrüne Strauchvegetation gefolgt. Man sieht die ganze Halbinsel Attika, deren Rücken der blumenreiche, aber in seinen Umrissen wie ein langes Giebeldach einförmige Hymettus ist, der in dem Vorgebirge Sunium endet. Hinter dem glänzenden Meerarme steigt die Küste des Peloponnes mit seinen grauen Bergketten auf. Im Südwest liegt ein niedriges Vorland, in welchem die alten Häfen Athens eingeschnitten sind, und der Golf von Salamis mit den Inseln Aegina und Salamis. Westlich sind die Berge von Megara, im Norden die rothe Erde von Marathon, und ein von seinem Stamm abgeschnittener Bergast, die Insel Euböa, deren Meerenge aus dieser Ferne wie ein Wassergraben aussieht, Marathon und Salamis, die Orte, wo Hellas in ruhmreichen Schlachten seine Freiheit vor fremdem Despotismus und die Civilisation vor Barbarei rettete, und deren Gedächtniß die Enkel nach zwei Jahrtausenden noch aufrüttelte aus ihrer Sclaverei und nationalen Erniedrigung! Es war uns nicht erlaubt, lange oben zu verweilen, wenn wir noch vor Einbruch der Dämmerung nach Athen zurückkommen wollten.

Am 13. Morgens wurden wir lange vor Anbruch des Tages schon durch Kanonendonner und festliche, mehr dorische als lydische Musik geweckt; die Griechen feierten in geräuschvoller Weise ihr Neujahrsfest und um 8 Uhr war großer Aufzug der griechischen Heeresmacht, die in ihrem Aussehen, besonders was Kleidung und Pferde anbelangt, viel zu wünschen übrig läßt. Hält der König von Griechenland weder viele noch schöne Soldaten, so hat das Volk dagegen den Trost, daß seine Armee eine der billigsten ist, denn das Militärbudget betrug im letzten Jahre nur 5 Millionen Drachmen. — Das Fest hatte nicht nur die Bevölkerung der Stadt auf die Beine gebracht, sondern auch einen Theil der umwohnenden hereingezogen. Den Hauptanziehungspunkt bildete die Kathedrale, in welcher feierlicher Gottesdienst stattfand, an dem der König und die Königin in Nationaltracht, der Hofstaat, die Kammern ꝛc. theilnahmen. Die Kathedrale ist in byzantinischem Geschmack aus massiven Marmorquadern gebaut.

Wir benutzten den schönen Tag zu kurzen Excursionen. Einzelne Pflanzen standen schon in Blüthe und kleine Schaaren Heuschrecken (Acridium) mit rosenrothen Unterflügeln hüpften über die sonnigen Abhänge; an den Bächen schwärmten eine Wasserjungfer (Agrion) mit rothem Hinterleibe, und Citronenfalter; die unter Steinen verborgenen Asseln und Tausendfüße (Polydesmus) erwachen aus dem Winterschlafe, und kleine Schnecken (Pupa und Helix) stoßen ihre Kalkdeckel los. Im classischen Ilissus, der zu einem schmalen Wasserfaden mit einer dürftigen Ufervegetation von Vitex und Oleander eingeschrumpft ist, treibt Hydrocharis schon junge Sprossen, und Closterium, Synedra ulna und kleine Navicula-Arten sitzen zu Tausenden auf den Steinen des Baches. Schwarze Poduren bedecken das

Ufer und schwimmen auf der Oberfläche, während im Wasser kleine Wasserflöhe (Cyclops) im Larvenzustande und als vollendete Thiere mit Eierschnüren umherschwimmen; sowohl die weiße als die gelbe Spielart kommen vor. Mikroskopische Thierformen wurden auch im Cephissus gefunden.[3]) Kleine grün gefärbte Wasserlachen an mehrern Punkten enthielten zwei mikroskopische Thierformen, das grüne Augenthierchen und die grüne Staubmonade (Englena viridis und Chlamidomonas pulvisculus) als färbendes Princip.

Athens mittlere Jahreswärme ist 15,5° C. Die ersten Tage unseres Aufenthaltes waren vollkommen klar, die Mittage oft warm. Im Wetter begann eine allmälige, aber durchgreifende Veränderung; der Himmel vertauschte allmälig sein tiefes Blau mit einem mattern; Inseln und Berge, welche die ganze Zeit über in scharfen und klaren Umrissen sich im Meere und in der Luft abhoben, fingen an, sich mit silbernen Schleiern zu bedecken und jeden Tag mehr zu verschwimmen, bis endlich unter eintretendem schwachen Südost die Luft auch schon auf kurze Entfernungen an Durchsichtigkeit verlor. Der Südost verstärkte sich und wehte zuerst lange dünne Streifen und später loses, aber noch unzusammenhängendes graues Gewölk vom Meere nach dem Lande, das anfangs noch über die Berge hinzog, dann aber an Schwere und Dichtigkeit zunehmend herabsank und an den Berggipfeln hängen blieb. Als wir am 17. eine Excursion zu einem alten Kloster machten, hatten wir schon einen sehr bewölkten Abend und die See war grau vom Reflex des Wolkenhimmels.

Salamis beinahe gegenüber liegt ein Kloster von altem, ehrwürdigem Aussehen; es soll das erste gewesen sein, das in

Griechenland gebaut worden war. In seiner Nähe ist der Platz, auf dem die Spiele zum Gedächtniß des Seesieges von Salamis gefeiert wurden. Der Strand bot nichts von Bedeutung, Patella und Trochus saßen an der Fluthmarke und in den Ritzen der Felsen steckten viele Seeanemonen (Entacmaea viridis) in einer lichten, fast weißlichen Varietät, die Fühlerspitzen blaß rosenroth; am Grunde des Meeres lagen viele Holothurien.

In dem Hotel waren wir sehr zufrieden; es war ein neues, hohes Haus, die Zimmer und Betten gut und rein und mit französischer Küche. Es wird von Fremden aller Nationalitäten besucht. Am 18. hatten wir ein vollständig ausgesprochenes Siroccowetter; der Südost war heftig und die See ging hohl. Wir verließen Athen am Abend mit jenem Vorgefühl von kommendem Unbehagen, das den zur Seekrankheit Geneigten beim Anblick einer hohlgehenden See befällt. Die folgende Nacht überbot selbst die schwärzesten Ahnungen, denn wir hatten eine fünfzehn Stunden lange stürmische Ueberfahrt nach Syra, das man gewöhnlich in sieben Stunden erreicht.

Hermopolis ist die Hauptstadt dieser Insel, gegenwärtig die größte, wenn auch nicht die schönste Stadt Griechenlands mit 28—30,000 Einwohnern.[1]) Die Stadt ist amphitheatralisch um den Hafen an den Berg hinaufgebaut. Ein englischer Reisender verglich sie mit einem großen Zuckerhute, der mit Häusern bedeckt ist. Die Häuser sind weiß getüncht und haben flache Terrassen statt der Dächer. Im Hafen herrschte viel Verkehr, denn er bildet einen Knotenpunkt in den griechischen Gewässern. Oesterreichische und französische Dampfer lagen zwischen den zahlreichen Segelschiffen. Die Einwohner treiben eine

ausgedehnte Rhederei. Die Reisenden, welche von hier nach Smyrna gehen, wechseln die Dampfer. Keine Beamten des Zollamtes, der Quarantäne und der Polizei quälen den Reisenden bei der Landung. Wir bestiegen die höchsten Punkte der Stadt, waren aber so arg mitgenommen, daß wir mehrere Stunden oben ruhig liegen blieben. Wir gingen noch denselben Abend weiter, und nach einer regnichten Nachtfahrt ankerten wir am andern Morgen um 8 Uhr im Hafen von Smyrna.

Die Stadt liegt am Ende einer schönen, inselreichen, großen Bucht, die von zum Theil bewaldeten Bergen bekränzt wird. Aus der Entfernung sieht sie malerisch aus; in einer Länge von fast 1/3 deutschen Meile zieht sie sich am Hafen hin und steigt an den Abhängen auf, überragt von weißen Minarets; im Hintergrunde erheben sich auf einem Hügel die Ruinen einer Festung und die Friedhöfe mit Hainen hoher Cypressen. Die Menge von Schiffen spricht für den großen Handel; am zahlreichsten ist die türkische Flagge, dann folgen die englische, österreichische und französische. Die Stadt hat 130,000 Einwohner, die Häuser sind meist aus Holz gebaut, klein und schlecht, von räucherigem Aussehen; nur die weißgetünchten am Hafen sehen gut aus; die Straßen sind eng, winklig und schmutzig, und da es während der zwei Tage viel regnete, so schwamm Alles im flüssigen Koth. Ein Jude bot sich uns als Cicerone an. Die Stadt hat mit ihren vergitterten Fenstern und Balconen ein fremdartiges Aussehen; lange Karawanenzüge von Pferden und Kameelen, meist 5—6 hinter einander gebunden, ziehen durch die Straßen, die in der Nähe des Bazars so belebt sind, daß man seine Noth hat, durchzukommen. Besonders interessant ist die Karawanenbrücke am Meles, wo man die malerischsten Costüme in allen Farben (freilich auch stark mit Schmutz und

Straßenkoth bedeckt) und Gruppen unter rauchigen Zelten und an der Tränke findet. Die Verkaufsläden sind zahlreich; in allen standen Kunden, die mit den Eigenthümern schwatzten und feilschten und rauchten. Die Handwerker arbeiten in offenen Läden; daß dies im Winter sich auch hier rächt, zeigen die vielen Katarrhe; warme Getränke, besonders Kaffee und Salepabkochungen werden überall genommen. Wir waren sehr überrascht, noch frische ausgezeichnete Weintrauben zu finden. Am Hafen war viel Bewegung; die Ausfuhr besteht vorzüglich in Färberröthe, Knoppern, Feigen, Häuten, Meerschwämmen, Kreuzbeeren, Wachs, Blutegeln, Kameelhaaren und vortrefflichen Rosinen, die mit den spanischen concurriren können. Griechische, türkische und europäische Matrosen, ernste armenische und europäische, besonders italienische Kaufleute sind hier die Hauptpersonen. Bemerkenswerth sind die großen mohamedanischen Friedhöfe mit ihren schönen Cypressen; die hohe Pyramidenform mit monotonen, fast steifen Umrissen und das düstere dunkle Grün machen Pluto's Baum zum geeigneten Symbol der Trauer. Die Grabsteine der Männer sind mit einem Turban geziert; denen der Frauen fehlt er: so erstreckt sich die Geringachtung gegen das schöne Geschlecht selbst auf das Grab. Von der in Trümmern über der Stadt liegenden Citadelle hat man eine schöne Aussicht.

Am 21. Nachmittags 4 Uhr verließen wir auf dem Arciduca Giovanni Smyrna. Unsere Reisegesellschaft war höchst gemischt: Englische und französische Kaufleute und englische Touristen befanden sich in der ersten, Griechen und Malteser in der zweiten Cajüte, eine Judenfamilie, Türken und Araber am Deck; unter diesen war die auffallendste Erscheinung ein Derwisch im braunen Kaftan mit einer hohen, kegelförmigen Filzmütze, der sich

nicht besonders klösterlich betrug. Am 23. hatten wir Alexandrien in Sicht. Der Pharus, die Minarets, die Pompejussäule, Windmühlen und endlich die Kronen der Dattelpalmen erschienen nach einander am Horizont; zuletzt die Häuser und Schiffe und eine einförmige, lange, gelbe Linie — der Strand.

Drittes Capitel.

Alexandrien. — Stadt und ihre Bewohner. — Begräbniß. — Delta. — Pompejussäule. — Die Dattelpalme. — Kosmetische Färberei. — Fellahin. — Schech el Beled. — Vorbereitung zur Nilreise. — Agiotage. — Katakomben. — Palast. — Egyptische Flotte. — Said's Garten.

Am 24. Mittags trafen wir im alten Hafen von Alexandria ein. Der Pilot kam an Bord. Wir fuhren an Schiffen aller Nationen und den Kriegsschiffen der egyptischen Flotte vorüber; kaum hatten wir geankert, so kamen Lohnbediente und Dolmetscher an Bord und bestürmten uns mit Anträgen.

Alexandrien war drei Jahrhunderte, von Vasco de Gama bis zur französischen Invasion, wie verschollen. Mehmed Ali hob es; die Einwohnerzahl stieg von 7000 auf 100,000, der gesteigerte Export von Getreide und Baumwolle und der indische Transit vermehrte die Wichtigkeit.[5]) Es ist wieder eine große Stadt mit vielen hübschen Häusern, die aus Bruchsteinen und Luftziegeln gebaut und keine Giebel, sondern Terrassen haben. Von den alten Bauten der Ptolemäer und der Römer ist in der Stadt selbst nichts mehr zu finden. Am Norduer, wo heute die Consulathäuser sind, war Bruchium früher der gelehrte Stadttheil, als die Medicäer des Alterthums, die Lagiden, der griechischen

Wissenschaft, die im Mutterlande zu welken begann, eine Freistätte öffneten, in der sie unter der königlichen Gunst wie in einer künstlichen Treibhauswärme, neue, wenn auch kümmerliche Blüthen trieb.[6]) Im Frankenquartiere sind die schönsten Häuser, die um einen rechteckigen großen Platz herumliegen, wie Wien keinen derartigen aufzuweisen hat. Koth und Schmutz sind erträglich, ungefähr wie auf einem großen deutschen Dorfe; die Straßen belebt von Kaufleuten und Käufern. Die Bevölkerung ist höchst bunt: Hier der Franke im Frack mit Cylinderhut und Glacéhandschuhen, und die europäischen Frauen im eleganten Wagen, dort Griechen in weiten Pluderhosen, Syrer und Araber im Kaftan und Turban neben dem braunen Fellah, der nur ein blaues Baumwollhemd trägt und der dicht verschleierten Fellah, von der man nur die Augen sieht; Kleider und Schleier sind gewöhnlich dunkelblau. Dazwischen bewegen sich Türken und schwarz angehauchte oder ebenholzschwarze Gestalten aus Habesch und dem Sudan in grellen oder weißen, mitunter höchst malerisch drapirten Costümen. Das geht, läuft, fährt und reitet auf Pferden, meist aber auf Eseln, die mit Metallringen behangen sind, daß es durch die Straßen rasselt und klingelt wie nordische Schlittenzüge. Daneben schreitet höchst gravitätisch der stoische Philosoph der Hausthiere, das Dromedar, den langen Hals vorwärts gebogen und Waaren und Bausteine auf seinen am Höcker befestigten Packsätteln tragend. Zu Fuß gehen erscheint als Zeichen der Armuth; fast Alle reiten auf Eseln, die hier sehr hübsche kräftige Thiere in allen Farben von reinem Weiß bis zum tiefsten Schwarz und unermüdlich sind, nur von ihren Treibern an Ausdauer übertroffen. Diese sind meist halbnackte Jungen, die mit unabweislicher Zudringlichkeit ihre Thiere den Vorübergehenden anbieten und dann wie besessen hinterdrein rennen. Die

Sättel sind von unsern Reitsätteln sehr verschieden; der vordere Rand trägt einen gepolsterten Knauf; der Reiter sitzt weit hinten, die Füße steif nach vorn ausgestreckt. Daneben gibt es viele Müßiggänger; alte und junge Kerle, die ein Häuflein Datteln feilbieten, für das sie höchstens einige Paras bekommen, hocken überall an den Häusern; andere verkaufen Gemüse, das sehr schön ist, Bananen und Zuckerrohr, das frisch gekaut wird. Groß ist die Regsamkeit der Europäer, deren Zahl auf 20,000 geschätzt wird, darunter die Hälfte Griechen, demnächst Italiener, Malteser, Franzosen, Deutsche und Engländer. Es existiren mehrere christliche Kirchen. Die Geschäfte rentiren gut; man muß aber baares Geld haben; der Zinsfuß ist 30 Procent. Schon in Griechenland ist er gesetzlich 12 Procent, obwohl man unter 18 Procent selten Geld bekommt. Die Europäer, männliche und weibliche, gehören der Mehrzahl nach der Hefe an, so die Malteser. Prostitution, Betrug, Diebstahl und Mord sind gewöhnliche Dinge.

Alexandrien ist befestigt durch Forts und detachirte Redouten, deren größter Theil sehr albern angelegt und aus Nilschlamm erbaut ist; sie sind neu und doch schon halb verfallen. Eben so ist die zweite Schöpfung Mehemed Ali's, die Flotte, in einem erbärmlichen Zustande. Die Garnison ist zahlreich, das trommelt und pfeift und marschirt durch die Straßen, daß Einem, wie in einer europäischen Garnisonstadt, die Ohren gellen. Die Militärpflicht ist angeblich eine fünfjährige; sie scheint aber länger zu dauern, denn man sieht neben ganz jungen, kaum sechzehnjährigen Burschen eine Menge verwitterter Physiognomien; nicht unbedeutend ist die Anzahl der Schwarzen. Anzug: blaue Jacke und Pluderhose mit rother Einfassung, rother Feß, darunter eine weiße Mütze, von der ein schmaler

Streifen hervorsteht, weißes Riemzeug, Patrontasche und Säbelscheide in einem Ueberzug aus weißem Baumwollenstoff. Die Truppen exerciren erträglich, marschiren in einem kothurnähnlichen, kniewankenden Paradeschritt; die Officiere tragen olivenbraune Röcke.

Alte Monumente sind: die Nadeln der Kleopatra, d. i. zwei Obelisken, von denen der eine umgeworfen ist, Diocletian's (fälschlich Pompejus') Säule, zu deren Piedestal schon Trümmer älterer Bauwerke genommen wurden, vom Präfecten Publius errichtet, und die Katakomben.

Die geringe Zahl antiker Ueberreste rührt daher, daß das alte Alexandria eine griechisch-römische Stadt gewesen ist, deren Baustil zu wenig massiv war, um der Zerstörung der Araber solche große Hindernisse zu bieten, wie andere egyptische Städte, welche außer den großen Straßen der Volks- und Kriegszüge lagen und aus Material gebaut waren, welches weniger unmittelbar eine andere Verwerthung erlaubte, als der Kalkstein.

Die Gegend ist flach und wäre wirklich trostlos ohne die Bewässerung vom Mahmudi- oder Alexandercanal, der vom Nil nach Alexandrien geht. Regen sind nur im Winter häufig; es sind oft drei Wochen dauernde Küstenregen, die sich aber selten über Cairo erstrecken. Vom Mahmudicanal gehen Bewässerungen in Gräben oder durch Schöpfräder in Gärten und Felder. Auf letztern steht die Weizensaat schon gegen Ende Januar 15 Zoll hoch; der Reisbau im Delta ist häufig, in der nächsten Nähe von Alexandrien seltener. Die Gärten haben als vorzüglichsten Schmuck Dattelpalmen, Mandeln, Feigen, Reben, Orangen, Tamarinden und Bananen mit schönen saftgrünen Blättern von zwei Fuß Länge. Die Früchte der letztern werden in Alexandrien verkauft, sie stehen in Büscheln oder großen Trau-

ben, haben eine grüne oder gelbliche Schale und ein gelbes Fleisch, das viel angenehmer als Zuckermelonen schmeckt; der deutsche Name Paradiesfeige, den Portugiesen entnommen, ist keine Hyperbel. Als schöne Schlingpflanze findet man einen violetten Windling. In einem Garten erhielt ich mehrere große Chamäleons. Die Wege um die Stadt und an den Wällen sind mit Alleen von Tamarisken und einer Acacie (Mimosa Lebbek) besetzt; diese sind dunkelgrün mit schönen Kronen, jene abenteuerlich verkrüppelt und graugrün, was sehr hübsche Contraste bildet. Große Strecken sind vegetationsarm, mit einer weißlich-violett blühenden Crucifere, die Schutthügel mit Salsola bedeckt. Am Meere hat der Dünensand nur kümmerlichen Pflanzenwuchs, der aber noch immer hinreichend ist, um eine große Menge weißer Schnecken (Helix) zu ernähren.

Auf einem unserer Züge durch die Stadt begegneten wir einem Leichenbegängniß. Blinde gingen paarweise voran und sangen: La i laha il lalluh, Mohammadur rasulullah; diesen folgten Anverwandte und Freunde, Derwische mit Fahnen, einige Knaben, von denen einer den Koran trug. Darauf kam der Sarg, abwechselnd von den Freunden auf den Schultern getragen. Den Schluß machten einige dicht verschleierte Frauen.

Mannigfaltig ist die Verwendung der hochbesteuerten Dattelpalme, für die $1\frac{1}{2}$ türkische Piaster (3 Silbergr.) pro Stück an die Regierung bezahlt wird. Die Früchte werden frisch, getrocknet und eingelegt gegessen, auch eine Art Honig und gegohrenes Getränk daraus bereitet; die Blattrippen werden zu Stangen und Kisten, die Blätter zu Flechtwerk und Körben, die Holzfaser zu Stricken u. dgl. verarbeitet.

Die Dattelpalme ist getrennten Geschlechts. Sie wächst langsam, wird bis 60 Fuß hoch und erfordert anfangs

große Sorgfalt. Die staubtragenden (männlichen) Palmen haben einen üppigern Wuchs. Der Stamm ist nicht viel werth, denn er ist nicht fest genug, um zu Brettern und Sparren zu dienen. Im April und in den südlichern Theilen schon im März brechen die Trauben durch die platzende Blüthenscheide, wo dann die Fellahin die künstliche Befruchtung vornehmen. Die jungen Fruchttrauben sind weich und eßbar; wenn ihrer zu viele sind, werden sie als Gemüse ausgeschnitten. Die Palmen sind gewöhnlich in kleinen Gruppen um die Dörfer angepflanzt. Sind sie einander so genähert, daß die Kronen sich berühren, so macht der Hain den Eindruck eines Säulenganges und ist dann das Prototyp saracenischen Baustils.

In der Umgebung blüht unser Lein. Die Staffage bilden Pferde, Esel, Kameele, schöne braune Rinder, die thebaische langohrige Ziege und schwarze Büffel. Esel und Kameele treten am meisten in den Vordergrund als Lastthiere; diese schleppen Balken, Bretter, Stabeisen, Eisenbahnschienen, Bausteine und Wasser in Schläuchen aus Ochsenhäuten; sie sind oft gräßlich aufgedrückt und meist schlecht genährt. Hier und da geschieht der Transport durch plumpe zweirädrige Karren.

Unter den Orientalen sind die Araber die überwiegenden und haben sich mannigfaltig mit der ursprünglichen Bevölkerung der Kopten (Nachkommen der alten Egypter) gemischt. Der Araber ist in der Regel mittelgroß, schlank mit kräftigen obern Gliedern, aber dünnen Waden, breiter Brust, langem Gesicht, Adlernase, gelber bis brauner Farbe, schwarzem Bart, der aber künstlich zugerichtet wird, indem sie die Haare sowohl am Winkel des Unterkiefers, als über der Kehle und einen halbmondförmigen Ausschnitt unter der Unterlippe abrasiren und ausbeitzen. Der Bart wird selten länger als handbreit getra-

gen, auch der Schnurrbart wird gestutzt. Schöne Vollbärte werden nur bei den hiesigen Europäern gesehen, denn die der Eingeborenen sind nach dem Muster zugestutzt, welches wir auf den alten egyptischen Denkmalen finden. Die Kopten sind die eigentlichen Neuegypter, gewöhnlich wird aber der christliche Theil der Bevölkerung so genannt. Der Kopte hat noch ganz die Bildung, welche wir auf den alten egyptischen Bildwerken sehen; er ist meist kleiner als der Araber, hat ein kürzeres, aber breiteres Gesicht, eine kurze, dicke, oft aufgestülpte Nase, dicke, aber noch nicht negerartige Lippen und eine etwas stärker vortretende Kauregion. Die Kinder sehen schwächlich und kränklich aus, die meisten haben dicke Bäuche und die Muskulatur der Gliedmaßen ist wenig entwickelt, so daß man sich wundern muß, wie aus ihnen in spätern Jahren kräftige Leute werden. Die Zahl aller christlichen Kopten ist 170,000—200,000, also kaum 10 Procent.[7]) Türken sind nur in geringer Zahl vorhanden und unterscheiden sich durch Gravität von den lebhaften Arabern. Die Kleidung der wohlhabenden besteht im Turban und langen, wallenden Gewändern aus Schaf- und Baumwolle oder Seide. Die ärmern tragen einen rothen Feß oder ein Tuch um den Kopf und ein blaues Baumwollhemd, das über die Knie reicht; darüber wird bei kühler Witterung ein zweites Kleid aus einem braunen oder grauen dicken Wollstoffe gezogen. Die Weiber sind schlank; nur die armen sieht man auf der Straße in blauen Hemden und blauen Kopftüchern, an deren vorderm Theile ein eben solcher Gesichtsschleier so befestigt wird, daß nur die Augen sichtbar sind; die reichen sind in weite Gewänder gehüllt, so daß auch keine Spur von Beinkleidern sichtbar ist, und sie ein faßförmiges Aussehen haben, da die Kleider unten nicht so weit sind, wie die der europäischen Frauen. Das Verschleiern dieser Weiber

ist nicht immer so strenge, daß man nicht in einiger Zeit die physiognomischen Charaktere auffassen könnte. Das Gesicht ist weizengelb bis braun, die Lippen nicht dick, die Nase grade, das Kinn blau oder grünlich tättowirt. Die gewöhnlichsten Zeichnungen sind ein kleiner Fleck am Kinn, der den Mittelpunkt eines blauen Kreises bildet oder von dem mehrere kurze Striche in divergirender Richtung ausgehen, wie die Speichen eines Rades; es sind gewöhnlich fünf. Manche tättowiren auch die Stirn, Weiber und Männer auch die Hände, Arme und Füße. Es werden mit zusammengebundenen Nadeln Einstiche gemacht, Ruß mit Frauenmilch gemischt und dann gestoßener Klee, Indigo und andere Kräuter aufgelegt. Die Tättowirung geschieht im fünften Jahre durch Zigeunerinnen. Die Hohlhand, die Nägel und manchmal auch die Fußsohlen und Zehen werden orangegelb gefärbt. Die Blätter der Henna (Lawsonia inermis), fälschlich auch egyptische Weide genannt, werden zerstoßen und mit Wasser zu einem Teig angemacht, der aufgebunden wird. Ueber Nacht erfolgt die Färbung, welche 2—3 Wochen anhalten soll. Auch die Mähnen und Schweife der Pferde werden so gefärbt. Von vielen Weibern wird ein Nasenring, von allen aber werden silberne oder messingene Ringe oder Korallenbänder am Arm und Fußgelenk und eben solcher Halsschmuck getragen. Hübsch sind sie nach meinen Ansichten nicht. Das Schönste sind die Augen, die groß, dunkel und von einer mandelkernartigen Gestalt sind; Farbe und Glanz wird noch durch eine schwarze Schminke erhöht, die als schmaler Streifen am Rande der Augenlider aufgetragen wird. Dieser Farbestoff ist Ruß aus einem Harz (Olibanum) und aus Mandelschalen; er heißt Kohl und scheint schon den alten Egyptern bekannt gewesen zu sein. Die Weiber der Reichen werden von ihren Männern eingesperrt gehalten

und man erzählt allgemein, daß dies, so wie die Eifersucht des Mannes ein Gegenstand des Neides unter ihnen ist, indem sie die verschiedenen Grade der Liebe und Zärtlichkeit danach bemessen, wie in den untern Volksclassen im östlichen Europa die Schläge, welche die Frau erhält, als Maßstab der Zuneigung betrachtet werden. Die Kinder, welche man auf den Straßen sieht, sind zerlumpt, schmutzig, oft halbnackt, auch die der Reichen sollen so aussehen, um sie vor dem neidischen bösen Blick zu bewahren. Die kleinen Kinder der Armen sieht man oft von ihren Müttern rücklings auf den Schultern getragen. Lasten, wie Körbe und die schweren Krüge mit Wasser aus dem Nil werden von den Weibern auf dem Kopfe getragen, wie in Steiermark, und dem schreibt man die grade Haltung derselben zu. Auffallend ist die große Zahl der Blinden.

Die Landbewohner sind die Fellahin, d. i. Bauern, aber meist ohne Grund und Boden, der von Mehmed Ali abgelöst wurde, eine Ablösung, die in Prügeln verabreicht wird. Der Pascha ist der einzige Herr von Grund und Boden, der Fellah nur der Glebae adscriptus. Jährlich werden die Aecker vertheilt, also das ausgeführt, was die hirnverbrannten französischen Theorien anstreben, aber schon durch den biblischen Joseph angebahnt worden war, der ihnen zur Zeit der Hungersnoth Getreide für ihren Boden und ihre Freiheit gab. Es ist ein schönes Land, wo Regierung und Staatsbürger gleich Vieh sind. Mehmed Ali hat nur einen Schein europäischer Civilisation ohne die Grundlage menschlicher Bildung einführen wollen, und glaubte mit dem Schaffen eines europäisirten Heeres, einer Flotte, erkünstelter Fabriken und anderer Dinge Europa und dem Volke Sand in die Augen zu streuen; sein Lügensystem sollte den Despotismus befestigen und Eroberungen erleichtern; er

hat aber das Land durch Entvölkerung und Aussaugung tiefer in die Barbarei und in's Elend gestürzt, als es ehedem der Fall war.

Der Fellah ist ein renitenter Bauer, der, auch wenn er Geld hat, seine Steuer nicht bezahlt, ehe er dazu geprügelt wird. Das Steuererheben beginnt mit Prügeln und sie rühmen sich gegen einander mit der Zahl der Schläge, die sie aushielten, ehe sie zahlten; sie sind nun einmal das Steuereinprügeln gewohnt. Das Prügeln ist im Oriente nichts Entehrendes, da ihre Despotie aus patriarchalischen Verfassungen hervorgegangen ist, und diese Art Strafen daher als väterliche Züchtigungen selbst in ihren Religionsbüchern, wie z. B. denen des Menu, angepriesen werden. Unter einander sind die Fellahin nicht besonders prügellustig, obwohl sie viel und lebhaft debattiren, was sich bei den vielen Kehllauten der überwiegenden ch originell ausnimmt.

Der Schech el Beled, der Schulze oder Maire, ist in jedem Orte die wichtigste Person: Er hat die Mannschaft für die Recrutirung auszuheben, er vertheilt die Aecker und die Steuern; er wird von Allen bestochen. Bestechungen und Defraudationen sind, wie überall im Oriente, die Regel und werden nicht als entehrend betrachtet, sondern nach dem Bibeltexte, daß man dem dreschenden Ochsen nicht das Maul verbinden dürfe, interpretirt.

Alexandrien ist sonst recht langweilig, und wir mußten 11 Tage dort verbleiben, ehe alle Instrumente in unsern Händen waren und wir uns zur Abfahrt rüsten konnten. Früh am Tage hatten wir nur wenig Wolken, die meist als große weiße Haufen sich erst Mittags bildeten; die Temperatur der Luft war mild und angenehm; die Nächte, vom Mond erleuchtet,

waren von wunderbarer Klarheit, der Himmel hatte ein blasses, fast milchiges Blau. Von den Mondnächten kann man nicht viel genießen, denn einem Landesgesetze zufolge darf Niemand Nachts ohne Laterne ausgehen; man hat hier Papierlaternen zum Zusammenklappen. Die Nachtwächter liegen überall in den Straßen umher und betrachten den Fremden, der sich gegen die Polizeivorschriften vergeht, als willkommene Beute, um Bakschisch zu erpressen. Abends muß man die Fenster schließen, wenn man nicht von den Stechmücken, von denen eine Art schon im Januar schwärmt, geplagt sein will.

Ich studirte die mikroskopischen Organismen. Türkische Bäder sind viel zu bekannt, als daß ich dabei lange verweilen sollte, ich würde ihren Besuch aber Jedem empfehlen, wenn es auch nur wäre, um Manches von den Sitten der Eingeborenen zu beobachten.

Wir lebten im Hotel d'Europe und bezahlten 10 Francs täglich, es ist also im Orient billiger als in Wien. Die Schlafzimmer sind hoch, die Betten haben Muskitovorhänge, die auch im Winter nothwendig sind, da zu allen Jahreszeiten die eine oder andere Species in ihrer Blutarbeit thätig ist. Man speist an der Table d'hôte.

Zwei Tage brachten wir auf unserm Boote zu. Durch die vielen Reisen der Engländer, welche auf Bequemlichkeit u. s. w. viel Werth legen, ist die Nilfahrt weniger beschwerlich, als eine auf manchen europäischen Flüssen. Unser Boot hatte einen flachen Boden, war gedeckt und unter dem Deck befanden sich unsere Sachen. Auf dem Hinterdecke waren unsere Kabinen; in jeder Kabine sind zwei Schlafstellen, die unter Tag als Sopha dienen; die Kabinen sind innen mit weißer, blauer oder violetter Firnißfarbe angestrichen, die Fenster mit Glasschiebern,

weißen Vorhängen und grünen Jalousien versehen und so groß, daß man sehr bequem den Kopf durchstecken kann; die Kabinen sind 6½ Fuß hoch und an 7 Fuß lang; die größere ist eben so breit; die Kissen sind mit Wolle gefüllt, aber sehr dünn und mit geglänztem Möbelstoff überzogen. Die Barke ist alt, außen neu gefirnißt und das Ganze sieht gut aus; aber diese Gleißnerei birgt viele Schaben, Flöhe, Wanzen, Läuse, Fliegen und Mücken. Am Bord befinden sich außer der Expedition ein Dolmetscher, ein abyssinischer Diener, ein Koch, ein Kochgehilfe, der Reis (Barkencapitän), 12 Matrosen und 1 Schiffsjunge. Es gibt jedoch viel größere und auch eleganter eingerichtete Nilschiffe, da Fremde, besonders Engländer, häufig in Familien reisen. Natürlicher Weise richten sich danach auch die Preise, von zwanzig bis vierzig Pfund Sterling monatlich. Alle Schiffe führen im Allgemeinen den Namen Dahabie.

Es wurden Einkäufe gemacht, um uns für die Nilreise zu verproviantiren. Für eine Nilreise ist jedoch das Nothwendigste, sich mit kleiner Münze zu versorgen, da es auf dem Lande im ganzen Nilthal äußerst schwer hält, Geld zu wechseln. Das Kupfergeld hat sonderbarer Weise Agio und man sieht überall in Cairo und Alexandrien kleine Buden von Geldwechslern in den Straßen. Von fremden Münzen wird der österreichische Theresienthaler am liebsten genommen; er ist die eigentliche Handelsmünze und gilt immer etwas über 20 bis 22 türkische Piaster (à 2 Silbergr.), da die Landesvaluta bedeutenden Schwankungen unterliegt. [8]) Für das Schiff werden 22, für den Dolmetscher 15 und für den Koch 3 Pfund Sterling monatlich bezahlt. Um allen spätern Plackereien und Reclamationen zu entgehen, schließt man mit dem Schiffseigenthümer einen schriftlichen Vertrag, der sowohl

vor dem Consulat als der egyptischen Behörde legalisirt werden muß; man hatte uns dies als nothwendig vorgestellt. Wir erhielten von der egyptischen Behörde auch einen Waffenpaß, da ohne einen solchen das Tragen von Waffen nicht erlaubt ist.

In den letzten Tagen besuchte ich noch die Katakomben am Meere, den Palast des Abbas Pascha (des regierenden, ein Enkel Mehmed Ali's) und den Garten Said Pascha's (ein jüngerer Sohn Mehmed Ali's). Die Katakomben dienten als Begräbnißstätten in der Zeit der Ptolemäer, später als Verstecke der Christen. Der Palast des Pascha liegt in einem von Casernen umgebenen Hofe am nördlichen Ende der Stadt; der Hof ist von einigen Alleen durchschnitten; das Gebäude ist ein Stockwerk hoch und halb europäisch, halb orientalisch möblirt. Aus seinen Sälen hat man eine schöne Aussicht auf den alten Hafen, wo neben vielen Kauffahrern aller Nationen die egyptische Kriegsflotte liegt. Es sind 10 oder 12 Linienschiffe und Fregatten, also mehr als die Marine zweier europäischen Großmächte. Vor dem Hause ist ein kleiner Garten, in dem die Rosen in großen Beeten blühten.

Der Garten Said Pascha's ist eine große Wüste, obwohl er zur Zeit Mehmed Ali's über 2000 Citronen- und Orangenbäume enthielt. Said Pascha war seiner Stellung als Admiral enthoben. Man lobte seine europäischen Manieren und seine Kenntnisse; er treibt Mathematik und ist ein aufgeweckter Mann; er hat ein kluges Gesicht und einen herrlichen, großen, rothen Bart. Er war in Ungnade bei seinem Neffen und treibt ziemlich arge Wirthschaft, die er Reformen nennt, auf seinen Landgütern; ewig Projecte entwerfend und im Begriffe, Neues

und Besseres an die Stelle des Alten zu setzen, hat er fast Alles niederreißen lassen.

An diesem Garten, der unsere Kritik herausfordert, geht die Eisenbahn vorbei. An einzelnen Orten sind schon Schienen gelegt; statt der Querhölzer bedient man sich gußeiserner hohler Kugelsegmente als Unterlage für die Schienen.[9])

Viertes Capitel.

Arabisches Ballet. — Das Delta und seine landwirthschaftliche Cultur. — Fellahdörfer. — Terraneh. — Die Wüste. — Die rothen Natronseen.

Am 5. Februar um 5 Uhr Nachmittags gingen wir endlich von Alexandrien unter Segel. Wir trieben theils mit dem Winde den Mahmudicanal hinauf, theils wurden wir von unsern Schiffsleuten aufwärts gezogen. Von 7 Uhr an hatten wir fortwährend günstigen Nordwind, der den ganzen Winter über der herrschende Wind des Nilthals ist und die Nilschifffahrt stromauf erleichtert. Nach dem Nachtessen wurden wir durch eine höchst sonderbare Musik überrascht: Wir gingen auf's Deck und sahen unsere Schiffsleute in einem vollständigen Ballet. Einer schlug eine Trommel, die aus einem Thongefäße, in dem der Boden fehlt, besteht; statt dieses ist eine Blase darüber gespannt; dieses primitive Tambourin heißt Darabukkeh; es wird mit der Hand geschlagen, die übrigen schlugen den Tact in die Hände und sangen eine einförmige gellende Melodie. Im Kreise dieser Künstler bewegte sich auf einem Raume von 3 bis 4 Quadratfuß ein halbnackter Araber mit Castagnetten, die er bald an einander schlug, bald einzeln klingen ließ.

Die Bewegungen waren manchmal graciös, oft aber unanständig. Dieser Tanz, der mimisch die Anpreisung und das Handeln um eine zu verkaufende Sclavin darstellt, ist die Mutter der üppigen spanischen Tänze. — Wie ein großer weißer Vogel schien das dreieckige Segel in der Luft zu schweben, und die Gruppe der Araber, vom Küchenfeuer wechselnd beleuchtet, machte auf dem schwarzblauen Nachthimmel einen malerischen Effect.

Am andern Morgen gingen wir auf einige Zeit, während unser Schiff gezogen wurde, neben demselben fort, in leichter Kleidung und rothen, landesüblichen Schuhen, einen breiten Strohhut mit Tüll, wie ein Turban gegen die Sonne umwunden, die Flinte auf der Schulter, rechts und links in die Tauben knallend, die hier in großer Menge sich finden. Mittags passirten wir die Schleuse des Mahmudi und gelangten in den linken Nilarm. Der Nil ist trübe und gelb, sein Gefälle kaum wahrnehmbar; das ganze unmerklich ansteigende Deltaland ist sein Product, ein schwarzer, fetter Boden. Nichts ist als monotone Ebene vollkommener, als die ganze untere Stromentwicklung, der Horizont ist klein und man sieht nur das ewige Einerlei, die Prosa des Utilismus, eine lange, grüne Linie, an der stellenweise die Schlammhütten der Fellahdörfer stehen, überragt von schlanken Dattelpalmen und einem Minaret, oder theilweise gedeckt von Sträuchern, Mimosen, Acacien und Sykomoren. Jetzt war Alles eine unabsehbare grüne Fläche, die vielleicht reizender ist, wenn aus der düngenden röthlichen Fluth das Saatland wieder auftaucht, gewiß aber trostlos, wenn die Ernte vorüber ist. Der arabische Feldherr berichtete dem Kalifen über Egypten: Erst ist das Land ein See, dann ein Garten, endlich eine Wüste. Die meisten Felder waren mit Weizen bestellt, der im Delta eine fünfmonatliche Vegetationsperiode hat, die Gerste eine drei-

bis viermonatliche. Außerdem wächst Durra (Sorghum), aber auch Leguminosen, Bohnen, Linsen, Wicken, Klee (Trifolium alexandrinum), Lattich, Hanf und Lein, Mohn, Kümmel, Koriander, Rübsaat, Gurken, Melonen. Alle diese Früchte werden nach der Ueberschwemmung gesäet.[10])

Auf vielen Häusern stehen große irdene Töpfe mit einem Flugloche, welche als Taubenhäuser dienen. Fenster und Schornsteine sind unerhörte Luxusartikel im Hause des Fellah. Die Häuser bestehen aus Luftziegeln, die aus Nilschlamm gemacht werden; die der ärmern haben gewöhnlich nur ein Zimmer, das oft auch mit den Hausthieren getheilt wird; manchmal ist es jedoch durch Wände in zwei oder drei Appartements getheilt. Fast in allen ist ein niederer, aus Lehm gebauter flacher Ofen, der in kühlen Nächten geheizt wird und dann einem Theile der Bewohner als Lagerstätte dient. Die andern Bewohner, die nicht Platz darauf finden, schlafen auf der Erde auf Matten. Das Dach wird von einigen Palmstämmen gebildet, über welche Blattrippen der Palmen oder die Stengel der Moorhirse, des Sorghums, gelegt werden. Das Ganze wird dann mit einer dünnen Lage Schlamm, der mit Stroh gemengt ist, bedeckt. Matten, einige irdene Schüsseln und Töpfe zum Kochen und Wasserholen und eine Handmühle sind die unentbehrlichen, aber fast einzigen Einrichtungsstücke.

Den Nil entlang gehen Dämme aus Schlamm, die zur Zeit der Nilschwelle durchstochen werden; sie sind in der Gegenwart die wichtigsten Bauten für den an der Scholle klebenden Fellah, die im rhythmischen Steigen und Fallen des Stromes sein Dasein bedingen; sie sind auch die Wege, und da sie den Gesichtskreis sehr einengen, so erscheinen Menschen und Thiere in einiger Entfernung sehr groß auf ihnen, z. B. ein Kameel

wie ein Haus. Die Ufer sind durch Enten, Regenpfeifer, Strandreiter, Möwen und grünfüßige Tatanus belebt; auch weiße und graue Reiher, Schwalben, die in den Ufern nisten, sind häufig und einmal sah ich eine Schaar Pelikane; etwas entfernt vom Strande gibt es eine Menge Haubenlerchen, Raben, Krähen, Tauben, Geier und Falken; Singvögel waren sehr selten.

Drei Tage segelten und schlenderten wir bis Teraneh, von wo wir durch die Wüste nach den Natronseen aufbrachen. Um die Vorbereitungen zu treffen, ging ich gleich mit dem Dolmetscher und den beiden Empfehlungsschreiben in's Dorf. Das eine war an den Mudir, eine Art Bezirkshauptmann, das andere an den Schech oder Scheik des Ortes. Wir begrüßten uns ganz gut orientalisch, d. i. man berührt mit den Fingerspitzen Mund und Stirn und schüttelt sich die Hände; das sieht so ehrlich und treuherzig aus, wie ein deutscher Handschlag. Wir tranken schlechten, ungezuckerten Kaffee aus kleinen Tassen, rauchten und parlamentirten. Wir wollten Pferde und Kameele allsogleich; der Mudir erklärte aber, das ginge vor zwölf Stunden nicht u. s. w. Endlich wurde ein Compromiß geschlossen, — den ich dadurch zu Stande brachte, daß ich meinem Empfehlungsschreiben ein Goldstück als Argument beifügte, — daß wir um Mitternacht alle Pferde des Ortes, nämlich eines, zehn Esel für uns und die uns begleitenden Leute, die er Bedwani (Beduinen) nannte, und elf Kameele zum Transport des Wassers und der Mundvorräthe bekommen sollten. Um 10 Uhr legten wir uns nieder. Um 3 Uhr kamen erst die Lastthiere; nach vielem Schreien setzte sich die Karawane in Bewegung. Die Nacht war matt erhellt vom Sternenschimmer. Eine Weile ging es auf einem Damme zwischen Culturen, dann über die Trümmer einer alten Stadt, deren Namen ich nicht kenne. [11])

Bald merkten wir an dem tiefen Einsinken unserer Thiere, daß wir den Wüstensand betreten hatten. Es war empfindlich kalt und thaute stark; vor Sonnenaufgang sank die Temperatur bis auf 3° R. Der Zug bewegte sich still, aber ziemlich schnell. Selbst die ewig lärmenden Araber schwiegen lange und man hörte dann nichts als das Klingen emporgeschleuderter kleiner Steine und das Rieseln und Knistern des durch die Hufe bewegten Sandes. Beim Grauen des Morgens wurde es etwas lebendiger, gegen 7 Uhr ging die Sonne auf und wir sahen die Wüste; ihr graugelber Boden besteht aus Sand und kleinem Gerölle von schwarzem Kieselschiefer, weißem und rothen Quarz, gelbem und braunen Jaspis und Onyx; Flugsand ist nur wenig und stellenweise vorhanden. Die einförmigen Farbentöne werden nur selten durch einige Wüstenpflanzen, die jetzt im Frühling der Wüste noch grün sind, unterbrochen. Einige gelblich blühende Compositen und eine blaue Crucifere standen vereinzelt; hier und da waren Gruppen spärlicher, zarter Gräser. Von Thieren sah ich Ameisen, große Sandkäfer (Cicindela), schwarz mit großen, weißen Flecken, einen Scincus und die Dorneidechse (Stellio), von der die abergläubischen Mohamedaner glauben, daß sie das Glück des Tages prophezeihe; wir fanden sie in der nächsten Umgebung einiger Disteln und Flecken mit Salicornien. Große Strecken hatten nicht einmal diese kärgliche Vegetation; es war die öde Wüste und solche Flächen blinken dann im reflectirten Lichte wie mit Glatteis bedeckt, so lange noch der Thau auf ihnen liegt. Die Wüste ist keine vollkommene, sondern eine wellenförmige Ebene, in welcher langgezogene Sand- und Geschiebebänke und einzelne kegelförmige oder flache Hügel mit kleinen thalartigen Vertiefungen oder mit flachen Mulden wechseln. Die Hauptrichtung dieser Höhenzüge

ist die von Südost nach Nordwest parallel mit einer Linie, welche die Mitte zwischen der Directionslinie der Natronseen und dem äußern Rande der Wüste hält. Gegen die Natronseen fällt dieser wellenförmige Boden weit stärker als gegen das Culturland, schließt jedoch nach allen Richtungen einen engen Horizont ein, auf dessen Rande die gebleichten Skelette gefallener Kamele und Esel wie Marken, aber immer unverhältnißmäßig groß erscheinen, weil jeder Maßstab und jeder Gegenstand zum Vergleiche fehlt. Unser Zug bewegte sich ziemlich rasch vorwärts, Reiter und Kamele in einer Front, als ginge es zu einem Angriff. Unsere Begleiter waren sehr munter; sie lachten und sangen; die zu Fuß Gehenden sprangen, führten Waffentänze auf und feuerten ihre langen rostigen Flinten ab; es gab einen Lärm, wie ihn kaum die doppelte Anzahl Europäer zu machen im Stande wäre. Die Lieder sind immer kurz und bestehen oft nur aus einem Satze oder einem Koranspruch, z. B. „Ich habe die Lippen meiner Geliebten geküßt." „Gott hat uns einen großen Propheten gesandt." Was ihnen an Länge abgeht, wird dagegen durch die häufige, oft fünfzigmalige Wiederholung ersetzt, die im Chor gesungen wird. Ihre Waffentänze werden von einem Theile der Spielenden mit Händeklatschen begleitet, während die übrigen die Waffen schwingen, graziöse Bewegungen damit ausführen und zuletzt zum Schuß anlegen. Den Schluß bilden ein oder zwei Verse, wie: unsere Feinde sind vernichtet, oder: ihre Zelte sind schon längst verschwunden; darauf folgen gewöhnlich ein oder mehrere Schüsse, die aber nie blind sind, denn sie scheinen der Ansicht zu sein, daß Pulver und Blei zu einem Schuß zusammengehören wie Mann und Frau zu einer Ehe; es ist daher gerathen, immer außer dem Schußbereich der Phantasirenden zu bleiben. Im Gebrauch der Reit-

thiere wechselten sie ab; die unfreiwillige Infanterie suchte jedoch alle Erleichterung im Weiterkommen und hing sich an die Schwänze der Esel und Kameele. Es war ein bunter Haufen, der nur in Einem übereinstimmte, im primitiven Anzug, dem blauen Hemde und dem rothen Tarbüsch. Die hervorragende Erscheinung unter den braunen schmächtigen Arabern bildete ein Neger aus dem Sudan, eine glänzend schwarze Athletengestalt, der auf den Haufen einen großen Einfluß ausübte, ihn zu stets neuem Lärmen anfeuerte und als Regisseur das kriegerische Ballet arrangirte, oder den Sohn des Schechs neckte, einen jungen Menschen von 17 Jahren, der in Terraneh verheirathet war, jedoch eine zweite Frau an den Natronseen hatte, die er besuchen wollte, ein Arrangement, das im Lande nicht selten ist. Der Schech, unter dessen Schutz und Verantwortung wir den Ausflug machten, war ein gutmüthiger kleiner Alter, mit dem struppigsten grauen Barte, der uns anlachte, so oft wir ihn ansahen und sich uns durch Conversation angenehm zu machen suchte. Leider verstanden wir nichts als die zwei Worte, Taieb (gut) und Backschisch (Trinkgeld), das Alpha und Omega der Unterhaltung.

Um 11 Uhr machten wir einen kurzen Halt, um ein Frühstück zu improvisiren, das aber nicht länger als eine Viertelstunde erforderte. Wir setzten unsern Weg fort, der immer mehr durch Spuren von Thieren und die einzelnen Sodastücke kenntlich wurde. Gegen 1 Uhr hatten wir eine unvollkommene Luftspiegelung und gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr erreichten wir den höchsten Punkt der Wüste, den wir 135 Pariser Fuß höher als den Wasserspiegel des Nils bei Terraneh fanden und von wo aus wir den ersten Anblick auf die rothen spiegelnden Flächen der Natronseen und eines der Klöster der Wüste hatten. Der Weg senkte

sich allmälig, wurde aber sehr beschwerlich durch die Menge von Flugsand in wellenförmiger Lagerung, in welchem unsere Thiere tief einsanken und in dem wir keine Fußspuren früherer Karawanen sahen, da jeder Luftzug die Fährten der Wanderer in dem leicht beweglichen Sande begräbt. Bei leisem Winde werden nur die feinsten Sandkörner und nahe am Boden bewegt und die bewegte Masse gleicht dann den dünnen Nebeln, die durch Verdunstung sich auf Dünen bilden.

Erst gegen 4 Uhr gelangten wir an einen der Seen, an dessen Ufern sich einige hölzerne Baracken erhoben, welche den Hauptort der Sodabereitung bezeichnen. Alle Seen sind salinisch und enthalten Chlornatrium und kohlensaures Natron in wechselnden Verhältnissen. Die vorwaltend Kochsalz enthaltenden werden von den Arabern Birket, die an Natron reichen Mellahat genannt und nur diese werden zur Sodagewinnung benutzt. An einem solchen Mellahat waren wir nach einem dreizehnstündigen beschwerlichen Ritt angelangt. Sein Anblick ist höchst eigenthümlich: der nordöstliche Rand ist mit Schilf (Arundo und Typha) bewachsen, der südwestliche von festen, zum Theil blendend weißen Salzkrusten eingefaßt; im weitern Umkreise ist der gelbe Sand der Wüste. In diesem doppelten Rahmen liegt ein dunkel kupferrother Spiegel, dessen Wasser vom Winde nur manchmal schwach gekräuselt wird, sich aber schnell wieder glättet. Darüber hängt der tiefblaue glänzende Himmel.

Die Ufer des Sees sind fast eben so arm an Thieren als die Wüste; einige Spinnen, Ameisen und Fliegen leben unter dem Schutze der wenigen Pflanzen und düstere Melanosomen in den schmutzigen Hütten der Anwohner, die periodisch hier leben. Einige Büffel, das Eigenthum der letztern, kehrten eben von der Tränke aus dem blutigen See zurück. Von Vögeln

waren nur wenige Enten zu sehen, obwohl zu andern Jahreszeiten Reiher und Flamingo nicht selten sein sollen, dagegen erhoben sich am Abende Schwärme von Mosquitos aus dem See und führten in hohen Säulen ihre Tänze auf.

Das Wasser des Sees ist im auffallenden Licht in größerer Menge dunkelkupferroth, in geringerer Menge blaßblutroth, im durchgehenden Lichte erscheint es rosenroth. Sein specifisches Gewicht betrug am Morgen des 11. Februar 1,205 oder 24,5 Grade nach Beaume; die Temperatur des Wassers war im Augenblicke der Abwägung 13° R. Es fühlt sich schwer und wie ölig an; die eingetauchte Hand überzieht sich nach dem Herausziehen sehr bald mit einer dicken Salzkruste. Der Geschmack ist salzig und laugenhaft, nach seinen Hauptbestandtheilen Kochsalz und Soda; diese krystallisirt früher und wird entfernt, ehe das Kochsalz in Krystallen anschießt.

Bei der mikroskopischen Untersuchung des Wassers fand ich sehr zahlreich ein rothes kleines Krustenthierchen (Artemia salina), ein Thier von sehr weiter geographischer Verbreitung, das sich in concentrirten Salzlösungen in den entferntesten Theilen der Erde wieder findet, grade wie die Halophyten und Insecten des Salzbodens unter ähnlichen Umständen dann immer wieder auftreten.[12]) Ich bewahrte einige Exemplare sogleich in Weingeist, in welchem sie noch mehrere Stunden lebten und umherschwammen. Die Thiere nähren sich von mikroskopischen, gleichfalls roth gefärbten Organismen, Infusorien und rothen Algensporen. Würmer und Fische fehlen im See, dagegen gedeihen die Larven von Stechmücken sehr üppig. Ein zweiter See, südöstlich vom ersten, war blaßroth gefärbt. Beim Beginn meiner mikroskopischen Arbeiten an den Natronseen glaubte ich in dem Vorkommen von drei intensiv roth oder röthlich gefärbten thie-

rischen und den pflanzlichen Organismen den zureichenden Grund der rothen Färbung des großen Mellahat gefunden zu haben; eine fortgesetzte Untersuchung und Berücksichtigung der numerischen Verhältnisse dieser Thierchen erweckte jedoch Zweifel. Ich untersuchte daher nicht bloß Wasserproben, sondern auch die Ufer sorgfältig, und fand an einzelnen Stellen Blätter und Stengel des Schilfes nicht nur mit einer rothen Alge überzogen, sondern auch innen mit rothem Pigment erfüllt und auch die Büffelexcremente roth gefärbt. Es entstand somit die Vermuthung, daß durch die Einwirkung der Soda die organischen Farbstoffe und vor allen das Chlorophyll in Roth umgewandelt wird. Als wir in Terraneh wieder am Bord unserer Dahabie waren, untersuchte Ritter v. Fridau eine mitgenommene Quantität Wasser, das auch nach dem Filtriren, wobei also die Organismen auf dem Filter blieben, roth war. Zugesetzte Essigsäure entfärbte das Wasser unter Bildung eines flockigen Niederschlages, der unter dem Mikroskop ein granulirtes Aussehen hatte, in kleinen Quantitäten durchsichtig und farblos, in größern bräunlich war.

Alle Natronseen liegen in einer Bodendepression der libyschen Wüste hinter dem äußersten, halbmondförmig vorspringenden Bollwerke, dessen Böschungen gegen das alte Bett des Mareotis, den Bahr Jussuf und den Nil abfallen. Die thalartige Bodensenkung führt den Namen Wadi el Natrun, das Thal der Natronseen; es zieht sich bis an's Meer und war 1799 die Passage für die französische Invasionsarmee während ihres Vorrückens von Alexandrien nach Cairo, wodurch sie den am Nil aufgestellten Feind umging. In den Mulden des Wadi el Natrun sammelt sich das Wasser theils durch Infiltration vom Nil aus, theils durch Ansammlung des Regen-

wassers im Winter und bildet die Natronseen durch Auflösung der salinischen Bodenbestandtheile. Die Flächenausdehnung so wie die Tiefe der Seen unterliegt bedeutenden Schwankungen. Die Wassermenge ist am kleinsten zur Zeit der Nilschwelle, aber dann auch am meisten concentrirt und steigt auf ihr Maximum im Monat März, wo der größte See die Tiefe von 4 Fuß erreicht. Die Winterregen, die noch häufigern Nebel- und Thaubildungen und die geringere Verdunstung erklären, daß gegen März die Wassermenge zunimmt, trotzdem daß die Speisung der Seen durch die seitliche Infiltration wegen des niedern Wasserspiegels des Nils geringer sein sollte. Das Aufsteigen des Wassers muß durch Capillarität erfolgen, denn der Mellahat liegt 37 Fuß über dem Nilspiegel.

Die egyptische Regierung hat die Sodagewinnung an einen in Egypten geborenen, aber sehr intelligenten Mulatten verpachtet, der mit seiner deutschen Frau in Alexandrien lebt. Die Hauptarbeiten finden im Sommer Statt. Das Product ist ein sehr unreines, in großen Stücken grau oder röthlich gefärbt, aber ohne weitere Procedur zur Seifenbereitung geeignet. Das meiste geht zu diesem Zwecke nach Cairo und Alexandrien, eine geringe Quantität wird auch ausgeführt.

Wir brachten die Nacht in der Baracke des Aufsehers auf einigen Schilfmatten zu, denn von Schlafen war keine Rede, da die Moskitos trotz des Rauches aus reichlich angezündetem Kameelmist nicht zum Weichen gebracht werden konnten und wir gegen die andern ungeflügelten Blutsauger, welche die Hütte bevölkerten, machtlos waren.

Fünftes Capitel.

Koptische Klöster. — Ein Gewitter in der Wüste. — Luxus im Wassertrinken.

Nach einer angestrengten Tagesarbeit brachen wir gegen Abend auf, um eines der Klöster der Wüste zu besuchen. Wir ritten durch den tiefen gelben Sand und über mehrere Hügelreihen von 50 bis 100 Fuß Höhe nur langsam; denn der Sonnenuntergang war bei der großen Klarheit des Himmels zu schön, um auch nur einen Augenblick davon zu verlieren. Die einzelnen dornigen Gewächse und einige im ersten Wachsthum verkrüppelte Palmen in der Nähe des Klosters erschienen auf dem engen Horizont im Abendroth wie große flammende Bäume.

Im Schatten des hereinbrechenden Abends traten unter einem Hügel das große Kloster und zwei kleinere in den Gesichtskreis. Alle sind große Mauervierecke, die wie schwarze Würfel aus dem Sandmeer sich erheben; sie machen den Eindruck detachirter Forts mit großen Thürmen, was sie bis zu einem gewissen Grade auch stets waren. Unser Ziel, das syrische Kloster oder das der heiligen Jungfrau aus Syrien, erreichten wir, als es zu dunkeln begann. Es bildet ein großes Viereck von

150—200 Fuß Seite mit 40—50 Fuß hohen Mauern, ohne Fenster und selbst ohne Thor, wie ein märchenhaftes Schloß; nur in einer Wand ist am Boden eine 3 Fuß hohe Oeffnung, durch welche man kriechend in das Innere gelangt und welche durch einen großen Stein, der bei drohender Gefahr vorgewälzt wird, unzugänglich gemacht werden kann. Die Bewohner, Gäste und die dem Kloster gehörigen Esel, kriechen hier durch. Ist der Eingang einmal verbarricadirt, so werden die Ankommenden, denen man Einlaß gewähren will, in einem Korbe aufgezogen. An dieser Pforte zogen wir die Glocke, deren Ton den Pförtner, eine schmutzige verwilderte Gestalt, an die Oeffnung brachte, mit welchem unser Dolmetscher parlamentirte und dem wir unser Empfehlungsschreiben übergaben. Bald kam die Antwort und die Erlaubniß, hineinzukriechen. Wir gewahrten, daß die Mauer an der Eingangsstelle bei 20 Fuß Durchmesser hatte. Zuerst gelangten wir in eine Art Vorhof oder Abschnitt und dann durch ein regelmäßiges Thor in einen gartenartig bepflanzten Hof mit einem tiefen Brunnen und Schöpfrade zur Bewässerung der Dattelpalmen und der Gemüse. Hier kam uns ein Theil der Bewohner dieser künstlichen Oase entgegen, ungefähr 10 Männer in dunkelblauem Kaftan und eben solchem Turban, der den Kopten vorgeschriebenen Farbe, denn in Egypten herrscht noch eines der bei uns zu Grabe getragenen Vorurtheile, das der Kleiderordnung. Einige der Mönche waren noch bartlos, die andern hatten stattliche, wohl gepflegte Bärte. Die jüngern wollten uns die Hände küssen, die alten schüttelten sie und begrüßten uns in orientalischer Art. Zuletzt kamen zwei Alte mit grauen Bärten, der eine der Abt, der andere ein blinder Priester. Nun wurden wir in Procession in einen langen Gang im Erdgeschoß geführt, wo in Nischen einige Sitze aus Steinen

waren; man brachte uns Wasser in einem Blechgefäße und zündete eine lange dünne Wachskerze an.

Während der Conversation, die unser Dolmetscher vermittelte, wurden für uns Appartements und eine Mahlzeit bereitet, zu der unsere Wirthe uns begleiteten, ohne sie aber zu theilen. Wir wurden durch mehrere Gänge, Hofräume und Treppen geführt, die alle leicht von einander abgesperrt werden können, und gelangten endlich in ein großes Zimmer, in dessen Mitte auf einen niedern Schemel mehrere Schüsseln gestellt wurden, welche gekochtes Schaffleisch, eine unbeschreibliche Brühe, Yams und Bataten oder süße Kartoffeln enthielten. Frisches Weizenbrot war in großer Menge vorhanden; es sind fingerdicke, kreisrunde Fladen von 5 Zoll Durchmesser. Der Brunnen des Hofes lieferte uns das Wasser, das etwas brackisch ist und einen starken Thongeruch hat, das wir aber immer noch vorzüglich fanden im Vergleich mit dem in Schläuchen aufbewahrten.

Wir erfuhren durch Hilfe unseres Dolmetschers, daß gegenwärtig nur noch vier Klöster existiren, also ein kleiner Rest im Vergleich mit jener ekstatischen Periode, wo im Wadi achtzig Klöster waren und Kaiser Valens in Egypten 6000 Mönche für sein Heer aushob. Die vier Klöster sind in den Händen der Kopten. Die Mönche werden erst in einer Art Seminar in Cairo erzogen; ihre Bildung ist jedoch dürftig und beschränkt sich auf das Auswendiglernen ihrer Hauptlehren, Lesen und Schreiben; sie verstehen jedoch nicht mehr die alte Sprache, obwohl sie dieselbe noch lesen, sondern bedienen sich auch beim Gottesdienste der arabischen. Sie dürfen ihre Klöster nicht mehr verlassen und nur in den benachbarten Besuche abstatten. Zu einer Wallfahrt nach Jerusalem, die als ganz besonders verdienstlich betrachtet wird, ertheilt ihnen ihr Patriarch jedoch die

Erlaubniß. Ihre Beschäftigung besteht im Beten und Singen der Psalmen und der Evangelien, im Abschreiben koptischer und arabischer Manuscripte, in wenigen häuslichen und Gartenarbeiten. Sie üben Gastlichkeit an allen Reisenden, seien es Europäer oder die Söhne der Wüste, die vorüber kommen, wodurch sie auch gegen die Erpressungen der letztern gesichert sind. Für die Ungläubigen wird jedoch ein gröberes kleienhaltiges Brot gebacken. Die nöthigen Mittel des Unterhaltes fließen aus der Gegend von Sais in Unteregypten, das die frommen Männer ernährt, und aus milden Spenden der Wallfahrer. Sie betheuerten, daß sie schlecht lebten und meinten, als ich auf die Fleischschüssel hinwies, daß sie grade heute zufällig Fleisch gehabt hätten, daß sie nur von Hülsenfrüchten und Brot lebten und während der strengen Fastenzeit sich selbst allen Fettes, der Oele und Eier enthielten.

Wir begannen nun die Räumlichkeiten näher zu besichtigen und gelangten auf dem Wege zur Klosterbibliothek durch ein Labyrinth von Corridoren, Treppen und Thüren. In jedem Hauptabschnitte des Klosters ist eine besondere Kirche oder Capelle, als wenn das Gebäude einst von verschiedenen Congregationen bewohnt worden wäre, oder die frommen Väter von Zeit zu Zeit Montecchi und Capuletti spielten. Wir sahen fünf, von denen jedoch drei in der Gegenwart als Getreidemagazine verwandt werden, als ob ein aufgeklärtes josephinisches Zeitalter auch durch diese heiligen Hallen gezogen wäre. Das Brotmagazin ist die größte Räumlichkeit des ganzen Klosters. Jede Kirche besteht aus einem Sanctuarium, in welchem sich die Kirchengeräthe auf einem Altar unter einem Tuch ohne Schmuck und Embleme befinden. Durch einen Vorhang mit einem großen Kreuz ist es von dem zweiten Theile, in welchem

die Priester sich während des Gottesdienstes befinden, getrennt; ein äußerer Raum ist für die Laien. In den übrigen koptischen Kirchen ist noch eine vierte vergitterte Abtheilung für die Frauen, die hier fehlt, da keine Frau die Klöster betreten darf. Die Wände der zweiten Abtheilung sind mit eingelegten Arbeiten aus Elfenbein, Ebenholz und andern schönen Hölzern und mit Heiligenbildern bedeckt. Von der Decke hängen einige Blechlampen und Straußeneier herab, die schon im alten Egypten als Tempelzierrath verwendet worden und selbst in die Moscheen übergegangen sind. Psalter, Bibeln, Evangelien, von den Kopten anerkannte Kirchenväter und Ritualbücher, meist in arabischer, nur wenige in koptischer Sprache, fanden sich in beiden Kirchen. Ihre Hauptsammlung ist jedoch in der Kirche des Thurmes, zu dem man aus dem Kloster über eine Zugbrücke gelangt und die bei feindlichen Ueberfällen als Hauptbollwerk und letzte Zufluchtsstätte dienen sollte. Auf unserm Rückwege zeigten uns die Mönche noch ihre Badeanstalt, einen Wasserpfuhl, in welchem sie jährlich einmal baden, zur Erinnerung an die Taufe Christi im Jordan. Das Aussehen erinnert weniger an den Jordan, als an das Kellerquellenbad der Israeliten in den europäischen Ghettos vor der Zeit, als aufgeklärte jüdische Aerzte dagegen zu Felde gezogen waren.

Um 11 Uhr waren wir wieder auf unserm Zimmer, durch das der Wind strich — denn die Fenster standen sich gegenüber, waren aber weder mit Läden, noch sonst verwahrt — daß wir kaum unsere Lichter brennend erhalten konnten. Unser Lager bestand in Schilfmatten. Um Mitternacht hatten wir ein prachtvolles Gewitter: Blitz auf Blitz folgte in rascher Aufeinanderfolge, die Donnerschläge hallten lange nach in den vielen Gängen und Gemächern des Klosters, zuletzt stürzte ein kurzer, aber

heftiger Platzregen herab. Bald war jedoch der Gewittersturm vorüber; dem Aufruhr des Himmels folgte die tiefste Ruhe und die Sterne blinkten wieder durch die hohen Fenster; aber an Schlafen war nicht zu denken; denn ein Heer von Wanzen stürzte sich heißhungrig auf die europäischen Opfer. Der berühmte englische Archäolog Wilkinson, der auch eine Schilderung des modernen Egyptens geschrieben hat, warnt in edler Philanthropie alle Reisenden vor den Matten dieser Klöster aus dem eben erwähnten Grunde.

Lange vor Tagesanbruch suchten wir unsere Leute und einen Klosterbruder, um uns Kaffee zu kochen, und gingen darauf in die Kirche, um dem koptischen Gottesdienste beizuwohnen. Wir wurden in den Theil der Kirche eingeführt, wo die Mönche sich versammeln, und man gab dort Jedem eine Krücke in die Hand, welche bei den ehrwürdigen Herren die Stelle der Kirchenstühle vertreten. Längs den Wänden hatten sich die Mönche aufgestellt, halb an diese, halb auf ihre Krücken gelehnt; sie trugen ihren dunkelblauen Kaftan und behielten den Turban auf dem Kopfe. Zwei Functionäre standen in der Mitte; sie hatten über ihren dunklen Kaftan weiße Gewänder gezogen, auch den Kopf mit einem weißen Tuche verhüllt. Der eine stand vor einem Pult, auf welchem ein großes Buch aufgeschlagen war und las koptisch, der zweite arabisch. Auf die Citation erfolgte oft die Antwort eines Einzelnen, dann wieder die Aller. Bei dem erstern war es bei der Unkenntniß der Sprache schwer zu entscheiden, ob es immer wirkliche Responsen oder ob es Correcturen waren. Beide Parteien beflissen sich eines lang gezogenen näselnden Tones. Dazwischen schlüpfte der Functionirende abwechselnd im Sanctuarium aus und ein, beräucherte dieses und die Bilder und ließ sich dagegen wieder von seinem

Minister anräuchern. Die Mönche waren nichts weniger als erbaut oder zerknirscht; denn einige gähnten laut und aus allen Leibeskräften, andere setzten sich von Zeit zu Zeit auf den Boden, um auszuruhen; während andere umhergingen oder mit den Nachbarn ganz hörbar plauderten, hockte und schlief einer ruhig in einem Winkel. Man sagt, daß sie ihre Krücken oft in Angriffswaffen verwandeln und selbst in der Kirche ihre kleinen Privatfehden damit ausfechten. Am Schluß sangen sie einen Salam (Gruß) und brachen ein Brot, das mit dem Zeichen des Kreuzes versehen war; auch uns wurde eines gereicht, worauf sich die Versammlung trennte. Wir hatten hier ein Stück orientalisches Christenthum in alten abgelebten Formen. Rechnen wir dazu die Unwissenheit dieses Klerus, das Ueberwiegen der niedrigen Motive, die selbst in der Uebung der kirchlichen Functionen, wie Trauung, Taufe und dergleichen nur eine Quelle von Einnahmen sieht, so erklärt es sich, daß selbst christliche Kopten eine Art Civilehe vor dem Kadi eingehen und daß der Islam reißende Fortschritte macht.

Beim Fortgehen aus dem Kloster sahen wir bei Tageslicht, daß die Mauern theils aus gebrannten, theils aus Luftziegeln bestanden. Die Mönche gaben uns das Geleit bis zum Ausgange und wir traten wieder in die Wüste. Der Anblick unserer Esel erregte in mir eine gewisse Sehnsucht nach der Dahabie; denn der Ritt nach den Seen war schon eine Art Tortour, da unsere Thiere weder mit Sattel und Zaum, noch mit Steigbügeln versehen waren. Der Sattel ist in den primitiven Anfangsstadien durch eine dünne Schilfmatte ersetzt, die unter dem Bauche des Esels mit einem Stricke festgebunden wird. Um der übergroßen Ermüdung der Füße vorzubeugen, setzte ich mich seitwärts mit beiden Füßen nach der einen Seite oder legte einen

Fuß auf den Hals des Grauen. Mittags wurde eine halbe Stunde gerastet, um eine frugale Mahlzeit einzunehmen, bei welcher wir trinkbares Wasser vermißten, denn das in den Schläuchen vorhandene war kaum genießbar oder unser Durst zu klein, um es zu trinken. Glücklicherweise hatten wir einen kleinen Vorrath Orangen mitgenommen. Wir begrüßten daher mit großer Freude unsere Dahabie, auf der wir spät Abends anlangten und priesen das filtrirte Nilwasser. Ich würdigte zum ersten Male die einfache Vorrichtung, die uns mit dem Luxus eines kühlen und reinen Wassers versah. Jede Dahabie führt nämlich, sowie jedes anständige Haus in Egypten, ein großes Wassergefäß, aus leicht gebranntem porösen Thon, durch welchen das Wasser wie durch einen Filtrirstein in ein darunter gestelltes Gefäß tropft. Das gereinigte Wasser wird dann in kleine, ebenfalls poröse Krüge von antiker Form gefüllt, in denen es durch die an der Außenseite stattfindende Verdunstung abgekühlt wird.

Die Farbe des unfiltrirten Nilwassers war im Februar und März noch eine blaß röthlichgraue, die sich aber beim niedrigsten Wasserstande in das Grünlichblaue so auffallend verändert, daß schon die alten Egypter einen rothen und blauen Nil in den symbolischen Darstellungen auf ihren Denkmälern unterschieden haben, um dadurch die verschiedenen Wasserstände zu bezeichnen. In ganz Egypten ist das Nilwasser das einzige Trinkwasser, da alle gegrabenen Brunnen brackisch sind wegen der vielen Salze, besonders Soda und Kochsalz, mit denen der Boden geschwängert und welche in dem regenlosen Lande nicht wie bei uns durch den Regen ausgelaugt werden. Vater Herodot ließ also in der glänzenden Reclame, die er dem Nil machte, diesem nur Gerechtigkeit widerfahren.

Sechstes Capitel.

Anblick der Pyramiden. — Die Barege. — Bulack. — Cairo. — Die Citadelle. — Das Nilthal und seine Berge. — Mittelegypten. — Fellahdörfer. — Schifffahrtsbewegung. — Backschisch. — Bewässerung der Felder durch Maschinen. — Minieh. — Physiognomie des Himmels.

Von der Stadt sah ich nicht viel, da wir uns ohnedies bei der Hinabfahrt einige Tage hier aufhalten wollten, um zur Reise nach Suez Alles in Stand zu setzen. Bulack ist eine orientalisch schmutzige Stadt, mit garstigen, baufälligen Häusern, engen und schmutzigen Straßen. Zwischen ihr und Cairo liegt eine Esplanade mit sehr gut bewässerten Gartenanlagen von Tamarix und der herrlichen Mimosa Lebbeck. Eben so wird die Straße fortwährend mit Wasser besprengt. Wir ritten in's fränkische Quartier, wo zwei hübsche Gasthöfe sind. Vor dem englischen stehen immer einige Dromedare und Reitkameele mit ihren Vermiethern, Dolmetscher und Zelte für solche, die nach Palästina oder Syrien reisen wollen. Die Bazare sind zahlreich und mit Waaren jeglicher Art versorgt. Die Straßen sind auch hier enge, werden besprengt und sind mit Gitterwerk beschattet, das vom Dache des einen Hauses zu dem des gegenüberstehenden gelegt ist. Die Häuser haben hier noch ziemlich europäisches Ansehen, das aber im eigentlichen Cairo verschwin-

det, um dem sarazenischen Platz zu machen. Auffallend ist die Menge der Moscheen; es sollen 400 hier sein, darunter viele große und einige Prachtbauten. So Manches erinnert an Venedig, obwohl es für die Lagunenstadt immer eine Beleidigung bleibt, das viel größere aber elendere Cairo mit ihr vergleichen zu wollen.

Am Abend ritten wir auf die Citadelle, wo mehrere Regierungsgebäude und eine neue prächtige Moschee mit dem Grabmal Mehmed Ali's sind. Von hier aus ist das Panorama feenhaft. Zu den Füßen liegt die Stadt, welche die Araber stolz Masr el Kahira, d. i. Masr, die siegreiche, nennen, mit ihren Tausenden von Häusern, überragt von einem Minaretwald, in einer Ausdehnung wie Wien, bespült vom Nil, der sich auf- und abwärts schlängelt, bedeckt mit weißen Segeln und dem Mastenwald von Bulack. Im Westen neigt sich die Sonne zum Untergange; in ihren Strahlen glänzt noch das Schlachtfeld der Pyramiden und die 6000jährige Pyramide des Cheops, die wie ein ungeheures graues Gespenst sich am blauen Himmel mit einem Riesennachbar abhebt. Im Süden erheben sich in größerer Entfernung die Pyramiden von Sakarra, im Osten das weiße Kalkgebirge von Mokattam und die Gräber der Kalifen, eine Stadt von Todesstätten in Ruinen. Der Mittelpunkt dieses Rundgemäldes ist ein merkwürdig historischer Boden, der Hof, in dem Mehmed Ali seiner Zeit seinen Staatsstreich ausführte, d. h. die unbequemen Mamelucken überfallen und ermorden ließ; ein Blutbad, welchem nur Emir Bey entrann, der jetzt noch in Constantinopel leben soll. Aus jedem Steine spricht die Geschichte, aber so abenteuerlich, daß man sie für schauerliche Märchen hält.

Gern wären wir noch länger auf dem Walle geblieben; doch mit Sonnenuntergang mußten wir fort, wenn wir noch auf unser

Schiff kommen wollten; denn mit einbrechendem Dunkel werden nicht nur die Thore von Cairo gesperrt, sondern auch die einzelnen Stadttheile, die wie einst unsere feindlichen Städte im Mittelalter durch Thore von einander getrennt sind. Will man hinaus, so muß man von der Polizeidirection die Losung haben. Jetzt ist das eine unnütze Quälerei, aber nur für die Fremden, denn die Eingeborenen kriechen mit Sonnenuntergang in ihre Häuser. Der Ursprung dieser Sitte ist auch in Cairo in alten Parteikämpfen und Ueberfällen zu suchen.

Wir ritten rasch durch die stiller werdenden Straßen und langten mit Einbruch der Nacht auf unserm Schiffe an.

Am andern Morgen machten wir einige Einkäufe in der Stadt, gaben unsere Briefe auf und nahmen unsere vom Consulat und von der egyptischen Behörde visirten Pässe und unsern Ferman in Empfang. Ein solcher Reiseferman ist ein Befehl des Vicekönigs an seine Gouverneure, dem Besitzer desselben allen möglichen Vorschub zu leisten. Sein Besitz gewährt wenig positiv Gutes, sein Mangel aber bringt im Fall eines Conflictes mit den Schiffsleuten und den Einwohnern oder bei einem Unfalle viele Nachtheile. Wir waren in der angenehmen Lage, keinen Gebrauch davon zu machen.

Wir fuhren noch denselben Abend von Bulack ab; wegen widriger Winde kamen wir nicht über Alt-Cairo hinaus und lungerten den ganzen nächsten Tag auf dem Nil. Vor uns und zu unserer Rechten lagen die Pyramiden, die aus den Dattelhainen hervorragten. Ich bedaure, daß wir diese Verzögerung durch den Wind nicht benutzten, sie zu besuchen; wir hatten sie für die Rückfahrt aufgespart. Bei Cairo hört Unteregypten auf; der Mokattam ist der erste Berg, der wie eine Marke das Nilthal vom Delta scheidet. Von hier stromaufwärts sieht man

östliche und westliche Bergzüge, welche das egyptische Culturland von der libyschen und arabischen (östlichen) Wüste scheiden. Das Nilthal ist eine langgestreckte, im Winter grüne Oase, eine vom Strome völlig abhängige Welt, der durch den Rhythmus seines Steigens und Fallens das ganze Leben seiner Anwohner regelt. Im Juni beginnt er durch die Regen der Tropen zu schwellen, in Oberegypten bedeutend früher, im Delta später, da bei dem geringen Fall von 350 Fuß auf 180 Meilen die Wassermengen nur langsam herabkommen. Hat das Wasser die höchste Stufe erreicht, so werden die Dämme durchstochen und im October und November findet die Saat der Getreidearten statt; die Ernte erfolgt im Februar. Da, wo auch später künstliche Bewässerung möglich ist, wird eine zweite Aussaat vor dem April gemacht, die vor der nächsten Ueberschwemmung geerntet wird. An manchen Oertlichkeiten ist nur eine Aussaat im December und Januar, die Ernte im Mai. Auf Regen ist nie zu rechnen; selbst im Delta sind sie unregelmäßig und selten wegen der unaufhörlichen Nordwinde und wegen des Mangels an Höhenzügen, durch welche die Wolken aufgehalten werden könnten. Die Frage, ob die Niederschläge im Delta zu- oder abnehmen, kann nur durch langjährige Beobachtung entschieden werden. Das Land ist höchst einförmig; der Horizont wird meist von langen gelben Strichen, den langen Kämmen der an den Nil tretenden Kalkberge, die ganz nackt sind, gebildet. Ihre Böschung ist ziemlich steil, und da jede Vegetation fehlt, tritt die geologische Formation um so deutlicher hervor. Die Schichten sind fast horizontal und unter einander parallel, besonders eine dunkle Linie ist sehr markirt, die eine ungemein steile Stufe darstellt, vor welcher Massen von Bergtrümmern, Geröll und Sand liegen. Große senkrechte Spalten unterbrechen die Ein-

förmigkeit der horizontalen Schichtung. Steigt man auf den Kamm, der selten über 500 Fuß hoch ist, so sieht man kein Thal auf der andern Seite, sondern man steht auf dem Anfang einer Hochfläche von wellenförmiger Gestalt, deren Mulden mit Sand theilweise ausgefüllt sind. Auf der östlichen Seite hebt sich dieselbe gegen das rothe Meer hin bis zum Strande und umsäumt diesen mit hohen Bergen. Auf der libyschen Seite dagegen steigt sie nicht an, oft sogar senkt sich der Boden bedeutend und bildet stellenweise, wo die Grundwasser durch Capillarität des Bodens oder das Nilwasser durch Infiltration aufsteigen, Oasen. Der Fuß der Berge und ihre nächste, dem Nil bei der Ueberschwemmung nicht mehr erreichbare Umgebung ist öde; selbst das culturfähige Land ist an vielen Stellen nur mit einem harten steifen Grase (Poa cynosuroides) bewachsen, das als Viehfutter fleißig geschnitten, aber auch zu Flechtwerk, zu Körben, Fliegenwedeln und andern egyptischen Industrieerzeugnissen verwendet wird.

Ein Charakterzug ist die Abwesenheit von Wäldern. Es gibt nur kleine Anpflanzungen von Dattelpalmen, hier und da Sykomoren- und Acaciengruppen um die Dörfer. Es spricht sich dies auch im Mangel des Holzes im Hausrath aus. Die zuletzt genannten Baumarten sind die wichtigsten; das Sykomorenholz wird zu Schöpfrädern, das der Acacien zu den einfachen Ackergeräthen verarbeitet. Die Wiesen mit dem Farbenschmelz blühender krautartiger Pflanzen fehlen, werden aber für die Nothdurft des Lebens durch Kleefelder ersetzt. Die Felder stehen sehr gut. Taback, Gerste, Weizen, Mais und Sorghum bilden einen dichten, saftig grünen Teppich über dem vom Nilschlamm schwarz gedüngten Boden. Alle diese Getreidearten werden hier, wie im Delta, im Winter gebaut, gleich nach der Ueberschwemmung.

In den höher liegenden Gegenden bedürfen sie auch in dieser Jahreszeit der künstlichen Bewässerung, da die Wärme und große Trockenheit der Luft den Boden sehr austrocknen, obwohl dieser unglaublich lange Wasser hält. Man schreitet über Stellen, wo er einen Fuß breit klafft, so daß man in Gefahr ist, in die Risse zu stürzen, und doch steht darauf eine üppige Saat, wie sie bei uns selten vorkommt. Der Grund scheint außer in dem reichlichen Thau in der eigenthümlichen Mischung des Nilschlammes, der aus Thon, Sand und organischen Substanzen besteht, zu liegen. Nahe am Ufer enthält er mehr Sand, in einiger Entfernung davon mehr Thon. Wird er befeuchtet, so verschluckt der trockene Nilschlamm ungemein viel Wasser; er wird dann zähe und knetbar; in diesem Zustande wird er zu Ziegeln und ganzen Wänden, oder bei hohem Grade von Plasticität zu Töpfen und Wasserkrügen verarbeitet. Wird mehr Wasser hinzugethan, so zerfällt er in einen Brei; im Zustande der größten Trockenheit aber zu Staub. Das Ackerland reicht bis an die Dämme und selbst die Ufer sind beim Zurücktreten des Wassers um die Zeit des niedrigsten Wasserstandes bebaut, meist mit Kürbissen, Melonen und Gurken, die auch im Sommer gepflanzt werden, also zwei Ernten geben. Das Sommerklima ist für den Getreidebau viel zu trocken und heiß, eine künstliche Bewässerung aber beim niedern Stande des Nils nicht leicht möglich. Zu den Sommerfrüchten gehören Reis (im Delta), Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr; Wein und Johannisbrot werden im Juni, Aprikosen im Mai reif. Die Vegetationsperioden der verschiedenen Culturpflanzen sind nach der Oertlichkeit sehr verschieden; so wird in Assuan der Weizen schon im März reif. Die Ufer des Nils sind meist ungleich hoch; das eine (bald das rechte, bald das linke, je nachdem der Strom näher an die eine

oder die andere Bergkette tritt) ist um 10 — 50 Fuß höher als das andere in den Schlammboden eingeschnitten, dessen einzelne Schichten man noch wie Jahresringe erkennt; das andere ist flach und sandig. Von Zeit zu Zeit taucht eine Häusergruppe neben einem Palmenhain oder einem Wäldchen stacheliger Mimosen auf. Unter den letztern sind die zartblättrigen jetzt besonders schön; sie belauben sich grade von Neuem und die Fiederblätter bilden eine durchsichtige gegitterte Krone, in der die Tauben gern nisten.

Die Häuser der Fellahin bestehen aufwärts von Cairo aus noch einfacheren Elementen als in Unteregypten. Ein Hof aus niederen Lehmwänden, oft aus alten Töpfen oder deren Scherben, die mit Nilschlamm zusammengekittet sind, hat einen niedrigen Eingang mit oder ohne Thür. Hier leben die Kuh oder ein Paar Büffel, langohrige Ziegen und Schafe. Für die Zeit der größten Hitze sind zu ihrem Schutz einige Durrahstengel in einer Ecke des Hofes übergelegt. In der andern Ecke bildet eine kleine viereckige Hütte mit einem 2 Fuß hohen Eingange die eigentliche Wohnung, oft kaum mehr als 1 Quadratklafter Fläche enthaltend. Zwei ihrer Wände werden von dem Hofraum gebildet, die Stelle des Daches vertritt eine Lage von Stroh. In der Mitte steht ein kleiner kegelförmiger Ofen; der Rauch zieht ab, wie es ihm gefällt. Hier liegen die Einwohner bei hohem Sonnenstande und in kühlen Nächten auf der Erde. Decken und dergleichen Luxus kennt man nicht. Wenn es kühl wird, schützen sie sich mit einigen Lumpen von Kleidern und machen Feuer.

Die Kinder sind beständig nackt, mit Unflath, Koth und Staub bedeckt; denn Waschen wird für ungesund gehalten, und die Fliegen legen ihre Eier in die Augen und Nasen der

Kinder, ohne daß diese die geringste Bewegung machen, sie fortzuscheuchen. Zuletzt sind sie eine Wohlthat, indem sie und ihre Larven diese Excrete verzehren und auf dem Menschen dieselbe Rolle spielen wie die aasfressenden Hunde und Geier, die in den Städten und Dörfern allein die Straßenreinigung vornehmen. Ich glaube nicht, daß die Fliegen viel von den contagiösen Producten der egyptischen Augenentzündung weiter verbreiten, da sie dieselben verzehren und die Gefahr der Uebertragung des Ansteckungsstoffes durch die Menschen ist gewiß viel größer als durch die viel reinlicheren Fliegen.

Die Bedürfnisse dieser halbcivilisirten Menschen sind gering und bald befriedigt. Datteln und ein Gericht aus Durrah (Sorghum), den kleinen rothgelben Linsen, den großen Bohnen und einige Zwiebeln sind hinreichend für den genügsamen Fellah. Eine Schale Büffelmilch, die sauer geworden ist, oder Melonen und Gurken liefern ihm eine angenehme Erfrischung in der Hitze des Tages. Der milde Himmel macht reichliche Bekleidung überflüssig; ist es daher zu verwundern, daß er auf den Bau seines Hauses nicht viel verwendet? Ein Regen von 48 Stunden würde alle egyptischen Dörfer und den größten Theil der Städte in den Nil spülen, aus dem sie hervorgegangen sind.

Daß von Möbeln keine Rede sein kann, versteht sich von selbst. Einige Thonkrüge, Schüsseln und Töpfe bilden den wichtigsten Hausrath und der Erdboden, allenfalls mit Schilfmatten bedeckt, die Schlafstätte. Grobe, braune Decken aus Ziegenhaaren oder aus Schafwolle sind ein Luxus der Wohlhabenden. Eine besondere Art von Schlafstellen für kleine Kinder sah ich in den Dörfern bei Theben; wahrscheinlich sind sie auch in den andern Theilen Egyptens gebräuchlich. Im Hofe nämlich oder auch außerhalb desselben befindet sich auf einer runden Säule eine

Art von gestieltem Präsentirteller von 3 — 4 Fuß Durchmesser. Die ganze Vorrichtung besteht aus Nilschlamm, in den gehacktes Stroh geknetet ist; sie hat eine Höhe von 4 Fuß und ist so zerbrechlich, daß ein herzhafter Druck sie über den Haufen wirft.

Diese Gebrechlichkeit des Mauerwerkes zeigt sich auch an ihren Häusern, an denen man mit einer Hand leicht ganze Wände umwerfen kann. Glücklicherweise sind sie eben so leicht wieder aufgerichtet, da man nur etwas Wasser zum Befeuchten der Erde gebraucht.

Auf dem Nil herrscht zwischen Cairo und Assiut noch viel Leben und man sieht oft 10 — 12 Barken zu gleicher Zeit am Horizont, die Waaren hinauf- und Landesproducte hinabführen. Um Cairo und abwärts werden auch viele Bausteine versendet. Dazu werden die schlechtesten Boote gebraucht, in welchen die Lecke fortwährend mit Nilschlamm verstrichen werden und das eindringende Wasser beständig auszuschöpfen ist. Einmal begegneten wir einem Sclavenschiffe mit Schwarzen aus dem Sudan, bestimmt für den Markt in Cairo. [13]) Die Abschaffung des Sclavenhandels datirt erst von Said Pascha. Auch einige zum Vergnügen Reisende überholten wir oder wurden von ihnen überholt. Die englische und die amerikanische Flagge sahen wir am häufigsten.

Die Nähe der Ortschaften kündigt sich nicht allein durch die Baumgruppen an, sondern sehr häufig durch einige Schiffe, die am Ufer festgebunden liegen. An solchen Punkten ist dann die Staffage sehr eigenthümlich egyptisch. Einige alte Müßiggänger und viele herrenlose Hunde von oft fuchsartigem Aussehen oder haarlose, afrikanische mit schwarzer Haut lungern umher. Weiber, wenig reizend und im tiefsten Neglige, d. i.

mit Kopfschleier und Hemd angethan, kommen mit großen irdenen Krügen von eiförmiger Gestalt, die sie auf dem Kopfe, oft auf der Hüfte oder auf der Schulter tragen und holen Wasser. Thiere kommen zur Tränke, meistens schwarzbraune Schafe, langohrige Ziegen, braunrothe und schwarze Rinder mit großer Wamme, echte Apisgestalten, während schwarzgraue Büffel sich im Schlamme wälzen oder bis über den Rücken mit aufwärts gehaltenem Kopfe im Strome stehen mit allem Ausdrucke der größten Behaglichkeit und in stiller Ruhe aller Anstrengung ihrer Treiber, das flüssige Element zu verlassen, trotzen. Bettler und nackte Kinder kommen an's Ufer und verlangen Backschisch. Backschisch ist ein gräßliches Wort, das man immer und immer hört; jedes Alter, Geschlecht, Stand, Religion u. s. w. spricht von Backschisch. Die Aussprache ist verschieden, flüsternd, flehend, gellend und bittend. Es hat demnach verschiedene Bedeutungen und bezeichnet verdienten Lohn, Almosen, Geschenk, Belohnung, Bestechung oder kurzweg Geld. Wenn man jetzt einen Esel miethet, so spricht in der nächsten Minute sein Inhaber oder Treiber von Backschisch. Kinder, die zu lallen anfangen, beginnen mit Backschisch und der Beduine spricht noch drohend: Backschisch! Man steigt an's Land und ein Rudel von Menschen umringt Einen mit dem gellenden Schrei: Ghavaghi[14]) Backschisch, das unsere Schiffer wiederholen. Geschrieen und gesticulirt wird sehr viel, auch in der gewöhnlichen Conversation. Sie haben darin viel Welsches, doch sind die Gesten viel gravitätischer; denn sie strecken häufig den ganzen Arm beim Reden aus und heben beide Hände gegen die Brust in die Höhe.

Durch die Stimmenmannigfaltigkeit menschlicher und thierischer Leidenschaft hört man von Zeit zu Zeit ein leises Stöhnen und Aechzen. Ist's der Wind, der durch die Raaen streicht? Ein

Philanthrop und Egyptenfreund könnte leicht das Wimmern des geknechteten Volksgeistes sich vorstellen. Es sind die Reibungsgeräusche der Maschinen für die Bewässerung. Die sonderbaren Töne lassen schon die Größe des Reibungscoefficienten und die Unvollkommenheit der ganzen Bewässerungsanstalten errathen.

Es sind deren zwei Hauptarten. Im steilen Ufer sind einige rohe kleine Terrassen über einander angelegt, jede mit einer Grube in der Mitte. An jeder von diesen steht eine Zugvorrichtung, aus zwei am Ufer senkrecht stehenden Palmenstämmen oder Säulen aus trocknem Schlamm. Auf diesen ruht ein horizontaler Balken, in dessen Mitte mit Palmen- oder Grasstricken ein beweglicher Balken aufgehängt ist. Dieser hat an einem Ende eine Stange mit einem Schöpfgefäß, am andern einen großen daran befestigten trocknen Erdklumpen und stellt so einen ungleich belasteten Wagebalken dar. Am Strande ist eine Vertiefung, in welche das Nilwasser strömt, das mit dem Eimer aus Büffel- oder Ochsenhäuten oder Grasgeflechten geschöpft und in einen höher stehenden Canal, an dessen Ende eine zweite Grube ist, ausgeleert wird. Bei letzterer steht eine zweite Maschine, durch die das Wasser in eine höher stehende folgende Grube geschöpft wird u. s. w. So passirt es von Terrasse zu Terrasse und fließt endlich in die Gräben der Felder, wo es durch kleine Erdanhäufungen stellenweise gestaut wird und so zuletzt die Felder überrieselt. An jeder Maschine arbeiten zwei nackte, sonnenverbrannte, oft ganz schwarze Leute unverdrossen mit großer Kraftverschwendung. Bei ihrem Anblick denkt man unwillkürlich an Danaiden; denn oft fließt die Hälfte des Wassers wieder aus den geflochtenen Eimern. In Oberegypten bei steilern Ufern kommt diese Vorrichtung, welche Schaduf heißt, häufiger vor als in Unteregypten.

Die zweite Vorrichtung ist das persische Schöpfrad. Ein großer Graben oder Canal vom Nil endet in ein Bassin, darüber geht ein Rad, an dessen Peripherie eine Reihe von irdenen Krügen angebracht ist. Das große Rad wird von einem Ochsen getrieben. Durch die Rohheit des Mechanismus geht auch beim Schöpfrade, welches Sakieh heißt, sehr viel verloren.

An den Landungsplätzen findet man immer einige, bei großen Orten auch viele Schiffe, deren Bemannung entweder auf dem Deck oder am Ufer liegt, wenn nicht Tänzerinnen im Orte sind, denen Alles zuströmt, oder wenn nicht ein Opiumladen und der Bazar die Leute anzieht. Ueberall Geschrei und Gelächter und auf den Schiffen Gesang und Tanz. Schiffsleute sind überall ein aufgewecktes, hier ein sehr sanguinisches Volk, das seine Pfeife, Haschisch und Opium, aber auch einen Spaß liebt.

Man denke sich an den Dämmen von Zeit zu Zeit eine kleine Heerde oder einige Kamele, Reiter auf hübschen Pferden, die orientalisch gezäumt sind, in tiefen Sätteln und breiten, platten schuhförmigen Steigbügeln, Bauern auf schnell trippelnden Eseln, so hat man die Staffage der Nillandschaft fertig. Die Vögel sind weniger zahlreich als im Delta und Fische wurden uns nur selten gebracht. Die gewöhnlichsten waren Cypriniden und Siluroiden; die letztern werden durch die großen Stacheln der Brustflossen leicht gefährlich. Einige wenige Salmoniden und Nilhechte (Mormyriden) kamen vor, jedoch keine von den seltneren Charakterformen. An den Ufern fanden sich häufig zierliche, kurz geschwänzte Crustaceen (Telphusa). Dazu kamen von Benihassan aufwärts Krokodile, die sich am liebsten auf den Sandbänken im Strome sonnen. Fünf solcher großen beschuppten Ungeheuer sah ich zwischen Minieh und Benihassan

auf einer Sandbank, die im reflectirten Sonnenlichte wie neugegossene Broncefiguren glänzten. Sie passen ganz zu dem abenteuerlichen Lande mit seinen phantastischen Schöpfungen alter Kunst, seinen Sphinxen und dergl. Nach den Erkundigungen, die ich anstellte, ist die nördliche Grenze des Nilkrokodils nach Benihassan zu setzen; es ist aber in ganz Egypten sehr eingeschüchtert und Menschen werden selten von ihm verschlungen. Daß die Gefahr nicht groß ist, bewiesen unsere Matrosen, wenn sie unter eintönigem Gesange bei Windstille das Schiff am Seil stromaufwärts zogen, und dabei nicht immer am Ufer, sondern oft im seichten Wasser aufwärts gingen.

Vor Minieh ist eine Stromenge, welche die Passage einst gefährlich machte; Mehmed Ali ließ die in den Strom hängenden und ihn beengenden Felsen sprengen. Am rechten Ufer steht auf steiler Höhe das koptische Antoniuskloster. Wir waren mitten im Strome, als wir plötzlich durch ein Backschisch, das aus dem Wasser kam, überrascht wurden. Es war weder ein redender Fisch, noch der Flußgott, sondern ein Fellah, der auf uns zugeschwommen kam, um einige Parahs zu erhalten, und nach wenigen Minuten Ruhe, die er sich an Bord gönnte, wieder zurückschwamm.

Minieh ist eine nette Stadt im egyptischen Sinne, mit hübschen Lehmhäusern, die Fenster und andern Bauluxus zeigen; manche sind ein Stockwerk hoch und mehrere Moscheen haben steinerne Minarets.

Die dem Orte Minieh gegenüber gelegenen Berge sind sehr charakteristisch. Vor ihnen, ihren Fuß verdeckend, zieht sich ein Palmenhain ohne alles Unterholz, wie lange Säulengänge beinahe zwei Stunden weit hin. In den Bergen erscheinen große Oeffnungen; es sind die ersten Felsengräber. Die An-

deutung zu diesen Bauten gab die Natur durch stellenweises Einstürzen der horizontalen Schichten; der Mensch benutzte diesen Wink und begünstigt durch die Schichtung und Zerklüftung entstanden die ersten Felsenbauten, Todtenstätten und Tempel. Später wird der Stein frei und in der Hand des Menschen beweglich, wandert er in die Ebene zum Tempelbau. Die Todtenstätten sind aber immer in den Bergen geblieben. Dabei wurden die Alten von zwei Rücksichten geleitet: 1) der Wohnung der Todten, an deren Wiederbelebung sie nach einer langen Seelenwanderung glaubten, die möglichste Stabilität zu geben und 2) ihr Culturland zu schonen; denn da eine fortwährende neue Einsaat in die Aecker des Todes, aber keine Ausgrabung der früher Beerdigten stattfand, so wäre das ganze Land allmälig ein großer Friedhof geworden. Die mohamedanischen Friedhöfe haben in der That eine ungeheure Ausdehnung, weil in der Regel dasselbe Feld auch dort nicht zum zweiten Mal benutzt wird.

Der Himmel war Abends besonders schön; denn das Abendroth ist intensiv und von langer Dauer. Selbst der östliche Himmel ist in den reflectirten Lichtern malerisch und farbenreich, unten bleigrau, darüber röthlichgrau, violett und blaugrau; darin schwimmt der blaßgelbe Mond. Nach wenigen Minuten verschwimmen diese Farben in einander; die rothen und grauen Töne verschwinden und der Himmel ist eine hellblaue Glocke von ungemeinem Glanze. Der Nachthimmel ist besonders bei Südwind prachtvoll. Wir sahen den Canopus, einen Stern, nicht minder glänzend als den Sirius, schon seit Alexandria. Aber nicht immer ist der Himmel so schön; denn häufig wird er bei Tage durch den Südwind grau oder gelb gefärbt und wolkig bei Nord- oder Nordostwind oder bei Windwechsel. Die meisten

Tage sind jedoch vollkommen klar, mit Ausnahme eines feinen gelben Dunstkreises am Rande des Horizontes, so daß kleine Sterne erst sichtbar werden, wenn sie schon einige Grade darüber stehen. Staub ist fast immer in großer Menge in der Atmosphäre; mehrmals sahen wir Sandhosen. Die Landschaft und besonders die Berge sind am schönsten von 4 Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang. Die langen fahlgelben Ketten nehmen dann ein zartes Roth an, in welchem alle Vertiefungen und Schatten im schönsten Violett sich abheben. Die nackten Berge sehen dann glänzender aus als unsere reich bewaldeten Höhen und ich möchte es mit dem Roth der nackten Kalkberge unserer Alpen bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang vergleichen; nur ist es nicht der goldene Purpur unseres Alpenglühens. Mit der Sonne verschwindet auch der Zauber und die nackten gelben Gespenster stehen wieder da in voller Langweiligkeit. Aber dieser Zustand nüchterner Wahrheit dauert nicht lange, wenn es um die Zeit des Vollmondes ist und das Licht auf's Neue seine Täuschungen beginnt. Es ist das wundervolle Licht jener schönen Nächte, wo der Himmel in blaßblauen Farben schwimmt, und in magischen Reflexen von oben und unten jeder Stamm im Palmenhain sichtbar wird. Die tiefe Stille wird nur selten von den Thierstimmen am Flusse, dem melancholischen Rufe der Eulen aus den Höhlen des Gebirges und aus den Felsengräbern unterbrochen.

Siebentes Capitel.

Benihassan, ein Stück altes Culturleben. — Kenneh. — Tempel von Denderah. — Die Dumpalme. — Die Formation des rothen Sandsteins. — Assuan. — Tänzerinnen. — Die ersten Nilkatarakte. — Philä. — Urgebirge. — Der Handel nach dem Sudan. — Elephantine.

Den 23. erreichten wir Benihassan, berühmt bei den Archäologen durch seine Felsengräber. In der Mitte des nummulitenreichen Berges ist eine lange Reihe großer und kleiner Gemächer, die mit der Spitzhaue und mit dem Meißel in den harten Kalkstein gehauen sind. Den Eingang bildet ein hohes viereckiges Thor in schönen Verhältnissen, bei einigen mit Propyläen. Die größern dieser Begräbnißstätten sind mit Malereien und mit Hieroglyphen bedeckt. Die Idee der Schönheit war bei den Egyptern von der der unsrigen verschieden; aber die Kritik mag sich entschädigen durch das Detail der Enthüllungen aus der Vergangenheit. Das ganze Leben Altegyptens tritt uns hier entgegen, Landwirthschaft und Gewerbe, die Künste des Krieges und des Friedens, des häuslichen und öffentlichen Lebens und ein Stück sogenannter politischer Geschichte. Da sieht man die erbliche Kriegerkaste exerciren und marschiren, kochen und Burgen stürmen, ihre verschiedenen Waffen und deren Erzeugung, Disciplinarstrafen, Belagerungsgeräth u. s. w. Die

Figuren haben Leben und Bewegung, aber die Taille ist etwas zu wespenhaft, auch die des Civilstandes und selbst die der nackten Götter. Das Colorit ist überall noch gut erhalten, trotz des hohen Alters von 6000 Jahren, welches diese Denkmäler nach dem Ausspruch unserer Archäologen haben; der Grund davon ist hauptsächlich die große Trockenheit des Klima's. Schöner als Sculptur und Malerei sind die architektonischen Verhältnisse. Der Bau liegt mitten im Berge, hat eine flache Decke und erscheint dennoch nicht drückend oder beengend. Einige Säle haben dorische Säulen (wenn der Name schon gelten darf, da die Griechen in jener Zeit noch nicht existirten), andere eigenthümlich gekuppelte Säulen, die aus vier Stengeln der heiligen Lotos über einander bestehen und bei denen die Capitäler die Knospen der Lotosblume vorstellen. Einige Säle haben eine Decke mit flacher Wölbung.

Die Malerei ist auf einem Stuck von feinem Mörtel aufgetragen; die Hieroglyphen sind meist grün. Unter den Malereien sind viele Thiere; man erkennt den Aal, Oxyrhynchus und Lepidosteus; die Pflanzen dagegen sind meist unkenntlich. In mehreren dieser Speos oder Grabhallen befinden sich Gruben oder Schachte aus späterer Zeit, in welchen Mumien beigesetzt wurden. Hier, sowie in vielen anderen Todtenwohnungen scheint eine mehrmalige Benutzung durch verschiedene Generationen stattgefunden zu haben. Doch wo ist die Stadt oder wo sind die Städte, welche ihre Todten hier beisetzten? Die Gelehrten suchen vergebens ihre Spuren, diese sind durch Jahrtausende verwischt. Sehr störend sind die Inschriften der Besucher. Schon vor Jahrtausenden gab es Narren, die ihre Namen hier über die Schilderungen klecksten, wie jetzt.

Am Abend hatten wir wieder günstigen Wind ganz gegen

unsere meteorologischen Vermuthungen. Am 2. März legten wir bei Kenneh an, gegenüber liegt Denderah oder Tentira. Die Gegend von Kenneh ist eine der interessantesten in Egypten. Schon vor Kenneh ziehen die gelben Berge wie lange Wälle der Wüste längs ihrem großen Wassergraben hin; sie sind auch hier nicht hoch, aber steil; hier und da zeigen sich basteiartige Vorsprünge oder größere Einschnitte, die in kleinere Querthäler führen und die schon von den alten Egyptern durch Befestigungen oder Städte geschlossen wurden. Ein größeres Querthal führt aber von Kenneh an's rothe Meer nach Kosseir. Die egyptische Eisenbahn sollte nach englischen Ideen auch längs des Nils bis Kenneh und durch sein Querthal nach Kosseir gehen. Dieses ist der beste Weg, da Kosseir einen sichern Hafen hat, der bei Suez fehlt. Zur Zeit der französischen Occupation sind die indischen Truppen der Engländer aus Indien auch diesen alten Handelsweg gegangen, und ich glaube, daß bei Anlage der Bahn die Engländer gewiß nicht die egyptischen Interessen, sondern ihre merkantilischen und strategischen Absichten vor Allem beherzigen.

Um Kenneh sind einige schöne Berggruppen, durch die das landschaftliche Bild besonders Abends reizend wird, wenn der gelbe Ton der Schutt- und Sandmassen sich in rothes Gold und das der festen großen Gesteinmassen in Violett verwandelt. Die Vegetation, wie immer einförmig, bekommt hier in der Dumpalme (Hyphene thebaica) einen neuen Zuwachs. Sie ist die einzige verästelte Palme, der Stamm gabelt sich 4 — 5 Fuß vom Boden; sie wird über 20 Fuß hoch. Die Zweige tragen große steife, fächerförmige Blätter von 1 — $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser. Die Früchte reifen im April, obwohl sie schon Anfangs März ihre volle Größe erreichen, nämlich die einer Kinderfaust

mit fester gelbbrauner glänzender Rinde. Die ganze Frucht ist faserig, zuckerreich, schmeckt wie Lebkuchen und dient zur Scherbetbereitung. Die Früchte hängen in großen Trauben vereint zwischen dem abenteuerlichen Laube. Daneben kommt überall die gradstämmige Dattelpalme noch vor. Stellenweise wird der Vordergrund durch Ricinuspflanzungen gebildet, aber an sandigen und steinigen Orten, wo Getreidearten nicht mehr gedeihen, wächst neben mehreren rauhen Gräsern die große graugrüne Asclepias mit filzigen Blättern. So hat man ein höchst originelles, wenn auch eintöniges Vegetationsbild der Culturlandschaft.

Am 3. März besuchten wir den Tempel von Denderah. Er war der Athor, welche die Rolle der Venus spielt, geweiht, und stammt aus der Zeit der letzten Ptolemäer. Es ist ein ernster, grandioser Bau. Durch ein Thor, dessen Seitentheile fehlen, betritt man den Tempelhof, der verschüttet ist und durch dessen Schuttmassen Mehmed Ali einen Gang ausgraben, sowie er auch das ganze Innere des Tempels und stellenweise einen Theil der äußern Wände freimachen ließ. Aber bald werden die Winde der Ausgrabungen spottend Alles wieder verweht haben. Früher muß er gänzlich in Schutt und Sand begraben gewesen sein; denn auf seinem Dache waren Lehmhütten, von denen einige Wände heute noch stehen. Der Porticus wird von 24 Säulen getragen, ist hoch und luftig. Die Säulen sind kolossal, haben an der Basis 17 Schritt im Umfang und sind mit gemalten Sculpturen bedeckt. Die Form der Capitäler ist ganz merkwürdig, sie bestehen aus vier Frauenköpfen mit Kuhohren und sind bemalt. Die Höhe muß sehr groß sein; denn die Säulen erscheinen gar nicht gedrückt oder dick. Die Decke hat einen lasurblauen Grund und enthält den berühmten Thier-

kreis. Aus dem hohen Porticus tritt man in einen großen Saal, der von 12 etwas abweichend gebildeten Säulen getragen wird und einige Nebengemächer hat, die mit Sculpturen bedeckt sind. Am Ende steht das ganz düstere Sanctuarium, ohne Fenster, von einem hohen Gang umgeben, von dem aus man in mehrere kleine Gemächer und aus diesen wieder in einen zweiten äußern Gang gelangt; Alles ist mit Sculpturen bedeckt, aber derzeit von Fledermäusen bewohnt, während im Porticus Tauben nisten. Auf allen Theilen des Innern liegt eine düstere märchenhafte Beleuchtung. Auf den äußern Wänden des Tempels sind historische und religiöse Schilderungen so wie die kolossalen Bilder der Cleopatra und ihres Sohnes (Cäsarion?). Die Königin zeigt nichts von der Schönheit und den Reizen, die wir bei der Verführerin so vieler Helden und Kenner weiblicher Schönheit billig voraussetzen sollten. Der ganze Tempel besteht aus Sandsteinquadern.

Von Kenneh zogen wir am 4. März weiter, passirten rasch das uralte Theben und Edfu, das erstere für die Rückkehr aufsparend, um den günstigen Wind nicht unbenutzt zu lassen. Bei Esne fangen die Sandsteinformationen an, aus welchen die meisten Denkmäler Oberegyptens gebaut sind. Es ist rother Sandstein, der von nun an die Berge bis Assuan bildet. Großartig sind die Steinbrüche bei Gebel-Silsili, wo eine Stromenge ist, die der Sage nach durch eine Kette gesperrt wurde, daher der Name Kettenberg. Die Sandsteinberge haben ein mehr röthlich-gelbes Colorit und durch ihre gleichförmige Schuttmasse ein sanfteres Aussehen ihrer Abhänge als die Kalkberge. Oberhalb Silsili ist das Nilthal schon sehr einsam, aber noch immer bebaut; oberhalb Ombos nimmt die Bewässerung durch Schöpfräder zu. Im Wesentlichen ist der Charakter der Landschaft

noch nicht geändert; hier und da treten Sandsteinblöcke bis an den Nil, aber in der Nähe von Assuan reicht das Urgebirge an den Strom. Die malerisch schönen, aber wilden Gruppen der Granitblöcke geben der Landschaft einen neuen Reiz; auf den Bergen stehen Trümmer sarazenischer Burgen aus ungebrannten Ziegeln. Die Granitporphyr- und Syenitberge liegen zu beiden Seiten und sind vom Nil durchbrochen worden, der hier den ersten Katarakt bildet. Einst war oberhalb desselben gewiß ein See.

Am 12. März kamen wir Mittags in Assuan an. Der Weizen näherte sich der Reife; neben ihm wird, wie so häufig in andern Theilen Oberegyptens, Durrah und Hirse gebaut. Der Ort ist ziemlich groß, und einige Europäer haben sich angesiedelt, die Kaufläden halten. Mehmed Ali hatte in einem Anfall puritanischer Extase hierher alle Tänzerinnen Cairo's verbannt. Dieselben führen den Tanz beim Schall der Darabukke auf. Die Hauptsache besteht im Geberdenspiel und in einer unglaublichen Zahl rascher Bewegungen der Lendengegend. Die Tänzerinnen sind die einzigen Frauen, die unverschleiert gehen. Außer diesem Corps de ballet, das sich wieder über ganz Egypten zerstreut hat, gibt es noch Sängerinnen, Almeh, welche in den Harems singen und musiciren und in einem viel bessern Rufe stehen als die Tänzerinnen. Von diesen sahen wir einige in Assuan. Es waren schlanke Gestalten mit weizengelbem Teint, Augenbrauen und die Ränder der Lider schwarz, die Finger gelb bemalt. Sie trugen enge Jacken und weite Beinkleider aus rothen und gelben Seidenstoffen.

Wir gingen nach Einnahme eines sehr spärlichen Imbisses zu Esel nach Philä oberhalb des Katarakts durch das Gebirge. Man darf, wenn man in Egypten von Bergen spricht, nie an

beschneite Gipfel, noch an die Buchen- oder Nadelwälder der Abhänge, an die stürzenden Bäche und grünenden Thalgründe denken. Hier ist Alles todt und nackt und in ganz Egypten und Nubien gibt es keinen Bach. Hinter Assuan stiegen wir beiläufig 200 Fuß in die Höhe und sahen nun ein langes ziemlich breites Thal vor uns, an dessen Eingang ein von den Mohamedanern gefeierter Friedhof liegt. Eine Masse Grabsteine, zum Theil zertrümmert, und capellenartige Denkmale mit kleinen Kuppeln, die Grabstätten ihrer Heiligen, bedecken den Grund. Von da an ist nichts als röthlichgelber Sand, der aus Quarz und rothen Feldspathstücken besteht, mitunter einzelne eckige Stücke oder große Brocken von Granit. Das Thal ist mit dunkelrothen oder rosenrothen Bergen, die oft aus einzelnen großen, über einander geschobenen Granitblöcken bestehen, bedeckt. Es sind höchst groteske Formen. In diesen ungeheuren Blöcken ist das Material zu suchen, das zu den Monolithen und Kolossen der Prachtdenkmäler Egyptens diente. Man muß der Mechanik der alten Egypter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man bedenkt, daß Blöcke von 80 und mehr Fuß Länge bei entsprechender Breite und Dicke, wie die Obelisken zu Karnak und Luxor, von hier fortgeschafft wurden.

Die Gegend ist ungemein einsam. Nach einem stundenlangen Ritt durch die öde wüstenartige Berggegend wendete sich das Thal nach Westen und binnen Kurzem hatten wir Schellal oder den Katarakt vor uns. Hier lagen mehrere Schiffe, die umgeladen wurden, denn oberhalb des Katarakts verwendet man kleinere Schiffe. Hier lagen Datteln in großen Haufen, Eisenwaaren, blecherne Trinkgefäße, Pferdedecken, poröse Krüge, Gummi, Elephantenzähne, Häute und dergl., Import und Export aus dem Sudan. Der Katarakt ist kein Wasserfall, sondern

eine Stromschnelle und zu allen Jahreszeiten für kleinere Schiffe gangbar. Die Höhe hat offenbar durch das Abarbeiten des Gesteins und durch Anhäufen von Gerölle, Sand und Schlamm bedeutend abgenommen.

Wir bestiegen eine Barke und fuhren nach der Insel Philä hinüber. Die Insel besteht aus einer Grundlage von rosenfarbenem Granit, sie ist mit einem großen Gebäude und mit mehreren kleinen bedeckt. Gruppen von Palmen und stattlichen Mimosen mit kugelförmigen, süß duftenden zitronengelben Blüthen stehen zerstreut. Am Saume findet man im Schlamm des Nils einige Beete von Pferdebohnen. Auf der Nordseite lag ein Schiff, dessen englischer Miether seit 14 Tagen im Tempel weilte, um zu zeichnen. Die Insel ist unbewohnt. Der Tempelbau ist großartig, das Peristil luftig, die Malereien und Sculpturen aber wenig befriedigend. Einige Reliefsiguren sind von imponirender Größe, z. B. einige Götter und Könige an den Wänden haben bei 30 Fuß Höhe und darüber. Der allgemeine Charakter der großen egyptischen Tempel ist sehr constant. Den Eingang bildet ein hohes rechteckiges Thor, und befindet sich zwischen zwei großen thurmartigen Pilastern mit rechteckiger Basis, von der Form einer abgeschnittenen Pyramide. Der Winkel, den die Mauern mit der Basis machen, hat bei 80°. Vor ihnen standen gewöhnlich Obelisken. Darauf folgt ein von Säulengängen umgebener Vorhof, in welchem ein zweiter Eingang dem ersten gegenüber sich befindet, der wieder von thurmartigen Vorsprüngen flankirt wird. An die hintere Wand des zweiten Hofes lehnt sich das Sanctuarium, welches sich bei manchen Tempeln jedoch erst in dem dritten Hofe befindet. Die Pylonen und Mauern der innern Theile überragen gewöhnlich die äußern. In allen größern Tempeln gibt es an der innern

Wand Säulengänge und Gemächer; auch um das Sanctuarium geht ein Gang, der durch Zwischenwände in Abtheilungen zerfällt. In den Pilastern führen Treppen zu den größern und kleinern Sälen und Zimmern sowie auf die Terrasse.

Der Tempel zu Philä ist aus großen Sandsteinquadern gebaut und seine ganze Oberfläche mit historischen und mythologischen Reliefs und mit erklärenden Hieroglyphen bedeckt. Die Höhe der äußern Thürme beträgt 60 — 70 Fuß mit einer Basis von 50 Fuß. Wir schlugen unser Quartier in einem gut erhaltenen Gemache des großen Pfeilers auf. Ich schlenderte lange in den großen innern Räumen umher. Zu den vielen Namen von Reisenden alter und neuer Zeit ist noch eine Gedächtnißtafel gekommen, welche eine französische Brigade während der französischen Occupation Egyptens sich hier zu ihrer eigenen Verherrlichung gesetzt hat. Der liebste Aufenthalt war mir jedoch die Terrasse, von der man eine schöne Uebersicht über die Felseninsel und die phantastischen Granitberge ringsum hat. In der Nacht, als alle Umrisse im schwachen Sternenlicht undeutlich wurden, erzeugte das Rauschen der Palmen und des Katarakts, das der leichte Nordwind manchmal mit dem milden Duft der Acacienblüthen herübertrug, jene träumerische Stimmung, die aus dem Fremdartigen und Wunderbaren einer solchen Umgebung sich herausbildet. Manchmal schoß eine Fledermaus im lautlosen Fluge aus ihrem Versteck. Mitternacht war lange vorüber, ehe wir in der alten Priesterbehausung die Ruhe suchten.

Am nächsten Morgen gingen wir nach Assuan zurück, wo wir jedoch durch widrige Winde drei Tage lang aufgehalten wurden. Der Nordwind hatte sich wieder eingestellt; so erwünscht er uns für die Hinauffahrt war, so sehr verzögerte er nun unser Weiterkommen.

In der Bevölkerung nehmen die schwarzen Farbentöne der Haut schon bedeutend zu. Einzelne Individuen sind völlig schwarz, ohne jedoch die Kopf- und Kieferbildung des Negers zu haben. Der Gesichtswinkel ist noch groß, denn der Oberkiefer tritt noch nicht vor. Das Haar ist lang und schlicht. Die Kinder sehen gesund aus, wenn wir einzelne Fälle von Augenentzündung abrechnen; ihre Körper sind noch mehr mit Schmutz und Ungeziefer bedeckt, als am untern Stromlauf. Die zarte Jugend geht völlig nackt, mit Ausnahme der Mädchen, die 6 oder 7 Jahre schon überschritten haben, welche den leisen Anfang einer Art von Decorum beobachten. Sie tragen einen Lendengürtel, aus einem fingerbreiten Lederstreifen, von dem eine große Anzahl 2 — 4 Linien breiter, 6 Zoll langer Lederriemen herabhängen. Die Einwohner reiben ihren Körper zeitweise mit Butter oder mit anderm Fett ein.

Ich benutzte diese Zeit zu einem Besuche von Elephantine und zur Untersuchung einiger kleinen Wasseransammlungen, die in vertieften Stellen noch von der Nilüberschwemmung zurückgeblieben waren.

Achtes Capitel.

Thalfahrten. — Ombos. — Salzteiche von El Kab. — Edfu. — Rekrutirung. — Theben. — Ruinen am linken Ufer. — Medinet Habu. — Die Memnonssäulen. — Das Rameseion. — Die Königsgräber. — Die Apotheose des Absolutismus. — Grabstätten von Privatpersonen. — Ein Blick in alte Gesittung.

Auf dem Rückwege besuchten wir Ombos, wo ein Tempel des krokodilköpfigen Gottes Sevek ist. Einst war hier eine fromme Garnison, welche zu Ehren ihres Gottes und Königs aus der Dynastie der Ptolemäer ein Portal errichtete. Mich interessirte viel mehr El Kab; dort sind kleine Wasseransammlungen, welche Kochsalz und Soda enthalten, Natronseen im kleinsten Maßstabe. Die Umgebung ist eine gelbbraune Wüste, die bis zum Fuß der Gebirge mit Geröll und Sand bedeckt ist. Man sieht nur eine einzige Dattelpalme, dagegen sind kleine Rasen der Poa cynosuroides und die große Asclepias stellenweise sehr häufig. Die Ruinen, die noch vor wenigen Jahren hier waren, sind verschwunden. Im Gebirge gibt es jedoch noch mehrere Reste; dort sind auch viele Epigäen oder Todtenstätten. Von der spätern Sarazenenstadt oder Lager El Kab ist nur noch eine Mauer aus Lehmziegeln übrig, die in einem Viereck die frühere Stadt umgab. Die kleinen Seen lieferten mir ein

interessantes Material zur mikroskopischen Untersuchung für die folgenden Tage am Bord unseres Schiffes. Gleich hinter der Lehmziegelmauer liegen einige trichter- und muldenförmige Vertiefungen, die ausgetrocknet, aber mit dünnem Salzanfluge bedeckt waren. Einige hundert Schritte weiter gegen die Berge liegt eine zweite Reihe von Salzteichen, die eine verschiedene Größe hatten, doch nirgend über 20 Schritt Länge. Das Wasser enthält Soda und Kochsalz. In einem dieser Teiche fand ich einen neuen Typus aus der Familie der Hydatineen, die Hexarthra polyptera, welche zwei halbkreisförmige Kiefern hat, deren jeder mit 7 Zähnen bewaffnet ist. Die Bewegungsorgane bestehen in drei Paar flossenförmigen Rudern, mit deren Hülfe die Thiere nicht bloß schwimmen, sondern sich auch sprungweise bewegen. Ein anderer kleiner Teich enthält viele kleine Navicula und einige Chara, die größtentheils im Absterben begriffen waren. In demselben Wasser befanden sich zwei Infusionsthierchen (Paramecium polytrichum und Amblyophis aegyptiaca), ein neues Glockenthierchen (Vorticella salina), ein Strudelwurm (Vertex ferrugineus), zwei Räderthiere (Philodina roseola und Brachionus diacanthus), eine Cypris, die rothen Larven einer Stechmücke und die junge Brut einer räuberischen Hemiptere (Notonecta).

In Edfu besuchten wir den großen Tempel; der vordere Theil ist noch gut erhalten, der hintere ist theils im Schutt begraben, theils mit Hütten der Fellahin verbaut. Von der Terrasse des einen Pfeilers hat man eine große Aussicht auf die Nillandschaft. Die Stadt liegt wie ein großer wirrer Lehmhaufen zu den Füßen des Beschauers. Ein kleines Fort und eine Caserne, eine Moschee und wenige aus regelmäßigen Lehmziegeln aufgeführte Wohnhäuser reicherer Leute sind die Glanzpunkte.

Ein zweiter Tempel ist vor wenigen Jahren abgebrochen worden, um aus seinen Quadern ein Regierungsgebäude herzustellen. Auf die Vorstellungen einiger Europäer nahm Mehmed Ali den Befehl zurück, der Tempel war aber schon abgetragen. Im Interesse der Archäologie wäre es zu wünschen, daß ihre Forschungen sich schnell folgen mögen und die Expeditionen mit hinreichenden Kräften und Geldmitteln ausgestattet würden, um das noch Bestehende wenigstens dadurch für die Zukunft zu retten, daß Inschriften, Gemälde und Sculpturen untersucht und wo möglich copirt würden, denn der Utilismus des jetzigen Landesherren kennt eben so wenig wie der der frühern den Werth des Vorhandenen, wenn er gleich zur Berücksichtigung vernünftiger Vorstellungen geneigt ist. Hier, sowie weiter stromab, fanden wir vielen Jammer und Bestürzung. Mannschaften wurden ausgehoben. Die Weiber streuten Staub auf den Kopf, kreischten und zerkratzten sich das Gesicht mit den Nägeln. Außer dieser orientalischen Etiquette des Schmerzes sah man auch den stummen Schmerz (trotz Polygamie und trotz angeblichen Mangels an Familienleben) um Gatten und Kinder.

Die Windstöße regten große Staubmassen auf und an der arabischen Seite sahen wir oft große trichterförmige Sandhosen durch locale Wirbelwinde aufgetrieben. Weiter hinab werden die Berge höher und mächtiger. Zwischen ihnen, da wo das Nilthal breiter wird, sind die Ruinen von Theben, die größten Bauten des Alterthums. Sie liegen zu beiden Seiten des Nils. Nach dem Raume, den sie einnehmen, zu urtheilen, muß das hundertthorige Theben eine Stadt gewesen sein, die an Ausdehnung den größten europäischen Hauptstädten gleich kam. Es sind nur die Reste der größten öffentlichen Bauten, die in einem Maßstabe und in einem unverwüstlichen Material

aufgeführt waren, daß sie selbst der raffinirtesten Zerstörungswuth trotzen konnten. Von den Privatwohnungen, von denen Diodor von Sicilien sagt, daß es fünf Stock hohe Häuser waren, ist Alles spurlos verschwunden, sowie die Hütte des Leibeigenen neben der zertrümmerten Zwingburg seines Tyrannen.

Wie groß mag die Bevölkerung gewesen sein? Auf diesem großen Areal wurde noch mit dem Raume gegeizt, denn die alten Geographen sprechen von 5 — 7 Stock hohen Häusern. Wie groß war die Landbevölkerung, welche die große Industrie beschäftigte? Denn bei dem Abschließungssystem bestand kein Handel und daher kein Absatz nach Außen, keine Schifffahrt auf dem Meere; Rhocotis war nur ein Zufluchtshafen. Die Anschauung des sich selbst Genügens entstand theils aus Ueberschätzung, theils aus Furcht vor subversiven Tendenzen, welche durch den auswärtigen Verkehr eingeführt wurden; die Berührung mit Fremden, die erst später nur durch die Dolmetscherkaste erlaubt wurde, war einer despotischen Regierung und vor Allem einer allmächtigen Priesterkaste gewiß ein Greuel. Dieses System der Ueberwachung zeigte sich sogar in einem strengen Paßwesen innerhalb der Landesgrenzen. Den Königen selbst scheinen durch die Priesterkaste Eroberungen nicht gestattet worden zu sein, und so war das Land auf sich und auf seine ungefährlichen Dependenzen im Sudan beschränkt.

Am linken Ufer des Nils fällt zuerst Medinet Habu in die Augen. Es ist der Name einer Sarazenenstadt, die wie Schwalbennester in und auf den egyptischen Tempeln und Palästen erbaut worden war und jetzt selber eine Ruine ist, von der viel weniger Reste übrig geblieben sind, als von den egyptischen Bauten. Beide sind jetzt verlassen, ringsum sprießt die

grüne Saat, und um die Ruinen ziehen nur räuberische Falken ihre Kreise. Alle Dimensionen sind riesenmäßig; in allen Theilen herrscht jedoch die schönste Harmonie und die Sculpturen und Malereien sind correct, ohne grade schön zu sein. Ein staunenswürdiger Fleiß ist auf die Hieroglyphen verwendet, die an manchen Stellen so tief in Sandstein gehauen sind, daß man auf ihnen wie auf jähen Stufen hinaufklettern kann. Besonders großartig sind die Sculpturen auf den Wänden des Palastes von Ramses Majajum, dessen Thaten hier verewigt sind. Der König, in kolossaler Größe von 30 — 40 Fuß, ist auf seinen Kriegszügen dargestellt im Kampfe, im Siege und im triumphirenden Einzuge in seine Hauptstadt. Es sind Tausende von Figuren in diesen Basreliefs. Man unterscheidet die einzelnen Völker, die gegen ihn kämpften, nicht nur an Kleidung und Bewaffnung, sondern auch an der verschiedenen Gesichtsbildung. Das egyptische Heer ist in seinen Waffengattungen kenntlich gezeichnet. Das Fußvolk marschirt bald in tiefer Phalanx, bald in langen Linien in Reih' und Glied und mit gleichem, sicherm Tritt. Ueber dem Lanzenwald erheben sich die königlichen Standarten. Die Trompeter blasen und die Streitwagen rasseln im vollen Lauf gegen die feindlichen Massen. Da sind Scenen von Tumult und Kampf, von Sieg und Tod. Der Ausdruck der Verwundeten, Kämpfenden und Sterbenden, die stürzenden Wagen und Pferde, der geordnete Rückzug des Feindes in seine Festungen oder die wilde Flucht über einen reißenden Strom, der das Grab der Besiegten wird, ist mit eben so viel Genauigkeit als Wahrheit wiedergegeben. Mitten inne steht in kolossaler Größe, wie ein die Sterblichen überragendes Götterbild, 30 — 40 Fuß hoch, König Rhamses befehlend, fechtend, strafend oder begnadigend; er ist überall auf den sieben äußern und mehreren innen

angebrachten Bildern in größter Portraitgleichheit wiedergegeben. Auch Scenen sind da, wo die Gefangenen fortgeführt und gezählt werden, und wo Haufen von Händen, Zungen und Geschlechtstheilen der Erschlagenen von den königlichen Schreibern registrirt werden. Processionen ziehen nach dem Tempel, wo die Gefangenen dem Gotte Amunrah übergeben werden, der den König vertraulich bei der Hand nimmt und ihm neue Siege verheißt. Im innern Hofe sind noch gottesdienstliche, mythologische und häusliche Darstellungen und das königliche Haus, dessen Prinzen den Titel führen: „königliche Schreiber;" daneben aber auch noch andere, wie z. B. Heerführer der Leibwache, Führer der königlichen Streitwagen oder Anführer der Armee. Nirgend in der Welt ist wohl die Idee, daß die Regenten von den Göttern ihre Mission erhalten, so wiedergegeben, wie auf den egyptischen Denkmälern. Der König ist ein Sohn der Götter, Gott selbst und Sonne (Phre, daraus entstand der Name Pharao), Herr beider Welten und beider Meere.

Mit ungeheurem Aufwand von Arbeitskräften, der wohl sehr das Glück und die geistige Erhebung des Volkes in Schranken hielt, sind diese Bauten aufgeführt und haben die glänzende, für die Cultur des Menschengeschlechts jedoch unfruchtbare Geschichte jener fernen Zeiten auf unsere Tage gebracht. Der dem Strome zugewendete Theil der Bauten scheint die Gemächer des Königs enthalten zu haben. Der Blick über die Stadt aus diesen Sälen und Balconen muß reizend gewesen sein.

Fallen uns auch, wenn wir im hohen Söller des verfallenen Bergschlosses stehen, die schönen Verse der Matthisson'schen Elegie ein, so wünscht doch kein Vernünftiger unter uns den glänzenden Zug zurück, der zum Turnier durch seine Thore zog, da wir Aehnliches ja noch immer beim Einzug des Lord Mayor

in London oder dem Umzug des Boeuf gras in Paris sehen können. Frei von romantischer Illusion blicken wir freudig auf die blühenden Städte der Ebene und die Dampfsäulen, die auf dem Schienen- und Wasserwege aufwirbeln. Statt Hifthornklänge und Rüdengebell bringt das Arbeiten der Maschinen und das Jauchzen froher Menschen zu uns herauf und wir gratuliren uns, daß der größte Theil der europäischen Menschheit den Hals nicht mehr im hochfürstlichen Halseisen, sondern in seidenen Cravatten stecken hat. Aber hier herrscht in den Massen der alte Zustand und der Fellah ist noch derselbe arme, unwissende, gedrückte Mensch, der er vor Jahrtausenden war, als er im harten Frohndienste diese Steine zum stolzen Bau zusammenfügte.

Rhamses gehörte zur 18ten Dynastie, die 2800 Jahre vor Christo zur Regierung gelangte. Man fragt hier unwillkürlich: Wie alt ist das Menschengeschlecht? Und welcher Zeitraum mußte verflossen sein, bis Künste und Gewerbe sich so weit entwickelt hatten, um solche Bauten zu entwerfen und auszuführen? Sollte man nicht Plato glauben, wenn er sagt, daß die egyptische Kunst dieselbe geblieben sei seit 10,000 Jahren, und Solon, der angibt, daß die Priester im Tempel zu Sais Annalen besäßen, welche 8000 Jahre weit hinaufreichten? Alles geschah unter dem Impulse oder wenigstens unter der Leitung einer allmächtigen Aristokratie — der Priesterkaste. Sie war der leitende Gedanke in der ganzen Cultur und Geschichte der Egypter, sie hatte den größten Grundbesitz, sie monopolisirte alles Wissen und alle Macht. Der König war nur ihr Vertreter, die Spitze einer theokratischen Verfassung, ein Gott in den Augen seines Volkes; in der That aber das willenlose Werkzeug einer priesterlichen Oligarchie. Diese machte alle Gesetze, vom Kalender bis

zum Paßwesen, besaß allein die Wissenschaft und tyrannisirte die Kunst, sie brachte ihre Symbolik in die Architektur bis in die Zahl der Säulen und der Tempelstufen und ihre Sculptur ist nichts als ein in Stein dargestellter Cultus. In ihr ist der Grund des Jahrtausende still stehenden geistigen Lebens, denn ihre Satzungen machte sie zum Codex alles Wissens, zum alleinigen Lebensgesetz; sie mischte sich in das Leben des Staates, der Familie und des Individuums; befahl, was es thun, denken, wie es sich kleiden, wohnen, was, wann und wie es essen und trinken dürfe. Durch ihre Todtengerichte machte sie den Einzelnen um seine verheißene Fortdauer bange und erhielt ihn so in der beständigen Kindheit und Abhängigkeit des Naturlebens. Sie machte durch Jahrtausende aus dem Lande ein Paraguay und erreichte einen Grad von Obervormundschaft über das Volk, wie es als Ideal wohl vom Klerus anderer Völker angestrebt, aber nie wieder erreicht worden ist.

Nur schwer trennten wir uns von Medinet Habu und ritten zu den sogenannten Memnonssäulen hinüber. Es sind zwei Kolosse aus Sandstein in sitzender Stellung. Einst standen hier die tönenden Säulen aus Granit, die aber zur Zeit des Kaisers Septimius Severus schon so beschädigt waren, daß sie durch die gegenwärtigen Sandsteinkolosse ersetzt wurden. Man suchte den Grund des Tönens nicht in einem Taschenspielerstückchen, sondern gab sich Mühe, es aus dem Schwingen ungleich erwärmter Luftschichten bei Sonnenaufgang und kurz nach Sonnenuntergang oder durch ungleiche Erwärmung der Steinmassen herzuleiten. Schon der alte Strabo war vernünftig genug, Zweifel darein zu setzen. Für die Ehre hoher Besuche war Memnon stets sehr empfänglich und producirte sich dann wie unsere Kunstreitergesellschaften „auf hohes Verlangen.“ Gegen-

wärtig lassen sich die Reisenden ohne Unterschied von Memnon ihr Compliment machen, indem ein Fellah hinaufklettert, der in dem Riesenschoße verschwindet und durch Anschlagen mit einem Stück Eisen beliebig viele Töne erzeugt. Memnon, den die Griechen zum Apollo machten, ist Sesostris und der wahre Name Beider Remeses oder Rhamses der Große; dies ist gegenwärtig die Ansicht in den maßgebenden Kreisen der Archäologie. Wilkinson ist der Meinung, daß eine Doppelreihe von 18 oder 20 ähnlichen, aber kleinern Statuen bis an den Nil ging, welche die von Rhamses besiegten Könige darstellten. Einige hundert Schritte davon ist sein Palast Rameseion, sonst auch Memnonium oder das Grabmal des Osymandias genannt. Nur einige Säulenreihen, einige Wände und ein kleiner Saal sind übrig. Diese Reste zeigen, daß es ein großer, in wundervoller Harmonie durchgeführter Bau war. Keines der großen Denkmäler Thebens ist aber so arg mitgenommen worden. Daneben liegen die Trümmer zweier schöner Kolosse aus Syenit und Granit. Ein Ritt von einer Viertelstunde brachte uns zu den Resten des großen Tempels bei dem gegenwärtigen Dorfe Kurna.

Den folgenden Tag besuchten wir die Gräber der Könige, die man besser unterirdische Todtenpaläste nennen sollte. Der Weg führt vom Rameseion in ein von gelbgrauen Kalkbergen, die von vielen Hornstein- und Feuersteinschichten durchsetzt sind, rings umgebenes Thal, Biban el Moluk, das sich weiter hinein immer mehr verschmälert. Hier ist weder eine Spur von Pflanzen- noch von Thierleben, Alles ist verödet, Schutt, große Felsblöcke, Conglomeratstücke, Feuersteinknollen von der mannigfaltigsten Form und Muschelversteinerungen bedecken den Thalgrund. Das Schweigen des Todes ruht auch in der brennend heißen zitternden Luft; es wäre das Ideal für eine Karthause. Dem-

gemäß wurden diese schmalen Thäler später Lieblingsaufenthaltsorte für die christlichen Anachoreten. Durch historische Erinnerungen und durch die Beschaffenheit des Bodens muß die Thebaide steigernd auf die excentrische Gedankenrichtung jener Männer gewirkt haben. Weiter hinein liegen große Massen von Splittern und Trümmern des Gesteins, die beim Aushauen der Gräber herausgeschafft worden waren. Am Ende des Thales sieht man, daß es künstlich erweitert worden ist; hier erscheinen neben einander mehrere höchst einfache viereckige Oeffnungen: die Todespforten, durch deren anspruchslosen Eingang man zu einer Treppe kommt. Die Lichter werden angezündet und man steigt hinab. Gleich im Anfang sieht man im Relief beim Kerzenschein das Bild des Gottes Amunrah, der dem Könige, welcher hier seine letzte lange Wohnung bereitet, ein Leben reich an Jahren und Segen verheißt. Die Sonne mit dem Widderkopf (während ihres Ganges in der nördlichen Hemisphäre) und der große Käfer, das Sinnbild der Verjüngung und Wiedererzeugung, der heilige Scarabäus (Ateuchus sacer) folgen darauf. Nun kommen lange Inschriften auf den Wänden in Hieroglyphen. Sie enthalten den Titel des Königs in orientalischem Bombast und die Geschichte seiner Thaten. Alle Hieroglyphen wie die Reliefs sind in dem glatt geschliffenen Steine mit mathematischer Genauigkeit ausgehauen. Die Treppe endet in einen großen Saal, auf den wieder Treppen und ein Saal oder eine Reihe von Sälen folgen. An den Wänden ist der Stand der Sonne in den 12 Stunden des Tages, also der König in seinem Leben, und auf den gegenüberliegenden Wänden der Gang in der untern Hemisphäre während der Nacht dargestellt; die Nachtstunden in schwarzen Figuren. Dort sind auch die Strafen der Hölle geschildert und die Schuldigen schwarz

gemalt, während die guten Thaten oft unter dem Symbol der Schlange in lichtem Colorit erscheinen. Außerdem sind überall symbolische Darstellungen, Opfer und religiöse Handlungen angebracht. Endlich gelangt man in den letzten großen Saal, wo der Sarkophag des Königs stand, den wir in einem Grabmal noch unversehrt fanden. Jeder König scheint unmittelbar beim Beginn seiner Regierung den Bau seiner Begräbnißstätte begonnen zu haben. In einigen Grabmälern sieht man die Arbeit nur halb vollendet und in den letzten Sälen plötzlich abgebrochen, wo die Sculpturen mit Röthel oder Schwarz vorgezeichnet, aber nicht ausgemeißelt sind. In andern war die letzte Arbeit höchst eilfertig und ohne Sorgfalt gethan worden. Es scheint sich demnach Niemand mehr viel um einen todten König bekümmert zu haben: Le roi est mort, vive le roi! hat schon im alten Egypten gegolten wie in der Gruft von St. Denis. Einige Grabmäler sind im großen, andere im kleinen Maßstabe angelegt, so daß man daraus die Lebensaussichten, die der Einzelne sich machte, beurtheilen kann; ein groß angelegtes Grab war sogar nicht über den ersten Saal vollendet worden. Ein anderer König hat in das Grabmal eines seiner Vorfahren für sich nur einen neuen Saal aushauen lassen, um seinen Sarkophag hineinzustellen, im übrigen Theile seinen Namen an die Stelle seines Vorfahren setzen lassen. Champollion hat ein Grab gefunden, in welchem mit dem Hammer alle Inschriften und königlichen Namenschilder abgeschlagen waren. Nur die Namen seiner Mutter und Gemahlin hat man überall, wo sie im Text vorkommen, geschont. Es war offenbar das Grab eines Königs, der nach seinem Ableben von dem Todtengerichte für unwürdig erklärt worden war. Die Königsgräber scheinen nach der Beisetzung der Könige geschlossen worden zu sein.

Manche sind schon im Alterthum während der persischen, andere während der griechischen und arabischen Invasion sogar wiederholt geöffnet und geplündert worden; nur wenige sind bis in die Neuzeit unentdeckt geblieben, woraus sich auch in diesen die Unverletztheit der Sculpturen erklärt. Uebrigens mögen viele noch im Gebirge verborgen sein. Die meisten Gräber sind in dem gleichen Stile gebaut und verziert; denn es ist hier dasselbe Schablonenwesen und dieselbe starre Dogmatik der Kunst, wie in Allem, was in Egypten producirt wurde. Ein Grab hat im ersten Gange kleine Zimmer mit Darstellungen aus dem häuslichen Leben; Landbau, Fischfang, Künste und Gewerbe, musikalische, auch kriegerische Instrumente, Pflanzen und Thiere, ein ganzes Bild vergangenen Culturlebens tritt uns hier entgegen. Es ist weit anziehender als die politische Geschichte des Landes und die Darstellung von Hofgepränge, Titelaufzählung und officieller Lobpreisung.

Die Königsgräber gehören mit ein oder zwei Ausnahmen nach dem fast einstimmigen Urtheil der Archäologen der 18ten, 19ten und 20sten Dynastie an, die alle aus Theben stammten und dort residirten. Die mechanische Arbeit erregt Staunen durch die Ausdehnung und durch die Härte des Materials, durch die Menge und Schönheit der Sculpturen und Hieroglyphen, um so mehr, wenn die Behauptung einiger Alterthumsforscher, daß die Egypter nur kupfernes Werkzeug dazu verwendet haben, wahr sein sollte.

Von hier stiegen wir auf einem andern Wege über den Kamm des Gebirges zurück, um die Grabmäler von Priestern und einiger Privatpersonen zu besuchen. Sie sind alle sehr instructiv und gewähren wie ein Zauberspiegel einen tiefen Blick in die fernen Jahrtausende. In dem einen ist wieder ein großes

Stück egyptischer Technologie illustrirt und unter andern die Construction der Kolosse, das Aushauen und Fortschaffen der Obelisken dargestellt. Einen kläglichen Gegensatz machen dazu die rohen, fast primitiven Ackergeräthe, der ärmliche, schmutzige Hausrath, das Bohnenstroh und andere Vorräthe, welche jetzt den Raum erfüllen; denn ein Fellah hat sich dieses kleine, aber prachtvolle Grab als Vorrathskammer angeeignet und eine Lehmhütte daran geklebt. In einer solchen Gruft steckt mehr Arbeit als in einem modernen europäischen Lustschlosse. Den nächsten Morgen standen die Kolosse im Nebel. Die Figuren in verschwommenen und noch vergrößerten Umrissen boten einen merkwürdigen Anblick.

Neuntes Capitel.

Die Ruinen Thebens am rechten Nilufer. — Karnak. — Salpeterplantagen. — Zoologische Beobachtungen. — Die große Säulenhalle. — Luxor.

Der Wind, der seit einigen Tagen aus Süden wehte, hatte sich verstärkt und hüllte uns in Staubwolken, als wir auf das rechte Ufer übergingen. Wir ritten durch Luxor nach Karnak, das eine halbe Stunde entfernt ist. Dort wird gegenwärtig Salpeter erzeugt in einem Etablissement, welches aus Tempeltrümmern gebaut ist. Der Schutt der Umgebung Karnaks ist reich an Salzen, die ausblühen, besonders sind es Chlornatrium und salpetersaures Kali. Die Erde wird ausgegraben und in einem Canale aus Steinen, der höher als das übrige Etablissement liegt, durch 24 Stunden ausgelaugt, die Lauge wird dann in einem andern tiefer liegenden steinernen Canale abgeleitet und im Winter durch 7, im Sommer durch 5 Tage stehen gelassen und zuletzt in große viereckige Behälter aus Sandstein geleitet, wo sie durch bloße Sonnenwärme verdampft wird. Der Salpeter ist mit viel Kochsalz verunreinigt. Die Aufseher messen den Salzgehalt mit hölzernen Aräometern, die sie selbst anfertigen. Die concentrirte Lauge war braunroth im auffallenden und gelblichgrün im durchgehenden Lichte; in ihr leben

mehrere mikroskopische Organismen: die grüne Wälzmonade (Doxococcus ovalis) und das gestreifte Nachenthierchen (Euplotes striatus) waren in ungeheurer Zahl vorhanden; außerdem das geschwänzte Hechelthierchen (Oxytricha caudata E.) und das Wassermäuschen (Uroleptus musculus). Die schwächere Lauge enthielt neben Euplotes striatus und Doxococcus auch noch ein Wappenthierchen (Brachionus Mülleri) in einer durch rothe Fetttröpfchen gefärbten Varietät. Zwei kleine Teiche mit salzigem Wasser in tiefen Bodensenkungen durch Infiltration aus dem Nil entstanden, waren durch viele mikroskopische Pflanzen von der Form eines Schraubenziehers (Syringogyra viridis), die eine lebhafte Gasentwicklung verursachten, grün gefärbt; außer ihnen leben vier Infusionsthierchen und zwei Räderthierchen darin. [15])

Ueber einen Schuttwall steigt man auf eine Art Plateau oder Terrasse, auf welcher die großartigsten Ruinen stehen, und durch eine Doppelreihe von Sphinxen gelangt man zu einem Thorweg von grandioser Höhe aus der Zeit der Ptolemäer, welcher das Aussehen eines Triumphbogens hat. Von den Säulen oder den Kolossen des Vorhofes ist keine Spur mehr vorhanden. Das Hauptthor ist zwischen zwei großen Pilastern und führt in den Säulenhof. Noch großartiger ist der daneben stehende Palast oder die Gruppe von Tempeln und Palästen. Eine Doppelreihe von Sphinxen führte auch hier zu dem riesigen Thore und prachtvollen Säulenhofe mit zwei Nebenhöfen. Dieses Thor, wie es scheint aus der Ptolemäerzeit, macht mit seinen Pylonen und durch seine Höhe einen grandiosen Eindruck. Die Sphinxe sind verstümmelt, viele gänzlich zerstört, da sie in ihrer Deutung als Symbol des Königthums oder als Gottheit eben so die Zerstörungslust der Eroberer und der Anhänger des

neuen Glaubens während der Christianisirung des Landes zuerst herausforderten und durch die Vereinigung thierischer und menschlicher Attribute das Sittlichkeitsgefühl der Moslim verletzten, welche in diesen Bastardgebilden der Kunst nicht die Symbolik suchten, sondern dieselben als die Bilder von Ungeheuern, die in Sünde erzeugt wurden, auffaßten. Die hintere Wand ist größtentheils zerstört (durch den Feldherrn Lathyrus?) und gleicht einer ungeheuren Bresche. Die Römer bauten Einzelnes wieder auf; denn sie duldeten nicht nur die alte Religion, sondern nahmen Vieles aus ihr sogar an. In diesem Hofe standen isolirte, sehr schlanke Säulen, die wahrscheinlich Statuen trugen. Durch einen zweiten Eingang kommt man in die berühmte Säulenhalle, die von 144 Säulen getragen wird. Ich stand wie festgebannt in diesem Wald von kolossalen Säulen, von denen die mittleren eine Höhe von 60 Fuß und 5 Fuß über der Basis noch einen Umfang von 35 Fuß haben, so daß sie kaum 6 Männer umklammern können; die Verhältnisse sind so schön, daß sie sich den Compositionen griechischer Architekten würdig an die Seite stellen. Die Architrave sind ungeheure Steinblöcke, die von der Mitte der einen Säule zur Mitte der nächststehenden reichen. Säulen und Architrave sind mit Sculpturen bedeckt, sorgfältig gemeißelt und mit Wasserfarben bemalt. Die einzelnen Stücke der Säulen haben metallene Zapfen, welche in entsprechende Vertiefungen des anliegenden Stückes passen.

Wir wurden hier von einem arabischen Industriellen eigner Art gequält; es war ein Antiquitätenhändler, dessen Gewerbe bei der Menge leichtgläubiger und kauflustiger Reisender florirt. Nachgeahmte Thongefäße, Email, Statuetten, falsche Scarabäen und dergl. gehören zu den gewöhnlichsten Dingen. Der Mann

hatte höhere Absichten und wollte uns den Siegelring eines Pharaonen verkaufen!

Von hier gelangten wir in einen andern Hof, in welchem einst vier Obelisken aus rosenrothem Granit standen, zwei größere und zwei kleinere. Ein größerer und ein kleinerer sind umgestürzt, aber die zwei noch aufrecht stehenden nehmen sich selbst in den Trümmerhaufen sehr stolz aus; denn in einem Hofe von mäßiger Größe machen sie mehr Effect als auf einem großen freien Platze. Die Bewunderung, die sie erregen, ist aber nicht in der Phantasie entstanden, sondern mehr Sache der Reflexion durch die Summe der Arbeit, die sie repräsentiren, wenn man das harte Material und den Umstand erwägt, daß sie aus einem Stücke gehauen und mit tiefen Hieroglyphen bedeckt sind. Die an diesen Hof grenzenden Bauten sind gänzlich zerstört bis auf eine kleine mehr gedrückte Säulenhalle im südlichen Theile, an welchen einige Säle stoßen; in einem derselben wohnten verschiedene Archäologen, die in Karnak Studien machten.

Um sich einen Begriff von der ganzen Ausdehnung dieser Masse von Gebäuden zu bilden, genügt die Angabe des Durchmessers. Vom Haupteingang im Norden bis zum südlichen Thore beträgt die Entfernung nahezu 500 Schritt, also 1200 Fuß, und der Umfang fast ein Viertel einer deutschen Meile. Von den östlichen und westlichen Theilen sind nur die Thore übrig. Dieser ungeheure Tempelbau ist nicht von einem, sondern von mehreren Königen ausgeführt worden, die selbst verschiedenen Zeiten angehörten; daher auch der verschiedene Stil. Es ist eigentlich ein Complex mehrerer Gebäude, welche durch Säulenhallen und Gänge, durch Obeliskengruppen und Thore mit einander in Verbindung stehen.

Wir stiegen ungeachtet des heißen Sandes bis 2 Uhr in

diesen Trümmerbergen umher und betrachteten die großen historischen Bilderwerke, welche in Basrelief in die Mauern eingehauen sind und die Thaten der verschiedenen Erbauer darstellen. Die stupide Zerstörungswuth der einheimischen und fremden Barbaren, der religiöse, sowie der politische Fanatismus haben auch diese Sculpturen arg mitgenommen. Leider sind an vielen der größern Gestalten die Köpfe zerstört worden, während andere für die Aesthetik minder wichtige Parthien verschont blieben. Einen unangenehmen Eindruck machen stets die Göttergestalten mit Thierköpfen, denn es entsteht daraus eine Verthierung der ganzen Gestalt, während uns das Thier mit dem Menschenantlitz bald befreundet erscheint. Wie menschlich schön sind nicht die Sphinxe! In allen religiös symbolischen Schildereien herrscht hier wie in Medinet Habu eine gewisse Stereotypie, ein Beweis, wie die Ausführung ohne alle künstlerische Idee von den priesterlichen Regulativen beherrscht wurde; es sind Steinmetzarbeiten, aber keine Kunstwerke. Die Könige und Götter erscheinen oft in Stellungen und Zuständen, die bei der naiven Auffassung der Schöpfung und ihrer Organe den orientalischen und antiken Völkern als harmlose Symbolik erschienen, der Idee prüder Schicklichkeit in unserm Jahrhundert aber wenig entsprechen und höchstens als Illustrationen Paul de Kock'scher und Clauren'scher Romane (die ja bei uns, „dem Volk der Zucht und guten Sitte," einen verschleierten Lingamcultus einzuführen versuchten) dienen könnten. Es wundert mich, daß in den Handbüchern für englische Reisende die Damen dieses Volkes, in deren Gegenwart manche Kleidungsstücke nur durch Inexpressibles umschrieben werden, vor dem Besuche Egyptens nicht ernstlich gewarnt werden.

Von den Inschriften hat sich das Meiste erhalten. Ich

finde, seitdem ich die Bauten des alten Thebens gesehen habe, den Enthusiasmus reisender Archäologen, den ich bis dahin für jene Ueberschwenglichkeit genommen hatte, die uns so leicht erfüllt, wenn wir uns ausschließlich mit den Gegenständen unserer Lieblingsneigungen befassen, recht wohl begreiflich. Zu bedauern ist, daß Egypten bei seiner exclusiven geographischen Stellung und seiner systemmäßig festgehaltenen Absperrung, in die Culturgeschichte und in die politischen Begebenheiten der übrigen alten Welt so selten unmittelbar eingegriffen hat; die Denkmäler der Egypter würden dann ein unermeßliches Material für die Geschichte der Mittelmeerländer und selbst der östlichen asiatischen Welt geliefert haben. Seit Champollion hat man erst die Hieroglyphen lesen gelernt, und wenige Jahrzehnte haben hingereicht bei einer geringen Zahl von Archäologen, uns einen großen Theil der alten Geschichte Egyptens aufzuschließen. Freilich erweist sich dieselbe als höchst einförmig; ihr aber verdanken wir den Beweis, daß das Menschengeschlecht ein höheres Alter und eine längere Cultur hat, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt war.

Theben hat für diese Forschungen mehr Material geliefert als alle andern Theile Egyptens, denn durch seine Lage und durch das Material der Bauwerke war es mehr begünstigt als die am untern Nil gelegenen Ortschaften. Der Sandstein gestattet nicht jene vielseitige Benutzung als bequemer Steinbruch und Kalkbruch, wie die Denkmäler Niederegyptens, die aus Kalk bestehen, sowie das große Format der Bausteine, deren einzelne Quadern oft 35 Fuß groß sind, für die eingedrungenen Barbaren immer ein Hinderniß war, dieselben zu ihren Neubauten zu verwenden. Die ewig trockne Luft und die vollkommenste Politur wehrten die Verwitterung ab. Endlich war Theben weder ein

strategisch noch commerciell wichtiger Ort für die neuen Ankömmlinge, denen Cairo und Alexandrien weit bequemer lag. — Daß auch die Neuzeit den Baufreveln nicht fremd geblieben ist, beweisen die großen Bassins für die Salpetererzeugung (S. 101) und die vielen Acte eines gelehrten Vandalismus, denn überall trifft man Spuren, daß Gemälde, Sculpturen und Inschriften abgelöst worden sind. Läßt sich eine solche Versetzung der wissenschaftlichen Belege in unsere archäologischen Museen auch vollkommen rechtfertigen, so muß man doch bedauern, daß bei den damit verbundenen Arbeiten ungleich mehr zerstört als fortgeschafft wird.

Auf dem Rückwege durch Luxor betrachteten wir auch die Reste dieses Stadttheils; aber voll von den Eindrücken, die wir soeben erst in Karnak empfangen hatten, wurden wir hier wenig Anziehendes gewahr, mit Ausnahme des großen Obelisken, dessen Zwillingsbruder auf dem Concordplatze in Paris steht. Beide rührten von Rhamses her. Außer ihnen sind noch Reste von zwei größern Palästen mit Säulen und einigen Sälen vorhanden. An Schilderungen von religiösen Ceremonien, Hoffesten und Schlachten fehlt es auch hier nicht und an einer Wand ist ein königliches Accouchement dargestellt. In die Hallen und Säulengänge hinein haben überall die Fellahin ihre Hütten gebaut.

In jüngster Zeit hat ein Archäolog hier Nachgrabungen angestellt und mehrere Fresken aus der spätern Griechen- oder Römerzeit aufgefunden. Die Farben haben sich vollständig gut erhalten. Ein Bild zeigt eine Scene aus dem Lagerleben. Die Krieger erscheinen im gleichen Kriegsgewande, einem weißen Sagum mit schwarzen Bordüren, ähnlich den Aufschlägen unserer Regimenter.

Der alte Quai von Luxor war auch bei unserer Hinabfahrt wieder sehr belebt, denn der Ab= und Zugang von Fremden ist bedeutend; besonders sind die Engländer zahlreich, für welche der Generalconsul in Alexandrien hier auch einen Eingeborenen als Consularagenten bestellt hat.

Zehntes Capitel.

Thalfahrt. — Die Winde im Nilthal als Monsum. — Assiut. — Die Sykomore. — Ein Sturm von großer Ausdehnung. — Die Pyramiden von Sakara.

Wir trennten uns nicht ohne Bedauern von Theben, über dessen Schutt- und Ruinenberge wir nur eine oberflächliche Rundschau gehalten hatten, deren skizzenhafte und lückenhafte Schilderungen den Inhalt der letzten Capitel bilden. Solche oder ähnliche Eindrücke wird jeder Besucher mitnehmen, der die egyptische Alterthumskunde nicht zu seinem Specialstudium macht und der nicht für antiken und modernen Apiscultus, Sclaverei, Kasteneintheilung, alte Hierarchie und dergleichen schwärmt. Zum einfachen Verständniß bedarf man kein Koptisch, kein Demotisch und kein Hieroglyphisch, denn die Bilder sprechen von selbst und die Symbolik ist viel weniger gesucht und gelehrt als die unsere, da die Eigenschaften der Götter und Helden durch materielle Attribute und durch die aufgesetzten Thierköpfe einen prix fixe der Anbetung erlangt hatten, was um so nothwendiger war, da die Hieroglyphen für das Volk unverständlich waren.

Unsere Thalfahrt von Theben wurde sehr verzögert, denn die Nordwinde hatten sich zu unserm Verdruß wieder eingestellt

und hemmten oft die Strömung, die bei dem niedern Wasserstande ohnedies nur eine Viertelmeile in der Stunde beträgt, völlig. Der Nordwind ist der herrschende Wind während des größern Theiles des Jahres und hat ganz den Charakter eines Monsums, d. h. eines Jahreszeitenwindes; denn er hört erst auf, wenn die Sonne schon weit gegen den Wendekreis des Krebses vorgerückt ist und das Festland der nördlichen Hemisphäre hinreichend stark erwärmt hat. Dann beginnen die über ihr stehenden Luftschichten aufzusteigen und veranlassen das Zuströmen der Luft in den luftverdünnten Raum selbst aus den südlichen Strichen des Compasses.

Da diese Winde theils aus, theils über Wüsten wehen, sind sie trocken und durch die mitgerissenen Sandtheilchen, die sich an einander reiben, im hohen Grade elektrisch und werden dadurch allen Organismen durch Austrocknung und Erschlaffung schädlich. Es sind die Chamsine, die in Egypten oft schon Ende April zum ersten Male eintreten und nicht selten bis in das centrale und selbst nördliche Europa reichen. Die Südwinde wehen mit großen Unterbrechungen, immer nur wenige Tage und hören gegen das Sommersolstitium auf, so daß die Araber ihnen den Namen der Winde von 50 Tagen gegeben haben.

Da die Erwärmung des afrikanischen Continentes eine größere ist, so dauern die nördlichen Jahreszeitenwinde länger und an den Gestaden des mittelländischen und des obern Theils des rothen Meeres selbst 9 Monate; sie reichen aber bis zum weißen Nil und bedingen selbst noch die Schifffahrt von Chartum bis zu 4° nördlicher Breite in der Zeit zwischen der Herbst- und Frühlingsnachtgleiche. Die Nordwinde sind nicht nur für die Nilschiffahrt von der größten Bedeutung, sondern

tragen auch viel zur Salubrität Egyptens und zur Milderung der Hitze bei.

Der Spiegel des Nils war seit unserer Hinauffahrt bedeutend gefallen und wir saßen wiederholt auf den Untiefen fest. In solchen Fällen springen die Bootsleute in's Wasser und suchen durch Anstemmen gegen das Vordertheil und einen Ruck, den sie alle zugleich bei einem Tempo ihres einförmigen Gesanges ausüben, das Schiff wieder flott zu machen. Die übrigen Schiffsmanöver sind sehr einfach; denn da Mast und Segel abgenommen sind, ist das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die Barke im tiefen Fahrwasser zu halten und sie der Strömung zu überlassen. Obwohl die Leute zum Rudern verpflichtet sind, so thun sie es doch nur wenige Stunden im Tage und müssen auch dann immer gezwungen werden; denn außer ihrer Gleichgiltigkeit gegen Zeitverlust und außer ihrem Abscheu vor der Arbeit kommt noch ein positives Motiv hinzu, die Reise zu verzögern, da der Dolmetscher, der Reïs und seine Leute für die Zeit gemiethet sind; es entsteht auf diese Weise von Anbeginn eine Art Verschwörung unter ihnen, das Ende der Reise möglichst lange hinauszuschieben.

Als wir uns Assiut näherten, machte uns unser Reïs die Mittheilung, daß er sich in der nahen Stadt mit Vorräthen für seine Leute versehen und Brot backen müsse. Obwohl wir wußten, daß darüber zwei Tage vergehen würden, blieb uns nichts übrig, als darauf einzugehen. Das Brot unserer Schiffsleute besteht aus der Moorhirse, ist sehr kleienhaltig und schwer, hat ein gelbliches Aussehen und wird, nachdem es gebacken ist, in Stücke gebrochen, die frei am Deck herumliegen, um vollkommen auszutrocknen, aber des Nachts auf einen Haufen gelegt und mit einem Segel bedeckt werden, um sie gegen den

Thau zu verwahren. Das Brot hat einen süßlichen Geschmack, läßt sich nur schwer kauen, wegen der Reste der Spelzen noch schwieriger schlucken und erfordert außer guten Zähnen eine noch bessere Verdauung, da es ungegohren ist. Neben Linsen und Zwiebeln bildete es die Hauptnahrung unserer Leute.

Den Aufenthalt benutzend, erneuerten auch wir unsere Vorräthe von Essig, Sesamöl, Gemüsen, vorzüglich schönen Gurken, Tabak, Zucker und Kaffee. Zu unserer Befriedigung fanden wir den Bazar sehr gut versorgt und sogar europäische Artikel, wie z. B. Macaroni. Der Kaffee, welcher in Egypten allgemein gebraucht wird, ist Mokka, den unser Koch in einer Scherbe röstet, zwischen zwei Steinen pulverisirt und leicht aufkocht, statt einen bloßen Aufguß zu machen. In der trocknen warmen Luft verträgt man eine große Quantität Kaffee ohne Nachtheil. Das Sesamöl kommt dem Olivenöl nahe, hat einen sehr guten und reinen Geschmack und ist dem Leinöl, das von vielen Leuten in Egypten grade wie in unsern Alpen als Speiseöl benutzt wird, weit vorzuziehen. Auch in der Volksmedicin spielt das Sesamöl eine große Rolle, und die ausgepreßten Oelkuchen werden, mit Honig gemengt, als Leckerei in den Bazars verkauft.

Es ist ganz überflüssig, Vorräthe von gewöhnlichen Lebensmitteln während einer Nilreise in großen Quantitäten mitzuführen, da in allen Dörfern Milch, Eier, Tauben, Hühner, oft auch Lämmer oder junge Ziegen zu bekommen sind. In größern Dörfern erhält man auch Weizenbrot in Form von 6 Zoll breiten und einen Finger dicken kreisrunden Fladen, die frisch sehr gut schmecken. Nach Beefsteaks darf sich kein Reisender sehnen, denn das Rindfleisch ist selten und wenig schmackhaft und das häufigere Büffelfleisch wird von den meisten Europäern verschmäht. Auch die verkäufliche Milch ist in der Regel die von

Büffelkühen und wird von Vielen verabscheut; wir hatten uns jedoch sehr bald daran gewöhnt, trotz des leichten Moschusgeruchs, der ihr anhaftet. Wenn sie aber nicht frisch gemolken zu bekommen ist, so ist sie minder angenehm, denn während ihrer Aufbewahrung in den unreinen Thongefäßen und der mit vielen fremdartigen Effluvien geschwängerten Atmosphäre der Fellahhütten hat sie so viele Stoffe, und besonders die Verbrennungsproducte der Gelleh, d. h. des mit Stroh gemengten Thiermistes — des gewöhnlichen Brennmaterials — absorbirt, daß sie selbst dem gemüthsstarken Reisenden die Mysterien des häuslichen Lebens der Fellahin beständig unter die Nase hält.

In der Umgebung haben fast alle Wohnungen große Taubenhäuser auf ihren flachen Dächern; sie sind aus Lehm gebaut, haben in der Regel mehrere Stockwerke über einander und sind von zahlreichen Fluglöchern durchbrochen. Die Tauben sind so wohlfeil, daß sie die Hauptzuthat des Pilaw, des gekochten Reises, der etwas Bemittelten bilden.

Die Stadt Assiut, eine der wichtigeren in Egypten, liegt beiläufig eine Viertelstunde vom Strom entfernt auf einer flachen Erhöhung und macht aus der Entfernung einigen Effect, da sie mehrere Moscheen mit steinernen, weiß getünchten Minarets hat, welche über die grauen Lehmhäuser ragen. Mich fesselten viel mehr die schönen Baumgruppen und der schöne Gang, der am Flusse sich hinzieht. Die Gruppen bestehen aus Johannisbrot- und Granatäpfelbäumen, Weiden und Mimosen, Maulbeerbäumen und den, als kosmetisches Farbematerial, wichtigen Hennabäumen (Lawsonia). Den Glanzpunkt bilden aber riesige Maulbeerfeigenbäume oder Sycomoren (Ficus sycomorus). Ihr bis 12 Fuß dicker und 60 Fuß hoher Stamm hat eine weiße, hier und da grüngefleckte Rinde, welche sich ablöst wie

jene der Platane, und eine starke Verästlung, welche ein oben dunkelgrünes, auf der untern Fläche weißliches, mit einem weichen Filz bedecktes Laub trägt. In dem waldlosen Egypten, wo das Auge, von den unerträglich glänzenden Reflexen der weißen nackten Kalkberge geblendet, ängstlich das Grün des Thalbodens sucht, erfreut jede Baumgruppe, um so mehr aber die Sykomoren mit ihren domartigen immergrünen Laubmassen und ihrem kühlen Schatten. Die Sykomorenfeige wird gegessen, ist aber kleiner als die des gemeinen Feigenbaums, etwas über 1 Zoll lang. Das unverwüstliche harte Holz, welches den Alten zu Geräthen und hauptsächlich zur Anfertigung der Mumiensärge diente, ist noch heute das wichtigste Nutzholz in Egypten.

Mit Mühe sammelten wir unsere Schiffsleute, die nur ungern Assiut, dieses egyptische Capua, verließen, erschöpft oder mit dem Katzenjammer des Opiumrausches. Die nächsten Tage hatten wir Windstillen und trieben daher ziemlich rasch mit der Strömung hinab, fanden aber ohne Nordwind den egyptischen Frühling bedenklich warm. Eine Ausnahme machte eine kalte Nacht bei Minieh, während der es heftig stürmte und regnete. Es war ein Sturm, welcher eine ungeheure Ausdehnung erreichte, denn er war auch noch im Innern Afrika's, am weißen Nil, beobachtet worden, wie später v. Fridau aus einer Vergleichung unserer meteorologischen Aufzeichnungen mit jenen der österreichischen Missionäre in Gondokoroh und Ulibari ermittelte.

Unsere Erwartung, am 10. April in Cairo einzutreffen, wurde vereitelt; denn in der Höhe von Beni Suef traten abermals Nord- und Nordwestwinde ein, die uns nur langsam vorwärts kommen ließen. Vom genannten Tage an hatten wir die Pyramiden von Sakara 24 Stunden lang in Sicht, die aus der Entfernung wie eine Reihe von Triangulirungszeichen in

der Ebene erschienen und an denen wir endlich, fortwährend von nördlichen Winden bedrängt und unsere Schiffer zum Rudern drängend, anlangten.

Die Bewohner eines jeden Dorfes, das sich in der Nähe von Monumenten befindet, rechnen bei der Ankunft einer Dahabie darauf, sich etwas zu verdienen, nicht nur durch den vortheilhaften Absatz von Nahrungsmitteln, sondern noch mehr durch das Vermiethen von Eseln oder als Führer. Wir trafen daher auch in der Nähe von Sakara am Ufer einige Fellahin mit ungesattelten Eseln. Nach dem mehrtägigen Stillsitzen am Bord unseres Botes, dessen freier Raum durch die Ruderer sehr beschränkt war, fanden wir den Ritt sehr angenehm.

Der Anblick der einzelnen Pyramiden in unmittelbarer Nähe befriedigt sehr wenig; denn diese machen durchaus keinen ästhetischen, sondern höchstens durch die Ziffer des cubischen Inhaltes einen materiell großen Eindruck, der mehr das Resultat einer Verstandesoperation als der Phantasie ist. Selbst die bedeutende Größe wird am Fuße der Pyramide noch durch die kleinen Winkel an der Basis scheinbar vermindert, denn diese Monumente steigen nicht steil und kühn auf wie unsere Münster, sondern erheben sich unter Winkeln von 50°.

Die erste Pyramide, die wir besuchten, ist unvollendet geblieben und besteht aus großen stufenförmigen Absätzen, von denen fünf aus dem Sand und Schutt hervorragen. In ihrem Innern ist eine einzige gewölbte Grabkammer, zu welcher man durch einen sehr engen und niedrigen Gang, der theilweise vom Sand verweht ist, gelangt. Die Pyramide liegt auf einer kleinen Anhöhe vor den Wüstenbergen. Die Aussicht von ihr ist in der goldenen Beleuchtung der Nachmittagssonne wundervoll schön. Vor dem Beschauer liegen die letzten Trümmer von Memphis,

der alten Hauptstadt Niederegyptens, mit seiner Todtenstadt, welche beide in der Gegenwart einem unermeßlichen Friedhofe gleichen, durchwühlt von den Schatzgräbern alter und neuer Zeit und von den Schatzgräbern der Geschichte und Archäologie, und bedeckt mit den Mumienfragmenten der untergegangenen Menschengeschlechter und der einbalsamirten heiligen Thiere, mit Fetzen von Mumienbinden, Trümmern von Säulen und anderm Bauzierrath oder mit ausgegrabenen und vom jüngsten Vandalismus verstümmelten Sarkophagen. Eine traurige unheimliche Pflanze, der Hyoscyamus, der stete Begleiter und Verkünder culturhistorischen Schuttbodens, sproßt auf dem Trümmerhaufen neben einer verkrüppelten Acacie. Spärlich sind einzelne Cappariden, niedrige Rauten und Zygophyllen zwischen dem Schutt und Sand vertheilt. Aber über Alles spinnt die sinkende Sonne ihre Fäden zu einem durchsichtigen goldenen Schleier und verklärt die Todtenäcker der alten Metropole, sowie die Gerstenfelder und Gurkenbeete der schmutzigen Fellahdörfer und die Palmenhaine mit ihren goldenen und rosenrothen Lichtern. Dort klettert ein Fellah den schlanken Palmenstamm hinan, um in altherkömmlicher Weise die künstliche Befruchtung mit vorjährigem Blüthenstaub vorzunehmen; ein anderer treibt eine Heerde zur Tränke und in dem vor dem Dorfe gelegenen Wasserpfuhl baden Mädchen und Frauen, sich unbeobachtet dünkend vor indiscreten Männerblicken. Unten zieht der Nil seinen stillen Weg, bedeckt mit weißen Segeln, und im Norden begrenzen die zwei Riesenpyramiden von Gizeh und die zwei schlanken Minarets der Citadelle von Cairo die Aussicht. Das Bild wurde immer schöner, die Farben brennender und die violetten Lichter auf den Bergketten wärmer, je tiefer sich die Sonne neigte. Wir stiegen zögernd herab und ritten langsam nach unserm Bote zurück.

Wir betrachteten auf dem Rückwege mit Bedauern unten im Dorfe ein Haus, das für einen Reichen aus Steinen, welche mit den schönsten Sculpturen bedeckt sind, gebaut wird. Weiter gegen den Nil zu liegt die umgestürzte Säule eines Königs, wie wir später von einer archäologischen Autorität erfuhren, Rhamses' II. Ringsum ist der Sand entfernt worden, so daß das Königsbild wie in einem offenen Grabe liegt, das Antlitz gegen die Erde gewendet und deshalb wahrscheinlich unverletzt geblieben. Ein sanfter Ernst ruht in den schönen, aber weichen Zügen des Kriegers, der vor vier Jahrtausenden die Nachbarreiche erschütterte und sein Bild den spätern Geschlechtern zur Verehrung aufrichten ließ. Die Porträtähnlichkeit zwischen dieser Säule und den Darstellungen in Medinet Habu ist unverkennbar. Es ist ein Koloß. Die Länge der Nase beträgt drei Spannen, also nach den Gesetzen des Ebenmaßes des menschlichen Körpers die ganze Säule ungefähr 50 Fuß. Arme und Füße sind zertrümmert, aber der wohl erhaltene Kopf ist das Schönste, was wir in egyptischer Sculptur sahen, und macht um so mehr Eindruck, als eine Menge Figuren auf den Monumenten durch die aufgesetzten Thierköpfe entmenscht und durch das Schablonirte in Haltung und Physiognomie wie puppenartige, fabrikmäßig erzeugte Wesen erscheinen. Hier ist wieder ein edles Menschengesicht!

Elftes Capitel.

Cairo. — Die Gärten. — Die Straßen und Häuser. — Bevölkerung. — Araber. — Franken. — Deutsche Gelehrte.

Trotzdem daß wir Cairo zum zweiten Male und nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Egypten betraten, machte auch diesmal die „Siegreiche“ denselben, vielleicht sogar noch einen stärkern Eindruck als das erste Mal. Unter dem trocknen, glänzenden, von Licht überfließenden Himmel ist Alles so abenteuerlich und märchenhaft, daß der Abendländer zu träumen glaubt.

Die ungepflasterten Straßen, die zur Stadt führen, sind schon am frühen Morgen in Staubwolken gehüllt, welche durch die langen Züge von Eseln, Kamelen, Reitern und zweirädrigen Karren aufgewühlt und durch die heiße Aprilsonne noch unangenehmer werden. Hier werden Lebensmittel, Holz und das noch häufigere Brennmaterial, die Gelleh, nach der Stadt geführt; die Gelleh sind große Fladen oder Ziegel aus Kamel- und Ochsenmist, die mit Stroh gemengt und an der Sonne getrocknet werden. Vom Nil kommen lange Züge von Lastthieren, beladen mit Kisten, in denen europäische Fabricate sind,

oder mit Balken, Brettern und Eisen, die an den Seiten der Packsättel hängen. Zahlreich sind die Wasserträger; denn ganz Cairo ist auf das Nilwasser angewiesen, da die Brunnen ein schales, schlechtes und salzhaltiges Wasser liefern. Die Wasserträger sind meist arme Leute, welche entweder das Wasser in Ziegenschläuchen auf dem eigenen Rücken tragen, oder auf Thieren nach der Stadt schaffen. Der Ziegenschlauch ist am Kopftheil und an drei Füßen fest zugebunden, am vierten Fuße befindet sich eine messingene Ausgußröhre. Oft vertritt auch ein großes Thongefäß den Schlauch. Die Wasserträger, welche das Geschäft im Großen betreiben, führen die Ziegenschläuche auf einem Esel oder große Ochsenschläuche auf einem Kamele.

Die Landbevölkerung trägt ihre Erzeugnisse auf dem Kopfe in Körben oder in käfigartigen Behältern, welche aus den Blattrippen der Palmblätter gemacht werden. Andere führen ihre Producte auf Eseln, neben denen sie einherlaufen und sich an den Packsattel oder den Schweif des Thieres anklammern oder auf dessen Hintertheile hinter ihren Waaren sitzen. Reiter auf schönen Pferden sprengen vorüber; sie sitzen in tiefen Sätteln und kurz geschnallten schaufelförmigen Steigbügeln, worin die ganze Sicherheit ihres Sitzes, nicht wie bei uns in der Festigkeit des Schenkelschlusses, beruht. Die Schönheit der orientalischen Tracht zeigt sich am auffallendsten zu Pferde. Anspruchslosere galoppiren auf Eseln — die einstens Franken und Juden allein als Reitthiere gestattet waren — aber der Galopp dieser Thiere ist nicht zierlich und neben dem des Pferdes nur ein schnelles Trippeln.

An den Straßen stehen graue Tamarisken, die unter dem Staubmantel noch einfarbiger aussehen, Acacien mit flachen Kronen, Säulen- und Feigencactus, welche Fremdlinge in diesem

Lande sind, aber in dem trocknen Klima ausgezeichnet gut gedeihen und eben ihre großen gelben Blüthen öffnen. Die Gärten der Landhäuser am Wege sind mit hohen Mauern umgeben, über welche Palmen, Cassien und hohe Tamarinden ragen oder das Laub der Weinrebe hängt. Als Muster schöner orientalischer Gärten gelten die von Schubrah, voll blühender Rosen- und Jasminsträucher, die in großen Beeten gepflanzt sind und reichlich durch Schöpfräder bewässert werden.

Doch gehen wir nach der Stadt. Eine Mauer umgibt sie in ihrem ganzen Umfange, welche, so weit ich sie sah, gut erhalten ist. Durch eines der Thore traten wir in ein Labyrinth von schmalen, winkligen und krummen Straßen oder eigentlich Gäßchen, deren Beleuchtung im Vergleich zu dem grellen Sonnenlichte außerhalb düster erscheint, da nur selten und für kurze Zeit die Sonnenstrahlen hineinfallen. Die Häuser sind ein bis drei Stockwerke hoch und fallen dem Fremden durch den Mangel an Giebeln, Schornsteinen und Fensterglas auf. Die Dächer werden durch eigene Brettergerüste auf den flachen, wegen der seltenen Regen nur mit einem dünnen Mörtel überzogenen Terrassen ersetzt; sie heißen Mulkufs, bestehen aus leichten, schief gestellten Bretterwänden und gleichen einem halben, längs seiner Firste durchschnittenen Dache, das aber nicht die Bestimmung hat, das Haus gegen Regen zu schützen, sondern mit seiner nach Norden gerichteten Oeffnung dazu dient, die kühlen Luftströme als Windfänger aufzufangen und in das Innere der Häuser zu leiten. Das nächst Auffallende in Cairo ist das Hervorragen des ersten Stockwerkes über das Erdgeschoß entweder längs der ganzen Hausfront oder in einem Theile derselben oder wenigstens das Vorspringen einzelner Fenster. Diese gleichen dann Erkern und geschlossenen Balconen, welche häufig

wieder kleinere käfig- oder casettenartige Vorsprünge tragen. Die Fenster sind von verschiedener Größe, aber stets durch hölzerne Gitter verwahrt, deren Stäbe und Latten so eng an einander und kreuzweise über einander liegen, daß nur kleine viereckige Oeffnungen übrig bleiben und so unsern Klostergittern gleichen. Auch die Balcone sind ringsum vergittert und haben in der Regel als besonderes Ornament ein baldachinartiges Dach mit Schnitzwerk. Alle diese Gitter sind entweder ohne Anstrich und von Rauch und Staub gebräunt oder sie sind grün oder roth angestrichen und geben den Häusern ein düsteres gefängnißartiges Aussehen. Die größern Häuser sind aus dem Kalkstein des Mokattam, der stark nachgedunkelt hat, und aus Mörtel, der viel Lehm und wenig Kalk enthält, erbaut; die kleineren bestehen aus Luftziegeln. Die Feuersgefahr ist nicht groß, da wegen der Kostspieligkeit nur wenig und meist eingeführtes Holz verwendet wird. Die Hausthüren sind gewöhnlich viereckig, mit einem hölzernen Riegel und einem Ring zum Anklopfen und meist mit einem Koranspruch zur Abwendung des bösen Blicks versehen. In manchen Thüren stecken Zähne, welche von ihren frühern Besitzern in Ritzen gezwängt worden sind, um künftigen Zahnschmerzen vorzubeugen, eine abergläubige Prophylaxis, die aber selbst bei den Culturvölkern des Abendlandes nicht selten ist. Die Thüren sind geschlossen, und geht auch eine auf, so erblickt der Neugierige doch nichts vom Innern, denn der Thorweg ist wie in einer alten Festung im Winkel gebrochen und finster.

In den meisten Häusern der größern Straßen sind Verkaufsläden, Magazine, Werkstätten, Garküchen oder Kaffeehäuser. In allen Läden sind steinerne Sitze an den Seiten, auf denen Besucher oder der Ladenbesitzer, wenn er nicht mit seinen Kunden beschäftigt ist, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich

sitzt und der Handwerker in derselben Stellung arbeitet. Auffallend ist es, daß die meisten Läden einer Straße wie einst bei uns im Mittelalter dieselben Artikel enthalten; so sind in einer Kupfer- und Eisenwaaren, in einer andern Stoffe aus Baumwolle oder Schafwolle u. s. w. Die Werkstätten von Kleider- und Schuhmachern, Sattlern, Tschibukverfertigern scheinen die zahlreichsten zu sein. Ungleich häufiger sieht man, wenigstens in den belebtern Straßen, Verkaufsläden, in welchen rohe, verarbeitete und selbst importirte Waaren verkauft werden; hier Gewürze, Droguen, Parfümerien, Wachs und Stearinkerzen; dort Gebetteppiche aus Kleinasien neben großen weißen Wolldecken (Herams), rothe Tarbusch oder Feß aus deutschen Fabriken, weiße Burnus und gelbe Schuhe aus Tunis, französisches Tuch, englische und indische Shawls, gestreifte Seidenstoffe aus Syrien, die häufig von Männern getragen werden, aber kostbare Artikel sind, welche nur von den Reichen gekauft werden.

Reizend sind die großen Fruchtläden mit ihren Bergen von Orangen, Bananen, getrockneten Feigen und Datteln, die letztern in den verschiedensten Zuständen, entweder sorgfältig eingelegt und noch an den Fruchtstielen in kleinen Körbchen aus Flechtwerk, in Zucker eingemacht oder scharf getrocknet, und so hart, daß sie wie Nüsse klappern, am häufigsten jedoch in großen Ballen gepreßt, in einem Zustande von alkoholischer Gährung. Eins der Hauptproducte, der Dattelbranntwein, ist jedoch in's Frankenquartier und in die Koptenstadt verbannt. Die Kehrseite zu den Fruchtläden bildet der eines Oelhändlers, der Sesam-, Oliven- und Leinöl, aber auch Butter, Käse und Fischthran verkauft. Wir beeilen uns, aus dieser Atmosphäre wegzukommen, gerathen aber dafür in die einer Garküche, in welcher Fleisch und Fische gebraten werden und Pilaw (Reis mit Fleisch) ge-

kocht wird. Hungerige Kunden essen und bedienen sich der Finger, andere erwarten das Garwerden ihres Antheiles oder nehmen das Essen für ihre Familie oder ihre Herren nach Hause. Paradiesäpfel, rother Pfeffer, verschiedene Zwiebelsorten und vor Allem Knoblauch finden eine häufige Verwendung in der Küche. Zwiebeln gelten noch als Gemüse, Knoblauch aber als Gewürz, das besonders um seiner nachwirkenden Eigenschaften geliebt wird, um derenwillen wir es gern vermeiden; denn die Flatulenz mit ihrer Bewegung nach aufwärts erscheint den Arabern nicht als eine sociale Inconvenienz, sondern verschafft ihnen ein großes Vergnügen und im Rülpsen sind sie wahre Virtuosen. Es gibt noch bescheidenere Küchen, in denen die kleinen rothen Linsen oder Bohnen mit Wasser, Salz und Knoblauch gekocht oder mit Leinöl und der schlechtern Sorte von Sesamöl geschmort werden. Der ärmere Theil der Stadtbevölkerung scheint so wie die Landbewohner im ganzen Nilthal sich fast ausschließlich von Vegetabilien zu ernähren; alle haben jedoch ohne Unterschied eine große Vorliebe für Süßigkeiten.

Die offene Bude eines Barbiers läßt uns einen Blick in die Geheimnisse der hiesigen Haarkräusler werfen, deren Kunst noch viel destructiver ist als bei uns, da sie den Kunden die Köpfe bis auf einen Schopf am Scheitel glatt rasiren. Während dieses feierlichen Actes werden dem Turban die Honneurs gemacht, indem er mit einer Art Ehrerbietung auf einen besondern Stuhl wie auf einen Altar gesetzt wird. Häufig werden statt der Rasirmesser Depilatorien aus Harzen, Asche oder aus Kalk und Operment zur Entfernung der Haare angewendet.

Bei einem Volke, wo Alle, das schöne Geschlecht mit inbegriffen, dem Laster des Tabackrauchens fröhnen, sind die Tabacksläden häufig und bieten einen Anblick, der dem Herzen eines

abendländischen Rauchers wohl thun würde; außer dem gemeinen Taback, der im Lande gebaut wird, finden sich in den Läden zwei fremde edle Sorten: der Gebellih ist von tiefem Schwarzbraun, feinstem Aroma und wird zu 1 Theresienthaler die Occa (= 1,27 Kilogramm oder ungefähr 2½ Pfund) verkauft; die zweite Sorte ist gelb, etwas billiger, aber minder aromatisch. Für die Wasserpfeife (Nargileh) wird ein stärkerer Taback aus Persien eingeführt, während die zwei ersten aus dem Tschibuk geraucht werden. Der Taback wird nur in Blättern vorräthig gehalten und für die Kunden erst immer geschnitten; der Kaufmann besprengt die Blätter mit Wasser, legt sie in ein Bündel über einander und schneidet sie mit einem großen breiten, aber dünnen Messer aus freier Hand so gleichförmig fein, wie es eine complicirte Maschine thun würde. Nebenan werden die Apparate für den Verbrennungsproceß verkauft. Die Pfeifenköpfe sind aus rothem festen Thon, oft vergoldet, die Röhren aus gemeinen Holzsorten mit brennend rothen, gelben und blauen Wollstoffen überzogen, oder es sind kostbare Hölzer, wie das der Sauerkirsche und des wilden Jasmin. Die Mundstücke bestehen aus Elfenbein, Email, gefärbtem Glas oder aus Bernstein und sind häufig mit Gold, Silber, Perlmutter und dergleichen verziert. Für die Harems werden dünne Röhren mit Mundstücken aus rothen Korallen angefertigt, und die Armen gebrauchen Röhren aus gewöhnlichen, aber gleichfalls meist importirten Holzsorten ohne Mundstück.

Um eine kleine Bude ist ein großes Gedränge; sie gehört einem Wechsler, der beschnittene Goldmünzen und schlechte bracteatenähnliche Silbermünzen gegen Kupfergeld umtauscht, denn dieses hat, wie schon früher erwähnt, ein hohes Agio.

Die Buden der Juweliere enthalten Arm- und Halsbänder,

Finger-, Ohr- und Nasenringe, mitunter von den wunderlichsten Formen, und Kopfschmuck aus Goldmünzen; die Fassungen sind meist originell orientalisch und nur wenige alt-venetianische Formen haben sich eingeschlichen. Fertige Schuhe, entweder aus ungefärbtem oder scharlachrothem und gelbem Leder sind ein sehr gangbarer Artikel. Sie haben dünne Sohlen, keine Absätze und kennen wie unsere altväterlichen noch kein Rechts und Links; ein Paar des billigsten einheimischen Fabricats kostet 6 — 8 Piaster (12 — 16 Silbergroschen).

In einer Straße sah ich auch ein Kleidermagazin. Das Schneiderhandwerk ist sehr einfach, da es nur zwei Hauptkleidungsstücke gibt, die sich auf die Form der Pluderhose und des Kaftans reduciren, und der Orient in Stoff, Farbe und Schnitt höchst conservativ und keinem Modeschwindel unterworfen ist.

Waffenläden sind eigentlich seltener als in unsern großen Hauptstädten und enthalten meist Säbel und Yatagans, grade Klingen, die aus Deutschland kommen und nach dem Sudan exportirt werden sollen, Flinten und Pistolen fast immer mit eingelegter Arbeit und selbst neue Revolver. Nach alten Waffen sah ich mich vergebens um, dagegen bilden Messer aus Sheffield und andere englische Stahlwaaren Hauptartikel.

Böhmisches und venetianisches Glas, besonders farbige Gläser, hohe Blumenvasen aus verschieden gestreiftem Glase, Email und Geschirr von allen Sorten und Material füllen ganze Magazine. Auffallend groß ist die Menge kleiner Kaffeetassen ohne Henkel — meist aus Porcellan, Steingut und Wedgewood — die hier allgemein üblich sind, da der Kaffee ein Luxus ist, nach welchem selbst der Arme Verlangen trägt. Ein über einen Laden gespanntes Netz bedeutet, daß der Inhaber ausgegangen ist, denn seinen Laden scheint hier Niemand

vor dem Schlusse der Geschäftszeit zu versperren, ein Beweis, daß freche Diebstähle selten sein müssen.

Die Straßen haben ihre Namen häufig nach den Hauptartikeln erhalten, die darin verkauft werden, oder nach den Moscheen, in deren Nähe sie liegen. Diese sind wirklich so zahlreich, daß ich die Angabe von 300 — 400 nicht für übertrieben halte. Einige sind sehr groß, wie die Hassan's, welche zugleich durch ihre vollendete sarazenische Architektur einen großartigen Eindruck macht.

Das Fortkommen in den Straßen ist nicht leicht; denn alle sind schmal und krumm und die Seitenstraßen so eng, daß das Ausweichen Geschicklichkeit erfordert. Durch die größern geht fortwährend eine starke Strömung und oft werden sie durch Lastthiere so versperrt, daß die Gehenden in Gefahr sind, durch die schwer beladenen Kamele, welche Steine oder Wasser tragen, oder Waaren vor einem Magazin (Wekaleh) abladen, an die Mauer gedrückt oder von einem entgegenkommenden Reiter zu Boden geworfen zu werden. Besonders gefährlich sind die plötzlichen Krümmungen und die Mündungsstellen der Straßen in einander, dann ist es die Hauptaufgabe des Reiters, dem Anprall des Entgegenkommenden auszuweichen oder ihn mit dem Vortheile des eigenen Thieres aufzufangen; am vortheilhaftesten, wenn auch nicht am freundlichsten ist es, selbst alle Reiter niederzurennen.

In den Hauptstraßen ist das Gewühl und der Lärm betäubend. Wasserträger, Scherbetverkäufer, Jungen mit Früchten, Zuckerwerk, Kuchen und andern Dingen gehen und schieben sich durch die Masse der Gehenden, Reitenden und Gaffenden und rufen ihre Waaren in gellenden Tönen aus oder singen sie in eigenthümlichen Tonleitern ab. Herr von K. sagte mir, daß Viele

Koransprüche damit verbinden. Hier eilen Juden und Kopten, die vorzugsweise Geschäftsleute und durch die dunkle Farbe ihrer Kleidung kenntlich sind, durch die Straßen, daneben taucht ein grüner Turban auf, das Abzeichen der Abstammung vom Propheten, dessen Nachkommenschaft die einzige Erbaristokratie bildet, von der aber viele in sehr bescheidenen, Manche selbst in ärmlichen Verhältnissen leben. Der Mann dort im zerlumpten Anzug, der einige lange Drähte mit Bürsten am Ende auf dem Rücken trägt, betreibt das nothwendige Gewerbe des Pfeifenreinigens. Wäre es nicht die Amtsmiene, so würde der rothe Tarbusch und der blaue anliegende europäisch geschnittene Rock mit den blanken Messingknöpfen den Regierungsbeamten verrathen. Neben dem gravitätischen Türken und dem Armenier mit dem spleenartigen Ausdruck im kalten Gesicht laufen sanguinische Araber, schwarze Sclaven aus dem Sudan und Abyssinier mit schwarzer Haut, aber halb kaukasischen Gesichtszügen, während die Farbe des Arabers ein warmes Braun und bei den reichern Stadtbewohnern, die sich wenig der Sonne aussetzen, hellbraun und selbst weizengelb ist. Ihre Physiognomien sind angenehm und belebt durch die dunklen Augen und die fein geschnittenen Züge; die Nase ist meist leicht gekrümmt, der Bart schwarz, manchmal aber auch roth; sie sind mittelgroß und schlank, Fettleibigkeit ist selten. Der Fellah erscheint neben dem reinen Araber schon etwas mulattenähnlich, auch er ist in dem Geschäftstheile der Stadt häufig, aber in niedrigen Verrichtungen, meist als Lastträger zu sehen und durch sein blaues Hemd leicht kenntlich.

Bettlern vom zarten Kindes- bis zum Greisenalter, besonders Blinden, begegnet man bei jedem Schritt. Die Mildthätigkeit ist groß und allgemein und das Gebot des Almosengebens ist kein todter Buchstabe. Die Bettler werden auf der Straße

häufig beschenkt, die in den offenen Läden ihre Mahlzeit haltenden Krämer geben oft einen Theil derselben den Armen und selbst der Wasserträger ist bereit, um einen bloßen Gotteslohn seine Messingschale voll Wasser dem Bettler zu reichen. Die schmutzigen und abgerissenen Anzüge stechen sehr ab gegen die seidenen Kaftans der Reichen, die von Dienern gefolgt sind, welche ihnen Pfeifen und Tabacksbeutel und bei einem längern Gange vielleicht auch einen kleinen eleganten Lederschlauch mit Wasser nachtragen.

Die Zahl der Frauen in den Straßen ist nicht gering, aber alle sind verschleiert und ihre faßförmigen Oberkleider erlauben nicht einmal, auf die Gestalt zu schließen. Die Farben der Tracht sind schwarzblau, oft auch weiß wie in Alexandrien, während die Männer auffallende Farben lieben, ganz im Gegensatz zu unsern Gewohnheiten.

Durch alle die Menschen, welche die Hauptstraßen füllen, entsteht ein chaotischer Lärm, der größer ist als in irgend einer europäischen Stadt, denn es ist nicht nur eine größere Menschenmenge in einen verhältnißmäßig engen Raum gedrängt, sondern auch eine Menge, welche in Folge ihres lebhaften Temperamentes gern laut und viel spricht. Es ist nicht selten, daß Käufer und Verkäufer beim Abschluß eines Handels in so lebhafte Anpreisung und Herabsetzung der Waare und so heftige Preiserörterungen eingehen, daß der Fremde glaubt, die Leute sagen sich Beleidigungen; denn es ist Landessitte, um Alles, selbst Kleinigkeiten, lange zu feilschen.

Ich habe oben erwähnt, daß die Zahl der Kaffeehäuser sehr groß ist; regelmäßig werden sie jedoch nur von Fremden und den untern Volksclassen besucht und sind überhaupt erst in den Nachmittagsstunden besonders lebhaft. Es sind durchgehends

kleine Räume im Erdgeschoß, mit großen Bogenfenstern, deren Front eine hölzerne durchbrochene Wand ist. Die Leute kommen dahin, nicht bloß um eine Tasse Kaffee zu trinken, sondern auch um zu conversiren, Haschisch und Opium zu rauchen, sich am Anblick der Vorübergehenden zu erfreuen oder Märchenerzähler und Musik anzuhören. Fremde sehen hier wohl auch ihre Geschäftsfreunde, und es ist nichts seltenes, die Leute aus ihrem Gürtel das Schreibzeug ziehen zu sehen, welches in einem kleinen Blech- oder Lederkästchen verwahrt ist. Das Papier hat das kleine Format venetianischer Fabriken und die Feder ist ein Stück gespaltenes und zugespitztes Rohr; bis jetzt hat noch nicht der Gänsekiel und am wenigsten die Stahlfeder Eingang gefunden. In den Kaffeehäusern sind außen und innen hohe steinerne, mit Teppichen oder Matten bedeckte Sitze, auf welchen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen sitzen; die Schuhe werden ausgezogen und stehen neben dem Eigenthümer. Ist auf diesen Sitzen nicht mehr Platz, so werden sehr sonderbare Stühle gebracht, welche die Form von Käfigen haben und aus den Blattrippen der Dattelpalme bestehen, welche in Form eines vierseitigen hohlen Prisma's zusammengebunden werden. In einigen Kaffeehäusern sind Musikanten, entweder in kleinen Gesellschaften oder einzeln, deren gewöhnlichste Instrumente eine Art Hackbrett, Mandolinen und Violinen, die theils mit einem halbkugeligen, theils mit einem flachen viereckigen Resonanzboden versehen und mit zwei oder vier Saiten bespannt sind.

Der Kaffee wird in sehr kleinen Porcellan- oder Steinguttassen, welche in einem metallenen größern Becher stecken, aufgetragen; er ist keine Infusion, sondern ein wirkliches Decoct, welches in kupfernen Gefäßen gekocht, mit dem Bodensatz und ohne Zucker getrunken wird. Er ist billig; die Tasse kostet

selten mehr als 10 Faddahs (einen halben Silbergroschen). Der Genuß des Kaffees und Tabacks wird vielleicht bis zum Uebermaß getrieben, hat aber den Vortheil, daß er den Genuß des Weines gänzlich und den des Branntweins zum großen Theil verdrängt haben soll. Da jedes dieser Mittel seine Vorzüge und Nachtheile hat und im Uebermaß als Gift wirkt, so ist jede Discussion darüber vom moralischen oder physiologischen Standpunkte um so mehr eine unnütze, da alle Menschen, selbst die Teatotaler, offen oder heimlich doch Bekenner der allgemeinen irdischen Glückseligkeitslehre sind, welche immer den Genuß im Auge hat. Ob seine Befriedigung nun durch Steigerung des Nervenlebens im Allgemeinen oder der Phantasie, durch Erhöhung der thierischen Wärme oder endlich nur durch bloße Anregung der Geschmacks- und Geruchsorgane geschieht, ändert im Princip wenig. Wer darin ein consequenter Puritaner sein will, darf zuletzt an keiner Rose riechen. Die so gepriesene Zunahme des Kaffeetrinkens und Tabackrauchens hat dagegen auf die Gewohnheit des Opium- und Haschischgenusses nicht beschränkend eingewirkt. Letzterer ist ein wässeriger Extract von Hanf, von welchem jedoch die jungen Blätter auch allein geraucht werden und eine ähnliche narkotische Wirkung hervorbringen. Da letzteres billiger ist als Opium, wird es vorzüglich von den untern Volksclassen gebraucht und Haschaschin, das heißt Hanfraucher, gilt als Schimpfwort, während das andere Laster nicht brandmarkt. Erinnert es nicht an einen ähnlichen Unterschied im Abendlande zwischen Kartoffelbranntwein und theuren Weinen?

Die düstern Kaffeehäuser, wahre Hexenküchen menschlicher Glückseligkeit, wo die geschäftige Phantasie, mit $1/2$ oder 1 Gran Opium gefüttert, sich neue Welten baut, schöner noch vielleicht als das Paradies, und die verzückte Psyche auf leichten Tabacks-

wolken aus den dunkeln engen Gäßchen in einen sonnenhellen Himmel schwebt, hatten für mich stets etwas Abstoßendes. Reizend dagegen sind die kleinen Buden auf der Esbekieh unter dem Schatten hoher Bäume auf einer großen freien Gartenanlage, an welcher die belebte Straße vorüberzieht, deren Staub durch fleißiges Besprengen in Schranken gehalten wird. Diese harmloseren Gifthütten, wo der Kaffee in europäischer Weise servirt wird und wo außer den Scherbets des Landes Eis, Limonaden, Mandelmilch, Emulsionen aus Melonenkernen (die Semada der Italiener) und der Haschisch der Franken, Wein, zu bekommen ist, werden von Griechen und Italienern gehalten. Die musikalischen Genüsse, die den Europäer hier erwarten, sind nicht viel raffinirter, als die außerhalb des Frankenquartiers und beschränken sich im günstigen Falle auf das Herunterkratzen griechischer Nationalmelodien. Eingeborene besuchen die Kaffeehäuser der Esbekieh nicht, denn der arabische Gentleman führt in der Regel ein häusliches Leben und betritt öffentliche Orte nur selten.

Die Straßen werden nach Sonnenuntergang, sobald die Geschäfte aufgehört haben, öde und leer. Nur zur Zeit der religiösen Feste sind sie auch spät Abends und selbst bis in die Nacht belebt. Wer des Nachts ausgeht, versieht sich mit einer Laterne, welche dieselbe Form hat wie die in Alexandrien gebräuchlichen; aber Europäer, welche Ansprüche machen, lassen sich von Läufern Fackeln vorantragen und amtliche Personen von einem Kawaß, einer Art Polizeidiener, begleiten.

Die Zahl der Franken hat in Cairo sehr zugenommen und betrug zur Zeit unserer Anwesenheit gegen 3000. Sie sind theils Levantiner, das heißt Abkömmlinge von Europäern, welche im Orient geboren sind, theils Europäer, die entweder ansässig

sind, im Dienst der Regierung stehen oder vorübergehend als Geschäftsleute in Cairo leben. Sie gehören fast allen Nationen und Ständen an, aber keine ist in einer glänzendern Weise repräsentirt, als die unsrige; Pruner, Reyer, Lautner, Billharz, die auch in Europa rühmlich bekannt sind, stehen theils an der Spitze der Heilanstalten, theils sind sie an der medicinischen Schule als Professoren thätig und haben in beiden Richtungen Großes geleistet. Auch einige deutsche Kaufleute und Handwerker wohnen in Cairo, aber die Mehrzahl der Franken sind Südeuropäer.

Die Fremden genießen seit Mehmed Ali wenigstens die äußere Achtung, auch wenn sie außer dem Frankenquartier wohnen, und der Cylinderhut, der noch vor wenigen Jahren den Arabern ein Greuel war, wird tolerirt. Aber zur Zeit unseres Besuches fing schon eine gewisse Gereiztheit an, sich in vielen Kreisen zu zeigen, die von der alt-mohamedanischen Partei, welche jedem Fortschritt und Reformen entgegentritt, genährt wird und der die Uebergriffe christlicher Missionäre sowie das Intriguenspiel einzelner europäischer Regierungen reichliche Vorwände zur Erbitterung der Gemüther zu bieten scheinen.

Zwölftes Capitel.

Die Pyramiden von Gizeh. — Der Obelisk von Heliopolis. — Die Mameluckengräber. — Der Sclavenmarkt.

Wir hatten, eifrig beschäftigt mit wissenschaftlichen Arbeiten, nur unsere Erholungszeit auf den Besuch der Stadt verwendet und die Umgebung fast gänzlich vernachlässigt. Die Zeit unserer Abreise nach Suez rückte heran und wir besuchten einige der interessantesten Punkte der Umgebung nur im Fluge. Es geschah ohne Schwierigkeit, da die Elite der Esel und Eseltreiber Cairo's vor den fränkischen Hotels fortwährend wartet, um Miether zu finden. Der Fremde sieht sich beim Heraustreten aus dem Hotel von einem halben Dutzend Jungen umringt und hört zu seinem Ergötzen Brocken aus allen europäischen Sprachen in die Empfehlungen gemengt, welche die Esel von ihren Treibern erhalten. Wie unsere Pferde- und Hundeliebhaber ihren Thieren die bestklingenden Namen berühmter, am liebsten die homerischer Helden und griechischer Götter beilegen, so suchen die Eseltreiber den Werth ihrer Thiere in den Augen der Fremden und der eigenen Zunft dadurch zu erhöhen, daß sie ihnen die Namen berühmter Archäologen, die Egypten bereisten, oder die der Mitglieder des diplomatischen Corps bei-

legen. Das Verdienst findet also auf egyptischem Boden — der einstigen Apotheose unbeschadet — schon bei Lebzeiten einige Anerkennung, welche aber von den auf diese Weise populär Gewordenen, die sich von den abendländischen Vorurtheilen gegen ihre Namensträger nur schwer losmachen, nicht besonders geliebt wird.

Der Besuch der Pyramiden von Gizeh erfordert einige Stunden und zur Zeit der Ueberschwemmung einen halben Tag, da der Besuchende dann nur auf Umwegen nach Gizeh gelangt. Wir durchschnitten die Stadt auf dem kürzesten Wege und dann Masr el Altiqueh, oder Alt-Cairo, das jetzt vorwaltend von Kopten bewohnt wird und durch das Ueberwiegen des dunkelblauen Turbans kenntlich ist. Da einer der Hauptwege durch die Koptenstadt führt, sind ihre Straßen gleichfalls sehr belebt. Eine Fähre unterhält die Verbindung mit dem linken Ufer, auf das wir übergingen. Die Breite des Stromes ist oberhalb Cairo ungefähr eine viertel deutsche Meile.

Unser kleiner Trupp wurde schon von Weitem von den Dorfbewohnern erspäht und bald waren wir von einem Haufen Fellahin unter der Anführung des Schechs des Dorfes umringt, für welche die Pyramiden durch den Fremdenbesuch eine wahre Goldgrube geworden sind.

So groß auch die Wirkung der beiden Pyramiden aus der Entfernung ist, die in jenen Zeiten, als ihre Seiten mit Marmor und ihre Gipfel mit goldenen Götter- oder Königsbildern gekrönt waren, noch imponirender gewesen sein muß, so sehr vermindert sie sich bei der Annäherung und sinkt endlich am Fuße zur ästhetischen Wirkungslosigkeit. Die Werke der Könige, „welche die Erde spalten und wie Berge zum Himmel ragen," afficiren nur wenig, sobald man die Hand auf die erste Stufe

legt. Die Alterthumsforscher haben nicht nur den cubischen Inhalt der Steinmasse berechnet, sondern auch die darauf verwendeten Arbeitstage und Sclaven, und ein berühmter Archäolog sogar die Menge von Zwiebeln, welche von den Arbeitern verzehrt worden sind. Die Marmorbekleidung, von welcher die griechischen Geographen sprechen, ist wieder verschwunden und wahrscheinlich zur Herstellung späterer Bauten verwandt worden; gegenwärtig sehen die Pyramiden wieder roh und gleichsam unfertig aus. Das Material besteht aus großen Quadern des Nummulitenkalksteins des Mokattam, von ungleicher Größe in den verschiedenen Absätzen, die 2½ bis 4 Fuß hohe Stufen oder Terrassen bilden, auf welchen man aufsteigt. Es geschieht ohne Gefahr und selbst mit weniger Beschwerde als die Ersteigung eines steilen Berges oder eines hohen Kirchthurmes, denn jeder Besucher erhält wenigstens drei Fellahin zu seiner Hilfe, von welchen zwei vor ihm und der dritte hinter ihm aufsteigen. Die beiden ersten fassen ihn an den Händen, und im Augenblicke, wo sie ihn daran in die Höhe ziehen, gibt ihm der Hintermann eine Bewegung nach aufwärts; unter diesem doppelten Impulse steigt oder fliegt er wie ein willenloser Ballen in ungefähr 10 Minuten die verticale Höhe von 450 Fuß aufwärts. Die Seite der Kanten hat eine Höhe von 550 Fuß, die Seite der Grundfläche 720 Fuß und der Böschungswinkel 51 Grad 50 Minuten. Die Zahl der ungleich hohen Stufen ist 203.

Fast eben so zahlreich als die Stufen sind die Conjecturen über Zweck und Bedeutung der Pyramiden. Vielen Archäologen erschien die pharaonische Anmaßung, sich ein Grabmal zu bauen, an dem Tausende oder Zehntausende von Menschen während ihrer Regierung im harten Frohndienst arbeiteten, so maßlos und

absurd, daß sie bald eine astronomische, bald eine symbolische Bedeutung darin suchten und sie für Personificationen des Jahres, für Gnomonen, für große Zeiger einer Sonnenuhr, für Phallusbilder und einer sogar für Wasserbehälter erklärten. Nicht minder sonderbar sind die Hypothesen über die Erbauer. Die alten griechischen Geographen erzählten zu ihrer Zeit, wie heute die Nordamerikaner, gern Hofscandal und Vater Herodot berichtet, daß die große Pyramide von der Tochter des Cheops gebaut worden sei und führt auch die Art an, wie die Fonds im Widerspruch mit dem Gebot Mosis geschaffen wurden (V, 23, 18). Die Mohamedaner halten die Pyramiden für das Werk des bösen Geistes Gan=Iben und seiner Gin.

Die Aussicht von der Plattform der großen Pyramide reicht im Norden weit in die Nilebene hinein; im Nordosten liegt Cairo, im Osten die Todtenfelder von Memphis und zwischen beiden die Kalifengräber, eine neuere, aber auch schon in Ruinen liegende Todtenstadt; im Südosten erhebt sich die lange Pyramidenreihe von Sakara, welche aus dem grünen Lande wie spitzige Felsen hervorragen. Der wüste Boden der Umgebung ist das Schlachtfeld der Pyramiden, das neben den alten Herrlichkeiten eine ganz untergeordnete Rolle spielt, denn der Heroencultus unseres Jahrhunderts ist nur ein matter Abglanz der alten Königsanbetung, und seit wir durch Marmont's aus der Schule Schwatzen wissen, daß der Sieger der Pyramidenschlacht dieser vom andern Ufer zusah und die Harangue von den herabsehenden vier Jahrtausenden eine etwas nachträgliche Inspiration des Hauptquartiers war, ist der Werth dieser Phrase bedeutend gefallen und mancher seiner Verehrer um eine Illusion ärmer geworden.

Das Herabsteigen ist in wenigen Minuten vollbracht und

gleicht bei der Höhe der Stufen mehr einem Springen als Herabgehen.

Einige hundert Schritte in südlicher Richtung von den Pyramiden ist die große Sphinx, gegenwärtig bis an die Schultern im Sand begraben. Der Kopf hat eine Höhe von 27 Fuß und das Aussehen einer abgestumpften Pyramide, so daß zwei Flächen das Antlitz bilden, in deren Kante die Nase liegt. Die Sphinx ist wiederholt bis an die Basis, die im Felsen ausgehauen ist, ausgegraben worden, um zu dem Eingang des Tempels zu gelangen, den sie zwischen ihren Vorderfüßen hält; aber der Sand nimmt immer wieder Besitz, und was mit großem Aufwande von Geld und Zeit von den Forschern der Alterthumskunde zugänglich gemacht wird, ist in Kurzem vom Sand der Wüste verweht, als wollte die Natur den Hochmuth der Erbauer und die Schmach des Volkes mit dem Schleier ewigen Vergessens bedecken.

Matarieh heißt heute das alte Heliopolis. Das kleine Dorf liegt in der Mitte von Gärten und Feldern, die über den Ruinen der alten Sonnenstadt angelegt sind, und nur der Obelisk hebt sich noch stolz aus ihrer Mitte. Fremde unterlassen es nie, auf dem Wege dahin einen alten Feigenbaum zu besichtigen, unter welchem der Sage nach die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten ausgeruht hat. Das Grundstück rentirt sich durch den Backschisch, welchen die Fremden für einzelne Blätter, ein Stückchen Rinde oder die Ehrgeizigen für die Erlaubniß, ihre Namen oder deren Anfangsbuchstaben in die Rinde schneiden zu dürfen, bezahlen.

Die Kalifen- oder Mameluckengräber liegen im Südosten von Cairo. Die Gräber befinden sich in Grabcapellen von der

Form kleiner Moscheen mit Kuppeln und prismatischen Minarets. Viele sind wahre Meisterwerke sarazenischen Stils und alle machen durch das richtige Ebenmaß ihrer Theile einen sehr gefälligen Eindruck. Eine große Anzahl kleiner Gräber, oft nur mit einem Stein bedeckt, liegen dazwischen und geben dem Ganzen das Aussehen einer Todtenstadt. Viele selbst große Grabdenkmäler sind schon im argen Verfall, da Niemand daran denkt, für die Erhaltung eines Monumentes Sorge zu tragen. Eine Ausnahme macht das Grab Ibrahim Paschas, welches selbst im Detail gut erhalten ist und an dem fortwährend einige Derwische mit dem Ablesen des Koran beschäftigt sind. Sie thun es nach dem Princip der getheilten Arbeit, indem jedem eine bestimmte Anzahl Suren zugetheilt wird, welche mit möglichster Schnelligkeit heruntergemurmelt werden, so daß alle 114 Suren jeden Tag einmal gelesen werden. Das Lesen hindert die frommen Herren nicht, daneben ihren Tschibuk zu rauchen und von Zeit zu Zeit ein Täßchen zu trinken.

Einmal besuchte ich auch den Sclavenmarkt. Er befindet sich in einem großen viereckigen niedrigen Gebäude, welches einen Hof einschließt, in welchem eine große Anzahl Gemächer ihre Eingänge haben, in denen sich die Schlafstellen befinden. Es waren theils Gallasneger, theils Habessinier, die um 1000 bis 1500 türkische Piaster feilgeboten werden. Weiße Sclaven und Sclavinnen kosten drei- bis zehnmal mehr, werden aber auf einem besondern Bazar verkauft. Die habessinischen Mädchen hatten die Haare in viele kleine Zöpfe geflochten, die rings um den Kopf hängen. Das Entsetzlichste der Sclaverei zeigte sich hier, denn der Sclavenhändler, ein Habessinier, verkauft nicht nur die Mädchen, sondern verwerthet sein Anlagecapital bis zum Verkauf seiner Waare durch Prostitution. Wie sollen wir

aber erst über die Mönche eines Koptenklosters urtheilen, welche sich am schändlichen Gewerbe des Menschenhandels in einer empörenden Weise betheiligen, sich herabwürdigen, den Markt mit Eunuchen zu versorgen und die der commerciellen Operation vorangehende chirurgische an ihren Opfern eigenhändig vollziehen!

Dreizehntes Capitel.

Wüstenritt. — Suez. — Seine Handelsbewegung. — Das Project des Durchstichs des Isthmus. — Die englische Ueberlandpost.

Zur Zeit unserer Anwesenheit in Egypten war allerdings die Eisenbahn von Alexandrien nach Cairo schon im Bau, jene nach Suez aber erst projectirt. Zwischen den beiden ersten Orten wurde der europäisch-indische Verkehr, der kurzweg Transit genannt wird, durch Flußdampfer und zwischen den beiden letzten durch leichte Wagen vermittelt. In der Wüste waren 16 Stationen auf die Strecke von 84 engl. Meilen vertheilt, wo die Pferde gewechselt wurden, und von denen die acht größern auch Bequemlichkeiten für die Reisenden enthielten; in diesen gab es Erfrischungen und selbst Betten. Um auf allen Comfort auch außer der Zeit, wo die Post und die mit ihr Reisenden befördert werden, Anspruch machen zu können, war eine besondere Anweisung des Transitbureaus nothwendig. Es ist eine löbliche Vorsicht in einem Lande, wo der Unterschleif und das Geschäftemachen der Beamten auf eigene Rechnung eine regelmäßige Quelle des Einkommens ist. Wir wurden jedoch nicht davon unterrichtet, sondern glaubten die Stationsplätze unter der speciellen Aufsicht und Verantwortlichkeit der Angestellten, ein Um-

stand, der für uns keine weitern Folgen hatte, uns jedoch das unerwartete und sonderbare Vergnügen verschaffte, zwei Nächte im Freien vor der Thür eines comfortablen Hotels zuzubringen.

Herr Champion, der österreichische Consul, der durch seine anspruchslose Gefälligkeit uns zum Dank verpflichtet, und durch seine Bereitwilligkeit, allen Männern der Wissenschaft ohne Unterschied der Nation zu dienen, eine europäische Berühmtheit erworben, hatte uns auch für die Wüstenreise mit einem Schech versorgt, der uns Kamele für den Transport unseres Gepäckes, Esel für den Ritt vermiethete und die Verpflichtung übernahm, uns zu begleiten.

Wir verließen Cairo am 29. April Abends und betraten kurz nach Sonnenuntergang die Wüste. Wir wollten von der Kühle der Nacht möglichst gewinnen und legten die vier ersten Stationen in einer Tour zurück. Anfangs ging es vortrefflich, die Kühle war einladend und wir trieben unsere Esel zum Ausschreiten an; als aber die Einsamkeit, das Dunkel, die ungewohnte Zeit und die Ermüdung ihr Recht geltend zu machen begannen, fielen mir von Zeit zu Zeit die Augen zu und ich war froh, eine Stunde nach Mitternacht bei Nro. 4 angelangt zu sein. Wir klopften vergebens und legten uns, in unsere Decken gewickelt, neben unsern Begleitern und Thieren in den Sand. Morgens fanden wir unsere Decken dicht mit Thau bedeckt.

Um 5 Uhr waren wir wieder auf dem Wege und holten bei Nro. 6 unsere Kamele, die einen Tag früher aufgebrochen waren, ein. Nachmittags begegneten wir mehreren Kamelzügen, welche Waarenballen und leere Fässer aus Suez nach Cairo führten. Dies sind kleine Wasserfässer mit einem ovalen Querschnitt, um sie leichter an die Packsättel zu befestigen. Fast alles Trinkwasser wird in dieser Weise vom Nil nach Suez

geschafft, das dort ein kostbarer Artikel ist, da Brunnen mit süßem Wasser fehlen, und das wenige Regenwasser, welches in Cisternen gesammelt wird, selbst den Einwohnern nur für einige Monate den nöthigen Vorrath liefert. Die Kamele und die Bergzüge zu unserer Rechten brachten doch einige Abwechslung in die öde Wüste; diese hat einen andern Charakter als jener Theil der libyschen Wüste, welchen wir auf unserer Reise von Terraneh nach den Natronseen passirt hatten. Hier zieht sich von Cairo nach Suez in der Richtung von West nach Ost ein Zug von Kalksteinbergen, der an drei Stellen durch Niederungen unterbrochen ist und so in drei größere und eine kleinere Kette zerfällt. Die westliche Kette ist Gebel-Mokattam, die bei Cairo endet, die östlichste Gebel-Attaka, die südlich von Suez am Gestade des rothen Meeres aufhört. Das Terrain im Norden dieser Züge, über welches wir zogen, hat nur sehr flache Undulationen und besteht meist aus kleinen Geschieben mit nur wenig Flugsand, so daß wir an mehreren Stellen noch die Wagengleise des letzten Postzuges sehen konnten. Von Vegetation fanden wir kaum noch Spuren; denn die Zone des niedrigen dornigen Buschwerkes, das sich von Pelusium in die Wüste zieht, reicht nicht mehr hierher und selbst die kümmerlichen Pflanzen, die wir in der libyschen Wüste im Februar, genährt von den Nebeln und kleinen Strichregen des Winters, gesehen hatten, vermißten wir hier.

Wir kamen gegen Abend zur Station Nro. 8, eine der größten und besten, mit großen Räumlichkeiten, weil dort zeitweise viele Personen wohnten, die zum Hofstaat Abbas Pascha's gehörten, der in der Nähe ein Winterschloß in der Wüste besaß, in das er sich oft zurückzog, um ganz in der Einsamkeit sich seinen wenig erbaulichen Vergnügungen hinzugeben. [16]) Wir

übernachteten abermals im Freien und brachen Morgens um 3 Uhr auf, mit der Absicht, Suez noch vor dem Abend zu erreichen. Der Tag wurde glühend heiß und schon um 10 Uhr war eine kleine Rast willkommen. Das Dejeuner hatte die bescheidensten Verhältnisse, es bestand aus einem einzigen Stückchen Brot, den Fragmenten eines Huhnes und einigen Orangen, welche zugleich die Stelle des Getränkes abgeben mußten, da das Wasser aus den Schläuchen nicht nur ekelhaft war, sondern mir auch Beschwerden verursachte, als lägen vom Regen erweichte Stiefel im Magen, die sich den Geschmacks- und Geruchsorganen in jeder Weise bemerklich machen wollten. Es gelang unserm Schech jedoch, bei der nächsten Station den Aufseher zu corrumpiren, daß er uns einen großen Krug Wasser für einen Theresienthaler verkaufte; uns trieb der Durst und den Araber der noch unwiderstehlichere Hang zum Backschisch zu dem Verbrechen, die egyptische Regierung zu betrügen. Unter solchen Umständen würde der Abendländer nicht bloß zum Theilnehmer am Unterschleif, sondern auch zum Renegaten. Er lernt den Zauber des Versprechens des Paradieses Mohamed's an seine Gläubigen, „des Paradieses mit wasserreichen Gärten und schönen ewig jungen Frauen“ auch ohne die letztern würdigen.

In den Mittagsstunden hatten wir wiederholte Kimmungen; die Berge des Gebel-Attaka schienen bald in der Luft zu hängen, bald in einem See zu schwimmen. Gegen 3 Uhr hatten wir den ersten Anblick des rothen Meeres; er gehört zu den schönsten Eindrücken, die wir aus Egypten mitnahmen und ist wenigstens eine neue Pharaonendynastie werth. Die See glänzt so blau wie ein geschliffener Lapis lazuli und contrastirt in unbeschreiblicher Schönheit mit den gelben Dünen, die in der glühenden

Nachmittagssonne wie ein Rahmen aus mattem Golde leuchteten. Nicht minder glänzend waren die Lichter auf den Bergen. Gebel-Attaka glänzte in allen Tönen von Rosenroth bis zum dunkelsten Violett und Blau, und am östlichen Horizont lagen die Berge der arabischen Halbinsel wie niedrige rosenrothe und goldene Wolken. Später wurde auch Suez sichtbar, dessen Anblick aber selbst aus dieser Entfernung nicht besticht. Unsere Thiere trabten lustiger, als fühlten sie das Ende der Reise und hielten von selbst vor einem großen Brunnen vor der Stadt. Obwohl er nur brackisches Wasser enthält, so wurde es von unsern Thieren, die seit 48 Stunden nicht getränkt worden waren, nicht verschmäht. Wir stiegen um 5 Uhr vor dem englischen Hotel ab und hatten somit den Weg von 84 englischen Meilen in 45 Stunden zurückgelegt.

Sobald unser Gepäck angelangt war, wurden der Schech und seine Leute entlassen. Außer den ausbedungenen 70 Piastern für jeden Esel und 40 Piastern für jedes Kamel erhielten sie noch ein reichliches Backschisch, mit dem sie auch sehr zufrieden abzogen, um — in einigen Minuten wiederzukommen und ein zweites zu verlangen. Wir konnten uns des Lachens nicht enthalten, gaben ihnen diesmal aber nur einige Kupfermünzen, und so war das Princip auf beiden Seiten gerettet.

Suez ist weder groß noch schön, und jeder Ankommende ist in gleicher Weise enttäuscht, hauptsächlich wohl deshalb, weil die Stadt so häufig in neuerer Zeit genannt und stets von ihrer Wichtigkeit als Stapelplatz, Emporium und dergl. gesprochen wird. Sie muß einst bedeutender gewesen und erst in diesem oder dem letzten Jahrhundert sehr herabgekommen sein; denn viele Häuser sind in baufälligem Zustande, manche in

Ruinen und nur dem soliden Material — denn alle sind aus großen Bruchsteinen — ist die relativ gute Conservirung zuzuschreiben. Um und in der Stadt ist auch nicht der kleinste grüne Fleck oder auch nur ein Strauch zu sehen, da selbst künstliche Anpflanzungen durch das theure Wasser zu kostbar würden. Die Einwohner benutzen neben dem wenigen Cisternenwasser, dem Ergebniß spärlichen Regens, das einer Quelle auf der andern Seite der Bucht, das weniger brackisch ist als jenes vor der Stadt.

Für die Bequemlichkeit der nach Indien und Ostasien Durchreisenden hat das Ueberlandbureau ein Hotel errichtet und es einem Engländer in Pacht gegeben. Für die Verpflegung, die wirklich nichts zu wünschen übrig läßt, bezahlt der Reisende 10 Schilling täglich, was in Vergleich mit unsern europäischen Gasthöfen um so billiger ist, da alle Bedürfnisse, selbst jeder Tropfen Trinkwasser, aus weiter Ferne auf Kamelen hierher geführt werden.

Suez hat gegenwärtig 3000 Einwohner, meist Araber, unter welchen sich einzelne reiche Kaufleute, Schiffseigenthümer und Sclavenhändler befanden. Daß diese Leute nicht so bornirt und fatalistisch sind, wenn es an ihr Leben geht, sahen wir während unserer Anwesenheit, denn wir trafen einen deutschen Arzt im Hotel, welcher von Cairo geholt worden war, um einem Kranken beizustehen. Suez hebt sich allmälig unter dem Einfluß der englischen Ueberlandpost. Man sieht es weniger an den Häusern als an den Ziffern des Handelsverkehrs. Im Jahre vor unserer Anwesenheit waren die Karawanenzüge bis auf 100,000 Kamele gestiegen. Abgesehen von der Ankunft der regelmäßigen Postdampfer, von denen zwei jeden Monat ein- und zwei ausliefen, den Proviant- und Kohlenschiffen der Compagnie und

den gelegentlichen Kriegsschiffen hatte sich die Zahl der eingelaufenen einheimischen Schiffe auf 200 vermehrt. Ein großes Hinderniß im maritimen Verkehr für die arabischen Schiffer besteht in dem herkömmlichen Zwang, daß die Schiffe in derselben Reihenfolge auslaufen müssen, in der sie angekommen sind; nur neue in Suez erbaute Schiffe sind von dieser Beschränkung befreit.

30 bis 40 arabische Barken lagen im Hafen; sie hatten die verschiedensten Formen, die meisten jedoch hatten kein Verdeck und alle sind von kleinem Tonnengehalt. Wie ruhig und sicher muß die Schifffahrt im rothen Meere sein, daß offene große Bote die Waaren bis Dschidda und oft noch weiter verfrachten können! Die Capitäne sind theils Griechen, theils arabische Reïs. Die einlaufenden Schiffe bringen Droguen, Gewürze und Kaffee aus Arabien und nehmen als Rückfracht europäische Manufacturwaaren; aber auch der Personenverkehr ist nicht unbedeutend, da viele Pilger nach Mekka sich in Suez einschiffen.

Für große europäische Kauffahrer ist jedoch der Hafen zu seicht und die Dampfer ankern drei englische Meilen von der Stadt entfernt. Soll die Schifffahrt sich im Großen rentiren, so müssen lange Molos in die See hinausgebaut werden; kommt es aber zum Durchstich des Isthmus, so muß der Seegrund auf eine weite Entfernung ausgehoben werden, um ein hinreichend tiefes Bassin zu bilden. Das letztere Project beschäftigte hier die Leute noch viel weniger als in Cairo, und da die hier Anwesenden vorzugsweise im englischen Interesse denken und handeln, so findet sich derselbe affectirte Unglaube, der aber nur ein schlecht versteckter Unwille gegen den Durchstich ist. Dieser ist allgemein in allen von der englischen Handelspolitik dominirten

Kreisen und von ihrem Standpunkt ein ganz natürlicher, da alle Vortheile des Unternehmens auf die Seite der Mittelmeerhäfen fallen, für welche die Abkürzung des Seeweges und eine größere Unabhängigkeit vom englischen Markte eine sehr wichtige Frage ist. Die Engländer fürchten mit Recht die Schmälerung ihres Zwischenhandels und ihrer Commissionsgeschäfte durch einen verstärkten directen Handel der Mittelmeerländer. Ich glaube, diese Besorgnisse sind übertrieben; da in unsern Tagen der Handel in viel höherm Grade von der Entwicklung der Industrie und dem Capitale, als der Art der Wasserstraße abhängt, wird der Vortheil stets auf ihrer Seite bleiben, um so sicherer, da ja die Levante schon mit einem Netz englischer Handelshäuser umsponnen ist; ein praktischer Beweis, daß sie die gefährlichsten Concurrenten der Staaten des südeuropäischen Binnenmeeres selbst in deren eigenen Gewässern sind.

Mit Ausnahme der Posttage ist Suez todt und öde, es sieht besonders in den Mittagsstunden oder in dem nicht unmittelbar am Meere liegenden Theile wie verlassen aus. Man sieht hier und da Vorräthe von Datteln und Getreide, an denen sich Niemand vergreift und von denen nicht einmal der Hund, der daran jene Function verrichtet, bei welcher die canine Species auf drei Füßen steht — verjagt wird. Aber auch werthvolle Waarenballen sahen wir auf den Straßen liegen und später selbst die Collis des Transit; es muß also sehr viel Ehrlichkeit unter der Bevölkerung herrschen.

In diesem apathischen Zustande der Stadt erscheinen die Posttage wie Paroxysmen, Suez nimmt dann plötzlich eine andere Physiognomie an. Ein kleiner Dampfer beginnt zu heizen, Krahne und Bote werden in Stand gesetzt, es erscheinen plötzlich Wagen und Pferde; Jungen, bereit, das ewige

Backschisch auszustoßen, sammeln sich in den Straßen. Da erscheint eine Rauchwolke am Horizont, die sich schnell nähert; es ist der Hindustan. Eine große Zahl Kähne und der kleine Dampfer setzt sich in Bewegung, und dieser ist, ehe 1½ Stunden vergehen, wieder zurück, gedrängt voll Menschen. Die meisten Passagiere sind Engländer aus Indien, die Zahl der Kinder beträgt fast ein Drittel der Erwachsenen. Diese gehen zur Erziehung, jene zur Erholung ihrer Gesundheit nach England, die meisten offenbar noch rechtzeitig, um die Verwüstungen des indischen Klima's in Europa wieder zu verwischen; aber nirgends sahen wir die gebrochenen Gestalten, wie man sich die Travellers on sick leave gewöhnlich vorstellt. Einige Frauen sind vielleicht blasser und der Schritt der Männer weniger fest, aber Alles ist rührig, in der Freude, die Heimath bald wiederzusehen. Bald hat sich die Fluth verlaufen und die alte Todtenstille kehrt wieder.

Ich hatte auf dem letzten Wüstenritt einen kleinen Sonnenstich davongetragen und konnte daher nur kleine und wenige Besuche am Strande machen. Doch fand ich unter der kargen Ausbeute eine seltene Annelide (die Oenone lucida), die Savigny in dem großen Werke der französischen Expedition beschrieben hatte und die beinahe verschollen war.

Wir warteten auf die Post aus der entgegengesetzten Richtung wie der Hindustan; diese kam unvermuthet, ohne für uns wahrnehmbare Symptome. Plötzlich wurden wir durch Peitschenknall aufgestört und Wagen nach Wagen jagte nach Suez herein. Es sind leichte Omnibus für 6 Personen, die außer einer kleinen Reisetasche kein schweres Gepäck mitführen; dieses sieht der Reisende überhaupt während des Durchzuges durch Egypten gar nicht und findet es erst wieder am Bord des

Dampfers. Die Passagiere langten allmälig in kurzen Intermissionen an, ohne daß es den ersten gestattet wurde, an Bord des Dampfers zu gehen. Es erfolgte also bald ein Anstauen derselben im Hotel und der davon untrennbare Lärm und Wirrwarr. Die Ungeduldigen wollen Excursionen zu Fuß oder in Boten machen; die Sandfläche vor der Stadt und die heiße Sonne treibt sie aber zurück. Die, welche eine Specialität zu ihrem Vergnügen treiben, wie Zeichnen oder Muschelsammeln, kommen noch am besten fort, und ich sah mehrere sich an einem verfallenen Thorweg oder den Bergformen des Gebel-Attaka versuchen. Die ganze Gesellschaft ist jedoch einig, daß Suez ein ganz fürchterlicher Ort sei.

Wir hatten schon früher unsere Passage genommen und auch unser Gepäck an Bord geschafft und begannen, von dem Contagium der Ungeduld angesteckt, uns eben so nach der Abfahrt zu sehnen. Gegen Abend sind endlich die Brieffelleisen oder besser Kisten, die Waaren und ein Theil des Gepäckes der Passagiere übergeführt. Der Hindustan ist bereit, in See zu gehen und signalisirt. Der kleinere Dampfer nimmt die Reisenden auf und liegt in einer Viertelstunde an der Seite des großen Schiffes, neben dem er sich wie ein Sperling neben einem Adler ausnimmt. Am Deck treffen wir eine Scene von Arbeit und Tumult. Ein Berg von zierlichen kleinen Blechkoffern, fast alle von gleicher Größe, viele lackirt, aber alle sorgsam mit großen Adressen in Oelfarbe versehen, liegt hier; man sieht es ihnen an, daß sie bemittelten Leuten gehören, welche die Kunst, zu reisen, studirt haben. Unter dem schrillen Ton der Pfeifen der Botsleute geht das Schiff in die hohe See, während das Deck rein gemacht, d. h. das Gepäck etwas unsanft in den Schiffsraum geschafft oder hinabgeworfen wird. Wehe

dem unvorsichtigen Reisenden, der etwas Gebrechliches in seinen Koffern hat. Manche Reisende suchten einen Koffer in die Cabine zu schaffen, das half nicht, man tröstete sie, daß sie zweimal jede Woche im Gepäckzimmer des Schiffsraumes zu ihren Effecten gelangen könnten.

Vierzehntes Capitel.

Ein englischer Postdampfer. — Das Schiff und seine Equipage. — Sinai. — Das rothe Meer und seine Winde.

Wir hatten eine Cabine erhalten, die allerdings groß, aber wegen der Nähe der Maschine heiß war. Der Schiffsrechnungsführer, oder der Purser, wie ihn die Engländer nannten, hatte wahrscheinlich gedacht, daß die Cabine für die Reisenden, welche nur einen Theil der Reise mitmachen, gut sein müsse. Capitän Harris, der das Schiff commandirte, hatte jedoch bessere Ideen von englischer Hospitalität und lud uns ein, von den unbesetzten Cabinen diejenige zu wählen, welche uns am besten zusagte. Wir nahmen eine am Hintertheil des Schiffes, welche den Vortheil einer doppelten Ventilation hatte. Capitän Harris bewies sich auf der ganzen Fahrt höchst aufmerksam, und verpflichtete uns auch noch durch die vielen Mittheilungen seiner Beobachtungen der klimatologischen und meteorologischen Verhältnisse der Meere, welche wir mit ihm befuhren und die er seit einer langen Reihe von Jahren schon kannte.

Der Hindustan hat das Aussehen und die Dimensionen einer großen Fregatte; er ist ein Raddampfer von 2400 Tonnen, wohl eines der ältesten Schiffe der Compagnie und äußerst fest

gebaut. Zwischen dem obersten Deck und dem Schiffsraume sind zwei Etagen, welche in der Mitte durch die Dampfmaschine unterbrochen sind, die aber unter einander und mit dem Hauptdeck durch Treppen in Verbindung stehen. In jeder Etage ist ein Salon. Die Passagiercabinen laufen an den Seitenwänden des Schiffes hin und haben ihre Eingänge aus den Salons, von welchen der obere hell und luftig ist, da er durch große Fenster am Deck und Hintertheil hinreichend Licht erhält und durch große Windschläuche aus Leinwand, deren über dem Deck befindliche große Oeffnung wie die Mulkufs Cairo's die Luft auffängt, beständig ventilirt wird. Die Einrichtung der Salons ist höchst einfach, aber aus vorzüglichem Material: sie besteht in langen Tischen, Bänken und Stühlen, die aber alle aus Mahagoniholz massiv angefertigt sind. Die Cabinen enthalten außer zwei oder drei Betten und Waschtischen noch einen oder zwei Schränke; diese Möbel und die Wände sind mit blendend weißer Oelfarbe angestrichen.

Das Hauptdeck ist groß und breit und bietet hinreichende Gelegenheit zur Bewegung vom Bugspriet bis zum Steuerruder; nur in der Mitte ist die Communication durch die Maschine, den Schornstein und die Radkasten und außer diesen unentbehrlichen Bestandtheilen eines Dampfers auch noch durch die luxuriöse Anwesenheit von vier eisernen Kanonen etwas beengt. An den Seiten laufen ringsum Bänke, die aber durch ihre niedrigen graden Lehnen mehr vom Sitzen abschrecken, als dazu einladen. In Anerkennung dieses auf allen Passagierschiffen ohne Unterschied der Nationalität vorkommenden Gebrechens gebrauchen die an den Reisecomfort gewohnten Briten die Vorsicht, stets leichte zusammenlegbare Armsessel mit sich zu führen, welche, sobald die tägliche Ceremonie des Deckwaschens, die schon bei Tages-

anbruch beginnt, vorüber ist, auf's Deck wandern. Die Eigenthümer haben entweder ihre Namen an die Lehne geschrieben oder ihre Visitenkarten angehängt, um jedes Usurpationsgelüste des nicht ansässigen Theiles der Reisenden durch diesen Aufruf an die Heiligkeit des Eigenthums von vornherein zurückzuweisen. Sobald die Deckreinigung vorüber ist, wird in ungefähr 8 Fuß Höhe ein Leinwanddach über das Deck gespannt, um die darunter befindlichen gegen die Sonne zu schützen. Auch zum Schutz des Steuermannes ist über dem Steuerruder ein kleines Dach, da ein mehrstündiges Aushalten der Tropensonne von Allen gefürchtet wird.

In den Morgen- und Abendstunden ist in der Regel die ganze Reisegesellschaft am Deck theils isolirt, theils in Gruppen. Wir fanden gleich am ersten Tage heraus, daß es Nationalitäts- und Standescoterien gab, die sich zum Theil schon auf der Fahrt im Mittelmeere gebildet hatten und sich nun gegenseitig mieden. Mustern wir die Völkerkarte. Hier sind spanische Officiere und Beamte, die nach den Philippinen geschickt werden, holländische Pflanzer aus Java, ein französischer Beamter aus Pondichery, ein zweiter, halb Kaufmann, halb Regierungsagent, der von Aden nach Zanzibar geht, französische Missionäre, die nach Siam reisen, australische Squatters, einige Griechen, Perser und Hindus. Die Asiaten sind jedoch durchweg Deckpassagiere, werden daher nicht als Gentlemen betrachtet. Nach englischer Anschauung kann der Gentleman nur als Passagier erster Classe reisen; dieser Grundsatz ist so apodiktisch von der Oriental- und Peninsular-Compagnie aufgestellt, daß sie an Europäer keine andern Plätze abgibt und der erste Contact mit der fremden Race stellt die aristokratische Bevorzugung der weißen Haut über Alles. Es soll mit dazu beitragen, den Nimbus der

Herrscherrace zu vergrößern. Die Mehrzahl der Reisenden sind jedoch Engländer, von welchen die meisten nach Calcutta, die übrigen theils nach Bombay, Ceylon, Madras, Singapore und Hongkong gehen. Auch unter den Briten tritt eine scharfe Sonderung ein, da die Angestellten der ostindischen Compagnie sich für viel besser halten als die Geschäftsleute. Aber selbst im Lager der Regenten Indiens herrscht noch ein Unterschied, es ist der der Geburt und wir hörten häufig Bemerkungen über die Mitreisenden, daß dieser oder jener of a good family oder of a high family sei. Das dritte der Engländer, of no family, kommt auf einem Ostindiendampfer nicht vor, da alle Anstellungen in Indien, von denen keine unter 400 Pfd. Strl. ist, nach bloßem Gutdünken der Directoren vergeben werden und daher bedeutende Familienverbindungen nothwendig sind, um eine zu erlangen.

Der Stab des Hindustan besteht aus dem Capitän, sechs Officieren, einem Arzt und vier Ingenieuren für die Maschine. Außerdem befindet sich ein Officier der königlichen Flotte als Postbeamter am Bord. Der Capitän bezieht einen fixen Gehalt von 1200 Pfd. Strl. und außer freier Verpflegung während der Fahrten auch noch einige andere Vortheile. Die Besoldungen der Uebrigen sind entsprechend. Die Bemannung des Schiffes besteht aus 250 Mann. Die Steuerleute, Bootsleute und die Aufwärter in den Passagiercabinen sind Europäer, die übrigen sind Lascaren, das heißt Hindumatrosen. Rechnen wir noch die männliche und weibliche Dienerschaft einiger Reisenden dazu, so haben wir eine reiche Musterkarte der Ethnographie aus der ganzen östlichen Hemisphäre und ein wahres Babel in den Schiffsräumen des Hindustan.

Das stattliche Schiff hat jedoch eine eben so mannigfaltige Thierbevölkerung; wir können beim Mangel wilder Thiere nicht sagen einen zoologischen Garten, aber doch eine asiatisch-europäische Meierei. Außer zwei Ochsen — vielleicht Nachkommen des Apis, denn ihre egyptische Abkunft ist unzweifelhaft — welche zum Opfertode bestimmt sind, hausen noch zwei niedliche Zebukühe in kleinen reinen Ställen am Deck, welche den Reisenden Milch zu dem zweimaligen Thee liefern sollen. Es gehört jedoch die gläubige Phantasie eines Hindu dazu, um ein solches Wunder zu begreifen, und ich vermuthe, daß die kleinen indischen Kühe nur am Bord sind, um zärtliche Mütter zu beruhigen, daß ihre Babies wirkliche Milch bekommen, während den andern Reisenden die in luftdicht geschlossenen Blechbüchsen aufbewahrte Milch Altenglands verabreicht wird. Lebende Schafe und Schweine sind in nicht unbedeutender Zahl am Bord und das Geflügel zählt nach Hunderten. Truthähne, Gänse, Enten und Hühner stecken überall ihre Hälse durch die Käfige, welche an den Bollwerken und Radkasten des Schiffes in mehreren Stockwerken über einander angebracht sind. Alle diese Thiere erfordern große Quantitäten von Futter und Wasser, Räume zur Aufbewahrung derselben, ein besonderes Wartepersonal, das unter dem Fleischer des Schiffes steht. Für diesen Luxus an frischem Fleisch wird wie für den übrigen entsprechend gezahlt. Das Passagiergeld von Suez nach Galle beträgt 60 Pfd. Strl., das von England nach Calcutta über Gibraltar und Malta ungefähr das doppelte, wobei die ganze Verpflegung, Bedienung und selbst eine mäßige Quantität Wein oder andere Spirituosen eingerechnet sind. Und doch behaupten die Beamten der Compagnie, daß diese an den Reisenden und Waarentransporten nichts verdiene und nur durch die Postcontracte mit der eng-

lischen Regierung erträgliche Geschäfte mache. Manchmal ist die Zahl der Reisenden bei 200, sinkt aber oft auf 60 für eine Fahrt. Im letztern Falle werden die Regiekosten gewiß nicht gedeckt. Berechnet man die hohen Besoldungen der Officiere und Agenten, die Kostspieligkeit vieler Provisionen und vor Allem die hohen Preise der Kohlen, welche aus England oder Wales um's Vorgebirge der guten Hoffnung geführt werden müssen und für welche die Fracht nach Ceylon 2 Pfd. Strl. 6 Schilling und nach Suez sogar 3 Pfd. Strl. 3 Schilling die Tonne kostet, daß ein großer Dampfer oft 80 Tonnen in einem Tage verbraucht, so gibt dies allerdings solche Betriebskosten, wie sie bei keiner andern Dampfschifffahrtslinie sich wiederfinden. Selbst nach Alexandrien kostet die Tonne Kohlen aus England 1 Pfd. Strl. 3 Schilling.

Da wir von so materiellen Dingen handeln, dürfte manche Leserin oder mancher Leser fragen, von welcher Art ist die Verpflegung auf diesen kostbaren Dampfern? Denjenigen, welche sich nicht für das Detail interessiren, genüge die kurze Antwort: gut, und diese mögen die folgenden Seiten überschlagen.

Wenn etwas zu tadeln wäre, so sind es die zu häufigen und zu reichen Mahlzeiten. Wenn der arme Reisende nicht früh Morgens durch die tägliche Reinigung und Ueberfluthung des Decks und das damit verbundene Scheuern und Kratzen geweckt wird, so geschieht es durch den Aufwärter, der ihn mit der Zumuthung ermuntert, eine Tasse Thee oder Kaffee zu trinken. Der erste ist stark, der letzte aber trotz der Nähe Arabiens, an dessen Küsten wir hinsegeln, nicht tadellos, vielleicht aus dem Grunde, um den banalen Spruch wahr zu machen, daß der Prophet im Vaterlande nichts gelten soll. Die Hitze war während der windstillen Nacht so erdrückend schwül, daß man sich

wunderte, daß der Thermometer nur auf 24° R. stand, statt zu deliriren; der Aufwärter weicht nicht und ermahnt den Reisenden zum Beginn seines Tagewerkes mit der besondern Anpreisung seines Getränkes, daß dieses sehr heiß sei. Vor oder nach diesem nehmen Einzelne ein Bad, zu welchem Zwecke eigene Localitäten in der Nähe der Radkasten und am Hintertheile des Schiffes in der Nähe der Cabinen angebracht sind. Sobald die Gesellschaft die Gewißheit erlangt hat, nicht mehr in Collision mit der Deckwäsche zu kommen, fängt sie an, sich nach aufwärts zu begeben. Die Männer versammeln sich besonders am Vordertheil, um die Kühle des Morgens zu genießen oder eine Cigarre zu rauchen. Von den Engländern, welche in Indien waren, haben sich viele an diesen Genuß gewöhnt, obwohl er nicht als fashionabel und in gewissen Kreisen sogar noch immer als unanständig gilt. Am Bord des Hindustan darf nicht am hintern Theil des Decks geraucht werden, obwohl die dorthin Geflüchteten im Rauch des Schornsteins eine reichliche Entschädigung für die leichten Tabackswölkchen des Vordertheils finden. Langsam fließt den meisten die Zeit hin in Lectüre oder Conversation, denn nur selten wird die Aufmerksamkeit durch eine Bergform am Horizont oder durch einen Zug von Fischen, Delphinen oder niedern Seethieren angezogen.

Um 8½ Uhr wird ein Glockenzeichen gegeben, verschieden von den kurzen Schlägen, die wie eine Thurmuhr die Wachestunden für die Mannschaft anzeigen, es ist ein kurzes Geläute, welches den Reisenden gilt und diese erinnert, sich zum Frühstück vorzubereiten, dem neue Abwaschungen vorangehen. Die scrupulöse Reinlichkeit am Bord englischer Passagierschiffe ist eine wohlthuende Erscheinung, da sie sich auf Alles, nicht allein auf die Gewohnheiten der Reisenden, sondern selbst auf die An-

züge der Wärter ausdehnt. Nach einer halben Stunde wird das Alarmzeichen erneuert, worauf das Frühstück aufgetragen wird, das östlich vom Meridian von Cairo nicht mehr Breakfast, sondern Tiffin heißt, aber eben so substantiell ist wie das alte abendländische Synonym, und aus gekochtem, gebratenem oder gedämpftem frischen Fleische, Eiern mit gebratenem Schinken oder Speck, Reis und Kurri, Butterbrot, Thee und eingemachten Früchten besteht. Für die Freunde und Verehrer einer kühlen Temperatur bildet die Wasserflasche den Hauptangelpunkt, denn obgleich ihr Inhalt nur ein schnödes chemisches Kunstproduct ist, nämlich das condensirte Wasser der Dampfmaschine, so läßt der Umstand, daß es in Eis gekühlt ist, die dunkle Herkunft dieses Parvenu und den Mangel an Kohlensäure, der Adelsprobe eines guten Trinkwassers, übersehen. Das Eis kommt aus Boston in Nordamerika und geht nach Calcutta, wo jeder Dampfer so viel ladet, als er für die Fahrt nach Suez und zurück benöthigt. Wer die Grundsätze eines weisen Finanziers adoptirt hat, trinkt nach bester Möglichkeit, nicht nur um den momentanen Durst zu löschen, sondern auch, um für die dürren Stunden zwischen dieser und der nächsten Mahlzeit die nöthigen Fonds für seine gesteigerte Perspiration in der heißen trocknen Luft anzulegen. Denn um jede unnöthige Verwüstung des kostbaren Eises zu verhüten, darf nach dem Schiffsreglement außer den Mahlzeiten kein gekühltes Wasser verabreicht werden; sehr Durstige müssen sich dann mit Sodawasser, Limonade oder dem Sterlingsgetränk der Engländer, Branntwein und Wasser, durchhelfen.

Das beschauliche Leben macht mit der Culmination der Sonne, sobald die Officiere ihre Mittagsbeobachtungen gemacht haben, wieder einer Phase eßbarer Wirklichkeit Platz, als wollte man die Passagiere durch häufige Mahlzeiten zerstreuen. Das

zweite Frühstück, Luncheon, sieht aus wie das Mißtrauensvotum der Opposition gegen die höchste Tageswärme, denn es besteht aus kalten Fleischspeisen, Sardinen, Butterbrot und Käse, eingemachten Früchten und dergleichen. Einstimmigkeit herrscht in den diese Mahlzeit begleitenden Getränken, die in Ale und Porter bestehen. Ein gemäßigtes Centrum, das die Extreme versöhnt, trinkt eine Mischung beider, welche das Princip der Halbheit (half and half) genannt wird. Starke Weine werden beim Luncheon nicht getrunken, wohl aber von Einigen leichte Bordeaux oder Rheinweine, die dann nur als eine Art natürlicher Limonade betrachtet werden.

Nach diesem Eßopfer sind die Ansichten getheilt. Während Einige sich einer tiefen Meditation in ihren Cabinen oder bloß vorübergehenden Reflexionen in einem Armsessel ergeben, setzen sich die starken Geister zusammen, um am Schachbrett oder am Damenbrett der langen Weile und dem heißen Mittag Trotz zu bieten. Der Theil der Tageszeit von 1 bis 3½ Uhr ist der ruhigste. Um diese Stunde ertönt das Glockenzeichen auf's Neue. Es ist das Diner, zu dem Jeder sich würdig herausputzt, wo möglich neue Wäsche und ein anderes Kleid anzieht und so wie überall in der fashionabeln Welt die Mahlzeit zu einem feierlichen Act, zu einem Eßcultus erhebt.

Zwischen den Wendekreisen ist das Mittagsessen eine wirkliche Beschwerde, eine Art dreizehnte Herkulesarbeit. Aber am Hindustan ist die Hilfe nahe. Ein Dutzend Hindus in blendend weißen Musselinanzügen und weißem Turban erscheinen auf dem Wahlplatze und vertheilen sich längs den Wänden, nicht als ob die fremde Race bestimmt wäre, wie eine Interventionsarmee die Mahlzeit aufzuessen, nein sie dienen nur dazu, um die Punkas, die wie ausgerissene Windmühlflügel über den Tischen

hängen, in Schwingung zu versetzen und durch die beständige Luftbewegung mehr Comfort in das Mittagessen zu bringen oder den Angstschweiß zu trocknen, den der Anblick so vieler Schüsseln nothwendig erzeugt. Die Punka — wir wollen dem Leser durch ihre Beschreibung eine kurze Sammelfrist gewähren, ehe er dem Referenten in das Getümmel und die Gefahr des Mittagessens folgt — ist ein hölzerner, großer rechteckiger Rahmen, der mit Musselin überspannt und in Angeln aufgehängt wird und an dessen untern Ecken Stricke befestigt sind, durch welche dieser große Fächer nach entgegengesetzten Richtungen geschwungen wird. Nach einem Tischgebete, dessen Länge sich darnach richtet, ob es der anglicanische oder presbyterianische Prediger, die beide zu den Mitreisenden gehören, spricht, setzt sich die Gesellschaft zu Tisch.

Zuerst erscheint eine heiße, scharf gewürzte Suppe, vollkommen geeignet, nicht nur den in der Mittagshitze eingeschlafenen, sondern selbst einen scheintodten Magen wieder zu erwecken; darnach kommt manchmal marinirter Lachs, der in luftdicht verschlossenen Blechgefäßen aus Europa in großer Menge nach Indien verschickt wird, immer jedoch gekochtes, gebratenes oder gedämpftes Fleisch und Geflügel, Fleischpasteten und dergleichen. Der Kern des Haupttreffens ist aber das Rostbeef oder ein Truthahn. In Essig aufbewahrte Gemüse, Gurken, Blumenkohl, frische Kartoffeln, gelbe Rüben, Yam, Bataten und dergleichen sind die Beiessen. Den Wendepunkt bildet der Reis und Kurri, ersterer wird als ein harmloses Ausfüllungsmittel zwischen die stark nährenden Speisen, letzterer wegen seiner starken Gewürze als ein Reizmittel für die Verdauung angesehen. Die Engländer schmähen dieses Gericht als ein antinationales, wie sie gegen Reis in allen Formen eine große Abneigung

haben, und doch hängen die, welche längere Zeit in Indien waren, so daran wie an der Magna charta. Der zweite Gang besteht aus Mehlspeisen, besonders Pudding, Torten und Fruchtpasteten, den letzten bilden Backwerk, Käse und Früchte. Der Wasserspiegel ist im Rothen Meere so ruhig, daß Niemand einen Grund hat, seine Mahlzeit abzukürzen, um so weniger, da die meisten sich die peinliche Frage vorlegen: was werden wir nach dem Essen thun? Die Damen entfernen sich auf einmal, später und allmälig auch die Männer; nur hier und da bleibt eine Gruppe sitzen, um bei einer Extraflasche Portwein Nüsse zu knacken oder zu plaudern. Um 7 Uhr wird die Thätigkeit auf die letzte Probe gestellt, es ist die Theezeit.

Abends ist das Deck wenig besucht. Diejenigen, welche schon in Indien waren, scheuen ohne Ausnahme die Nachtluft, predigen die Lehre von ihrer Schädlichkeit auch den Uebrigen und machen fast die ganze Gesellschaft zu Proselyten. Dafür sieht es im Salon etwas geselliger aus, aber lange vor 9 Uhr ist auch dieser meist leer; ermüdet von der Einförmigkeit des Schiffslebens zieht sich Alles zurück, schwache Explosionen der Flaschen mit Sodawasser und geheimnißvolle Mischungen von warmem Wasser, Branntwein und Zucker, welche von einigen Nachzüglern sorgfältig bereitet werden, deuten durch ihren erklärenden Namen night cap (die Nachtmütze) den Zweck genügend an.

Um 10 Uhr macht der wachehaltende Officier die Runde, um nachzusehen, ob alle Lichter schon ausgelöscht sind; findet er in einer Cabine noch eins brennen, so tritt er ohne Umstände ein und löscht es aus.

Der beste und schönste Theil ist die Nacht, die unvergleichliche Genüsse gewährt. Treten wir an den Bugspriet neben die zwei wachehaltenden Lascaren, die jede Viertelstunde einen

Wacheruf ausstoßen, der von der Wache im Mast und Hintertheil wiederholt wird, dort sind wir unbeirrt von dem Funkenregen und der Rauchwolke, die der Schornstein ausstößt und wie einen großen schwarzen Schweif nachschleppt.

Der Nachthimmel hat bei der Abwesenheit aller Wolken und der geringen Menge dunstförmigen Wassers einen Glanz, der sich nicht schildern läßt; das Himmelsgewölbe erscheint gleichsam noch tiefer und durchsichtiger als bei uns. Der Hindustan lief im Durchschnitt 10 Knoten in der Stunde, wir legten also in 24 Stunden gewöhnlich 4 Breitengrade zurück, da wir einen fast ausschließlich südlichen Cours hielten. Die Folge davon war, daß jede Nacht von der vorhergehenden verschieden war und der Himmel an uns vorüberwanderte wie eine große Sternenlandschaft und uns fast täglich mit neuen Sternen überraschte. Tief geneigt gegen den nördlichen Horizont gingen schon in der ersten Nacht die Räder des Wagens, dafür stieg Canopus und im Süden der Höhe von Kosseir erblickten wir den Stern Alpha im südlichen Kreuze. Die Sterne glänzen in ruhiger Klarheit, selbst die tiefer stehenden haben nichts mehr von dem cokettirenden Funkeln und Glitzern des nordischen Fixsternhimmels, sondern blicken ruhig aus dem durchsichtigen Blau. In einer der spätern Nächte überraschte mich eine im Süden stehende silberne Wolke von geringer Ausdehnung und mit verwaschenen Rändern. Es ist die Magellanische Wolke, kein Meteor unseres Erdkreises, kein kugelförmig geballter Wasserdunst, es ist eine außer unserm Weltsystem liegende Milchstraße, die den Glanz ihrer Sonnenkugeln herüberwirft. Dieses abgeplattete Sphäroid ferner Sonnensysteme ist der weiße Ochse arabischer Dichter, „der einsam durch den Himmel geht, um aus dem silbernen Fluß (der Milchstraße) zu trinken."

Wie ein großer flachgeschliffener Saphir glänzt das Meer und wirft wie ein Spiegel die Millionen Lichter der über ihm hängenden blauen Glocke zurück. Erscheint es auch am Tage vom hohen Bord des Hindustan meistens öde und leer, so verräth es während der Nacht durch zahllose Lichtfunken das reiche Leben, das in ihm pulsirt, denn sein Phosphoresciren ist der Ausdruck mannigfaltiger Lebensäußerungen der Meerthiere, die mit Lichterscheinungen verbunden sind.

Fünfzehntes Capitel.

Fernsichten. — Ein Wrack. — Schiffsleben. — Bab el Mandeb. — Aden. — Fahrt im indischen Ocean.

Am 8. Mai, also gleich am Anfang unserer Meerfahrt, hatten wir die schönste Fernsicht während der Reise. Im Osten stieg die gewaltige Bergmasse des Sinai vor uns auf mit seinen zackigen Graten und Spitzen, die sich in aller Schärfe auf dem klaren blauen Himmel abheben; im Westen auf den afrikanischen Gestaden ist der Agrib sichtbar, dessen mittlerer Theil in halbdurchsichtige leichte Wolken, wie in einen Schleier aus Silbergas gehüllt, in blaßblauen Farben durchscheint. Die Lichteffecte, welche wir fast täglich in Egypten bewunderten, waren auf der See nicht geringer.

Südlich von Kosseir erblickten wir auf einem Korallenriff das Wrack eines Schiffes. Der Capitän vermuthete, es könnte ein verunglücktes Kohlenschiff der Compagnie sein. Er ließ daher den Hindustan gegen den Strand wenden, und da bald einige Hütten sichtbar wurden, beschloß er, eine Kanone zu lösen. Obwohl das Schiff vier große Geschütze führt, welche täglich mit Liebe geputzt werden, so ist die Artillerie sehr kläglich bestellt, und ich bemerkte mit Erstaunen, daß sie nicht ein-

mal Zündröhren hatten, sondern in barbarischer Weise das Pulver in das Zündloch schütteten. Die donnernde Anfrage wurde verstanden, und bald ruderte ein Bot mit arabischen Schiffern auf uns zu. Die Verlegenheit begann, als sie an Bord kamen, denn kein zum Schiffsstabe Gehöriger sprach arabisch, und wenn sich nicht der erwähnte französische Agent als Dolmetscher angeboten hätte, wäre die amtliche Neugierde unbefriedigt geblieben. Es ergab sich, daß das auf dem Riff gestrandete Schiff aus Dschidda war. So klein das Ereigniß ist, so sehr hatte es die Reisegesellschaft aufgeregt und unterhalten, als wäre es ein Telegramm gewesen, welches einen großen Scandal, eine Schlacht oder dergleichen meldet.

Am 9. Abends passirten wir den Wendekreis. Die Zunahme der Temperatur ist besonders bei vollkommener Windstille sehr fühlbar; am nächsten Morgen stand der Thermometer vor Sonnenaufgang auf 23° R. Die Trockenheit der Luft nimmt gegen Süden ab, was nicht bloß der Hygrometer, sondern auch das körperliche Befinden, vor Allem die Bildung tropfbar flüssiger Perspiration andeutet. Lange schmale Streifen von gelber Farbe im Meere reizten meine Aufmerksamkeit, und ich konnte meine Wünsche nicht einmal laut werden lassen, denn die Maschinen deshalb anzuhalten, würde selbst dem freundlichen Capitän H. als eine zu harte Probe erschienen sein.

Wir suchten südlich von Kosseir wieder die Mitte des Rothen Meeres und hatten für längere Zeit nicht einmal den Anblick einer Bergkette, sondern nur manchmal eine völlig öde oder eine niedrige, mit Palmen bedeckte Insel in Sicht. Die See war wie abgefegt, wir begegneten keinem einzigen Schiffe, da die geringe Zahl, welche die mercantile Bewegung unterhält, einen ganz verschiedenen Cours nimmt. Die arabischen Schiffe ver-

meiden die offene See und suchen das ruhige Fahrwasser zwischen der Küste und den Riffen oder halten sich bei Tage in geringer Entfernung außerhalb der letztern, um bei Nacht oder bei drohendem Wetter in der stillen Lagune zu ankern.

In der südlichen Hälfte des rothen Meeres näherten wir uns wieder der arabischen Küste, so daß ich zu glauben anfing, daß die Postdampfer zugleich eine Art Hohenseepolizei üben, da sie nur in der Nähe größerer Häfen die Küsten suchen. Am 12. Mai sahen wir seit lange wieder die ersten Haufwolken groß und weiß und schön wie die vor unsern Hochsommergewittern, die der Südwestmonsum gegen die arabische Küste trieb und den wir auch in einzelnen schwachen Stößen, deren Stärke und Dauer sich von nun an erhöhte, fühlten. Wir bekamen einige mit Palmen bedeckte Inseln und in den Nachmittagsstunden Mokka's weiße Mauern und waldige Höhen in Sicht. Mit dem Fernrohr konnten wir die Masten der Schiffe und die einzelnen Minarets deutlich sehen; wir dampften jedoch ruhig vorüber.

In diesem Theil des rothen Meeres treten manchmal heftige Regengüsse, selbst auf der See ein, sie haben aber in der Regel eine kurze Dauer. In manchen Jahren erreichen sie noch die Höhe von Mekka, also den Wendekreis. Diese Niederschläge sind zur Zeit, wann der Südwestmonsum seine größte Stärke erreicht, also im Juli und August, am häufigsten. Daß Arabia felix ein feuchtes Klima haben müsse, erhellt aus der Lage und den hohen Bergen, welche den Monsum auffangen, sowie aus seinem Hauptproduct, dem Kaffee; denn dieser verträgt keine anhaltende Trockenheit. Letztere Bemerkung ist erst die Folge späterer Studien, die ich über diese Pflanze in den östlichen und westlichen Tropenländern gemacht habe. Während wir an

der Küste hinschifften, sahen wir mehrere kleine Strichregen über dem Festlande.

In der folgenden Nacht passirten wir die Straße Bab el Mandeb. Wir gingen nur langsam zwischen der Insel Perim und der arabischen Küste durch und unter beständigem Sondiren mit dem Senkblei, da das Fahrwasser in Folge der durchgehenden Strömung häufigen Aenderungen unterworfen ist. Wenn der Suezcanal zu Stande kommt, wird Perim ein Platz von ungeheurer Wichtigkeit, da die Insel buchstäblich beide Ufer beherrscht. Zur militärischen Bedeutung kommt dann noch die mercantile als Vorrathskammer für die Schiffe, als Kohlendepot und Pilotenstation, denn es wird nicht möglich sein, das rothe Meer mit andern Fahrzeugen als Dampfern zu befahren oder die Segelschiffe remorquiren zu lassen, da die häufigen Windstillen im Sommer und die beständigen Winde aus den nördlichen Strichen des Compasses im Winter die Segelschifffahrt so verzögern würden, daß Schiffe, welche um das Vorgebirge der guten Hoffnung gehen, in der Regel früher in den atlantischen Häfen und oft selbst in denen des Mittelmeeres anlangen würden, als jene, welche den abgekürzten Seeweg einschlagen.

Am 13. Mai Morgens liefen wir in Aden zwischen einer Strandbatterie und einer verschanzten Insel ein. Wir trafen viele Schiffe, einen großen Dampfer der Peninsularcompagnie, ein Kriegsschiff der ostindischen Compagnie, einige europäische Kohlenschiffe, arabische Fahrzeuge von der arabischen und afrikanischen Küste. Aden ist seit 1839 im Besitz der Engländer und schon gegenwärtig nicht bloß eine wichtige Kriegsstation, sondern auch schon ein bedeutender Handelsplatz. [17])

Unser Schiff war, ehe noch der Anker fiel, schon von kleinen

Boten umringt, die mit nackten Negern und halbnackten Arabern bemannt waren, welche kurze Ruder mit einem kreisrunden Brett am Ende führten. Die Neger hatten ihre Krausköpfe mit Henna orange- und goldgelb gefärbt. Beide Racen riefen aus Leibeskräften nach Backschisch, der ihnen auch reichlich zu Theil wurde, da viele unserer Mitreisenden sich damit vergnügten, kleine Silbermünzen in's Wasser zu werfen, nach welchen die Eingeborenen sehr geschickt tauchten und die sie immer noch im Sinken erhaschten.

Ein Theil der Gesellschaft verließ uns hier; es waren die nach Bombay und der Malabarküste Reisenden, welche von Aden direct nach Bombay in Dampfern befördert werden.

Da wir 10 Stunden in Aden bleiben sollten, um Kohlen einzunehmen, benutzten wir wie die meisten Mitreisenden die Zeit, um wo möglich etwas von der Umgebung zu sehen, was sich später als eine Unmöglichkeit erwies, da der Isthmus der Halbinsel, auf welcher Aden liegt, durch eine Mauer vom arabischen Festlande getrennt ist, die Niemand überschreiten darf. Den mit den Localverhältnissen Vertrauten war dies bekannt, denn diese blieben gleich am Strande in einem großen, leicht und luftig gebauten Hause, das von einem Parsi als Hotel, Speisehaus, Waarenmagazin und Kaufladen zu gleicher Zeit benutzt wird. Die Appartements für die Reisenden sind nicht durch Wände, sondern nur durch Rohrgeflechte von einander getrennt. Der Wirth im schneeweißen fließenden Gewande und Turban war bereit Alle zu accomodiren, die nach seinem Hotel mit Wasserflaschen unter dem Arme emigrirten, da das Wasser in Aden durchaus schlecht und brackisch ist. Die Parsis sind die Nachkommen der alten Perser, die als thätige Geschäftsleute sich über den Orient ausgebreitet haben und außer dem Gelde

auch noch die Sonne und das Feuer anbeten. Noch mehr als die Auslagen arabischer Natur- und Kunstproducte, mit denen der Feueranbeter die Ankömmlinge lockt, fesselte mich die gedruckte Bekanntmachung des Generalgouverneurs von Ostindien: daß Niemand ohne seine besondere Bewilligung in die Dienste indischer Fürsten treten dürfe. Im Lakonismus wetteifert das officielle Actenstück mit jenen Tafeln am Eingange mancher europäischen Gärten, daß „Hunden hier der Eingang verwehrt ist,“ an Insolenz ist sie unübertroffen. Aden ist schon ein Thor des großen despotisch regierten Reiches und das amtliche Avis ein schönes Zeichen des Nepotismus und des Monopols, die in Ostindien herrschen, das seine Streiflichter auf die englischen Freihandelsideen wirft. Ich wurde nur durch die Zudringlichkeiten einiger Eseltreiber und Pferdejungen aus den Betrachtungen gerissen, die sich unwillkürlich vom Freihandel dem englisch-indischen Opiumhandel und andern schönen Zuständen zuwendeten. Die Jungen hatten Pferde und Esel, deren Schweife und Mähnen wie die Wollköpfe der Neger mit Henna gelb gefärbt waren, die sie den Fremden mit einer jedes Maß überschreitenden Zudringlichkeit anboten und als ihre eigenen Agents provocateurs Alles thaten, um die englische Geduld aus dem Gleichgewichte zu bringen und geprügelt zu werden, da in Aden auf die körperliche Mißhandlung der Eingeborenen, welche unter dem Schutze des englischen Gesetzes stehen, große Geldstrafen gesetzt sind, von denen die industrielle junge Bevölkerung möglichst viel für sich erlangen will. Wir mußten endlich nach der Stadt galoppiren, um nur die Leute los zu werden, die uns abermals vor das Haus eines Parsi brachten, welcher den Geschäften nach der Compagnon des früher erwähnten zu sein schien. Wir fanden schon einige unserer Reisegefährten in

Schaukelstühlen sich mit Sodawasser oder einem Glase Champagner erfrischend, Eingeborene mit Fächern an der Seite der Stühle, ihnen Kühlung zufächelnd und Backschisch begehrend. Sobald sie diesen erlangt hatten, gaben sie den Fächer und seine Geschäftsführung an einen ihrer Freunde ab. Wir drückten uns sehr bald.

Die Stadt liegt im Krater eines ausgebrannten Vulcans, dessen zum Theil eingestürzte Ränder mit Festungswerken gekrönt sind. Sämmtliche Fortificationen auf der Land- und Seeseite sollen 2 Millionen Pfund Sterling gekostet haben. Die Engländer dürfen die äußere, schon oben erwähnte Mauer nicht überschreiten, um Conflicte mit den Eingeborenen zu vermeiden, diese dürfen jedoch ohne Waffen in die Stadt kommen, um ihre Producte zu verkaufen oder englische Waaren zu kaufen. Die Wohnungen der Engländer sind ebenerdig, mit breiten Veranden und allen Vorsichtsmaßregeln gegen die große Hitze, die in dem Kessel um so unerträglicher ist, weil die nackten pflanzenlosen Wände sich übermäßig erhitzen und auch des Nachts noch Wärme ausstrahlen müssen. Das Gestein besteht, so weit wir es sehen und untersuchen konnten, aus basaltartigen Laven. Von Pflanzen sahen wir eine blattlose Euphorbie und eine verkrüppelte Acacie. Das Trinkwasser ist brackisch, aber reichlich in tiefen Löchern vorhanden. [18])

Die große Garnison bestand zur Zeit unserer Anwesenheit aus Truppen der ostindischen Compagnie, die Infanterie vorzüglich aus Hindus (Sepoys).

Ein kleiner Zwischenfall ereignete sich, den ich nicht übergehen darf, da er zu den bezeichnenden gehört. Während die Reisenden, die an's Land gegangen waren, sich der Mehrzahl nach mit beschaulichem Müßiggange und Erfrischungen beschäftigten,

hatten die jüngern Engländer, meist Cadeten der indischen Armee oder angehende Regierungsbeamte, ein Wettrennen improvisirt, wahrscheinlich nicht allein um der körperlichen Bewegung willen, sondern auch um die arabische Pferderace zu versuchen. Unter dem großen Jubel der Straßenjugend arabischer und afrikanischer Abkunft ging das eine Zeit ganz gut von Statten, bis einer der kleinen Jungen, welche die Pferde durch Schlagen mit Stöcken noch mehr aneifern wollten, überritten wurde und augenblicklich todt auf dem Platze blieb. Die Verwandten des Knaben machten gleich die Klage anhängig, in 5 Minuten war der Richter zugegen, die Anwesenden erschienen als Zeugen und in einer Viertelstunde war die Gerichtssitzung geschlossen. Der junge Herr bezahlte dem Vater des Knaben eine Geldbuße von 10 Pfd. Strl. in englischen Sovereigns, zu der die übrigen Verwandten ihm Glück wünschten, und der Richter hob die Sitzung mit dem Bemerken auf, daß ein Verbot, Pferderennen in der Stadt zu halten, angeschlagen werden sollte.

Vor Einbruch der Nacht verließen wir Aden. Am 18. Mai erblickten wir am östlichen Horizont die Berge der aloereichen Insel Sokotorah in duftiger Ferne und von nun an kein Land mehr; denn die einzige Gelegenheit, am 20. Mai eines der flachen Atolle des indischen Oceans zu sehen, verloren wir, da wir Nachts zwischen den Lacdiven und Maldiven durchfuhren.

Schon in der Nacht, als wir Aden verlassen, waren wir in den vollen Strom des Südwestmonsums gelangt. Von nun an war der Himmel stark bewölkt und die Luft feucht; große graue Haufwolken segelten fast beständig vor dem Winde und die Regenschauer wurden um so heftiger und häufiger, je näher wir gegen den Aequator trieben. Das Studium von Marco

Polo, der durch unsere damaligen Pläne eine große Beziehung zu uns haben mußte, bildete den Tröster, wenn mich das Ungestüm des tropischen Regens in die Cajüte trieb. Den ersten Morgen nach der Abreise von Aden hatte sich der Hindustan von oben bis unten mit seinen vom Rauch geschwärzten Segeln bedeckt, und da der Gang der Maschine nicht eingestellt worden war, zogen wir mit vermehrter Geschwindigkeit unserm Ziele entgegen. Der Ocean war nicht mehr blau, sondern beryllgrün und unter den Reflexen eines stark bewölkten Himmels oft graugrün und rollte in majestätischen Wogen unter dem Andrange des starken, aber gleichmäßigen tropischen Windes.

Erläuterungen und Anmerkungen.

1) Zu S. 17. Dies hat sich (1859) zum Bessern gewendet, da sicherm Vernehmen nach unser Landsmann, der Astronom Julius Schmidt, als Director der Sternwarte berufen wurde.

2) Zu S. 20. Als Beweis für das Aufblühen Griechenlands erlaube ich mir, zwei schlagende Daten aufzuführen, die Zunahme der Bevölkerung und des Handels:

Zunahme der Bevölkerung Griechenlands:

Im Jahre 1832 betrug sie 700,000 Einwohner,
„ „ 1852 „ „ 1,000,000 „

also 40 Procent Zuwachs in 30 Jahren.

Die Handelsmarine betrug:

Im Jahre 1821 440 Schiffe
„ „ 1853 4230 „ mit 247,000 Tonnen.

3) Zu S. 25. Ueber die mikroskopischen Organismen siehe meine Abhandlung im siebenten Bande der Denkschriften der Wiener Akademie.

4) Zu S. 26. Hermopolis, die Hauptstadt von Syra oder Syros, ist ein anderer Beweis des Unternehmungsgeistes und der

sich rasch entwickelnden maritimen Bedeutung Griechenlands. Vor der Zeit des Unabhängigkeitskampfes war Syros ein unbedeutender Ort und während des Krieges eine Zufluchtsstätte der Flüchtlinge und Corsaren, die in elenden Hütten lebten. Aber das Aufblühen erfolgte nach errungener Freiheit schnell; die Flüchtlinge wurden Kaufleute und die Piraten Schiffer. Die Lage der Insel und die Sicherheit des Hafens machte sie zum Rendezvousplatz der Dampfer des österreichischen Lloyd und der französischen Messagerien. Syra allein hatte 1853 568 Schiffe mit 83,000 Tonnen.

Während der österreichische Lloyd und die französischen Messagerien, beide gleich luxuriös in ihrer Verwaltung, sich seit Jahren in der Beförderung der Posten und Reisenden eine kostspielige Concurrenz machen und ganz unverhältnißmäßig hohe Subsidien der betreffenden Regierungen in Anspruch nehmen, ohne auf die Prosperität ihrer Länder irgendwie zurückzuwirken, hat sich die griechische Rhederei ausschließlich mit Frachten beschäftigt und sich von einem ähnlichen ungesunden Unternehmen, wie das der beiden Dampfschifffahrtsgesellschaften, von dem Griechenland ohnedies alle Vortheile ausbeutet, mit kaufmännischem Instinkte ferngehalten.

5) Zu S. 30.

Egypten's Verkehr im Jahre 1852.

	Einfuhr:		Ausfuhr:	
England . . .	6,100,000	Gulden,	18,500,000	Gulden,
Türkei	3,400,000	„	2,300,000	„
Syrien . . .	2,200,000	„	380,000	„
Oesterreich . .	1,900,000	„	5,000,000	„
Frankreich . .	1,200,000	„	3,500,000	„
Toskana . . .	740,000	„	690,000	„
Griechenland . .	280,000	„	160,000	„
Barbarei . . .	900,000	„	165,000	„

Die stärkste Vergrößerung des Handels in den letzten zehn Jahren war auf Seite Englands, das seine Einfuhren beinahe verdreifacht und seine Ausfuhren versechsfacht hatte. Viel weniger war dies mit den Mittelmeerstaaten der Fall, selbst Oesterreich, den natürlichen Erben Venedigs, das einst den größten levantinischen Handel hatte, nicht ausgenommen. Die Gesammteinfuhr im Jahre 1852 betrug 17,140,000 Gulden, die Ausfuhr 31,180,000; die Zahl der Schiffe war 1766.

Im Jahre 1856 war nach einer Angabe von Neimans die Einfuhr 276,372,000 und die Ausfuhr 459,225,000 egyptische Piaster, die Zahl der Schiffe 2339.

Die Hauptposten der österreichischen Einfuhr waren Bauhölzer, die besonders mit dem Beginne der Eisenbahnbauten bedeutend wurden.

Die Hauptausfuhren sind: Getreide, meist Weizen und Reis, Baumwolle, Elfenbein und Gummi aus dem Sudan, Leinsamen, Reis, Datteln, etwas Salpeter, Soda.

Die Zunahme des Handels datirt von der Aufhebung der Monopole Mehmed Ali's. Nachdem die Regierung auf den Handel verzichtet und die Naturalabgaben in fixirten Artikeln und willkürlicher Schätzung aufgehoben hatte, wuchs der Ackerbau mit ungeheurer Raschheit. Es wurde aber nicht nur mehr, sondern auch bessere Qualitäten producirt, so namentlich in Reis und Baumwolle. 1852 war die Baumwollernte die reichste, die noch Egypten hatte; sie betrug 670,000 Kantarrh, ein Kantarrh gleich 45 Kilogramm, in einem Werthe von 13,410,000 Gulden.

Für bebautes Land unter natürlicher Bewässerung werden für einen Feddan (der Feddan ist nach Lee $1^1/_{10}$ englische Acre, also 1,738 preußische Morgen) 70, für das künstlich bewässerte 45 Piaster Grundsteuer bezahlt.

Alle Ausfuhrartikel zahlen $10^1/_2$ Procent, die eingeführten $4^3/_4$ Procent des Schätzungswerthes.

Der Tribut ist 48,000,000 Piaster.

6) Zu S. 31.

Wissenschaftliche Anstalten.

Die Ptolemäer gründeten die große Bibliothek, die schon unter Lagus angelegt und 285 vor Christus 200,000 Bände zählte und unter seinem Nachfolger auf mehr als das Dreifache stieg. Das Museum hatte große Räumlichkeiten für die Wohnungen und Arbeitslocalitäten der Gelehrten; es war reich dotirt, jeder Gelehrte bezog aber noch einen fixen Gehalt (Strabo lib. XVII, C. I.). Es bildete einen Theil des königlichen Palastes. Die Bibliothek brannte schon unter Cäsar ab; als dieser, von den Egyptern belagert, ihre Flotte in Brand steckte, ergriff das Feuer auch die Bibliothek. Dieser Brand war offenbar verderblicher als die angebliche Bücherverbrennung Amru's. Später wurde eine neue große Bibliothek am Museum gegründet, eine zweite jedoch fast gleichzeitig am Serapistempel.

Serapeum. Kaiser Theodosius erließ 391 ein Edict, den Serapistempel zu zerstören. Die Bibliothek wurde zerstreut.

Der christliche Klerus, der schonungslos nicht nur gegen alte Gelehrsamkeit, sondern auch gegen ihre Träger verfuhr (wir wollen beispielsweise nur den heiligen Cyrillus nennen), hat auch die literarischen Schätze nicht geschont und so blieben dem arabischen Heerführer nur die Reste der Bibliotheken übrig.

Museum. Die wichtigsten Männer, deren Namen und Leistungen die Geschichte aufbewahrt, sind: Appollonius von Rhodus, Aratus, Kallimachus, Erasistratus, Diophantes, Euclid, Herophilus, Lucian, Manetho, der Astronom und Geograph Ptolemäus, daneben eine große Zahl von Philosophen und Commentatoren alter griechischer Schriftsteller. Am Museum herrschte stets ein Geist religiöser Duldung. Es war nicht ohne Einfluß auf die Bildung christlicher und jüdischer Schulen, aus denen Athenagoras, Pantenus, Clemens, Origines, aus den letztern Philo hervorging. Aus der Mischung griechischer und christlicher Lehreren hob sich der Gnosticismus.

7) Zu S. 36. Die Angabe, daß die christlichen Kopten zehn Procent der Gesammtbevölkerung Egyptens betragen, ist die wahrscheinlichste, denn über die Gesammtziffer der Bevölkerung herrschen die verschiedensten Angaben; während sie bald nur zu $1^1/_2$ Millionen angenommen wird, soll sie nach andern Angaben 2, 3, selbst $5^1/_2$ Millionen betragen, wobei wahrscheinlich die Dependenzen im Sudan mit inbegriffen werden. Durch Mehmed Ali ist das Land factisch entvölkert worden und selbst der Sudan hat durch die Sclavenjagden, die Recrutenaushebungen genannt wurden, unter seiner Regierung sehr gelitten. Unter den eingereihten Schwarzen war die Sterblichkeit größer als unter den übrigen Soldaten.

8) Zu S. 41. Die türkischen Sultane adoptirten das im siebzehnten Jahrhundert in ganz Europa bis zu einer enormen Höhe ausgebildete System der Münzverschlechterung, um ihre augenblickliche Finanznoth zu decken; sie hielten daran hartnäckig fest, als die abendländischen Regierungen schon lange zu dem verfeinerten Auskunftsmittel der Staatsanleihen und des Papiergeldes übergegangen waren, und so kam der Piaster allmälig herab. Vor hundert Jahren wurde er noch mit 55 Procent seines ursprünglichen Goldwerthes ausgemünzt, sank aber immer mehr, und jetzt circulirt eine Münze unter diesem Namen, die nur ein Zwanzigstel des alten Werthes hat und oft noch darunter herabgeht. Ursprünglich war der türkische Piaster dem spanischen und österreichischen Theresienthaler gleich, also 1 Thlr. 10 Sgr., jetzt gilt er gewöhnlich 2 Sgr.

9) Zu S. 43. Seitdem hat sich in Egypten Vieles zum Bessern geändert. Abbas Pascha hat ein echt orientalisches Ende genommen; er wurde in der Einsamkeit seines Schlosses ermordet, die öffentliche Meinung bezeichnet seine übel berüchtigten Günstlinge als die Mörder. Said Pascha bestieg den Thron, und vielleicht bricht sich — seit der Ptolemäer Zeit zum ersten Male — wirkliche europäische

Civilisation Bahn. Der größte Schritt ist gethan: die Erhebung des Fellah, des bis dahin eigenthumlosen Sclaven, zum Grundbesitzes, die Abschaffung des Sclavenhandels, die Einstellung der großen Treibjagden auf Sclaven im Sudan, welche die Bewunderer Mehmed Ali's Recrutirung im Sudan nannten, vernünftiges Maß in den Staatsausgaben und der Civilliste. Es scheint eine geräuschlose Regierung eines aufgeklärten und humanen Absolutismus werden zu wollen, der jedenfalls bessere Früchte tragen wird als die frühere französische Idee, ein Land durch seine Armee civilisiren zu wollen.

Ob die Reformen nachhalten werden? Der Despotismus, selbst der in reinster Absicht geübte, bietet keine Garantien, da ein Machtspruch des Nachfolgers das ganze staatliche und sociale Gebäude, das der Vorgänger in einer langen, thaten- und mühevollen Regierung erbaut hatte, über den Haufen werfen kann.

Nicht nur die Eisenbahn zwischen Cairo und Alexandrien, deren Bau wir sahen, sondern auch die zwischen Cairo und Suez ist vollendet und seit einigen Jahren dem Betrieb übergeben worden.

10) Zu S. 46. Im Sommer werden dagegen im Delta Reis, eine andere Spielart Sorghum, Baumwolle (Gossypium herbaceum), Indigo, Aroideen, Sesam, Zwiebeln und Knoblaucharten gebaut. Die Banane ist kein Hauptnahrungsmittel und wird nur in Gärten bei Alexandrien und Cairo angepflanzt, wo sie $2\frac{1}{2}$ Jahre zur Reife braucht. Das Getreide wird mit Schlitten ausgetreten.

Der Fayum ist reich an Wein, Oliven, Feigen, Citronen und Orangen. Unsere Obstarten kommen schon in der Nähe von Alexandrien schlecht fort, liefern aber landein gar keinen Ertrag.

Man sprach Egypten häufig die Rebe ab und erzählte, daß sie bloß in's Holz gehe, weil die Wärme schon zu hoch wäre. Ich fand sie jedoch später selbst in den Tropen. Siehe Bd. III.

Der Garten in dem officiellen Rapport an den Kalifen ist jedoch als orientalische Hyperbel anzusehen; nach unserer anspruchs-

volleren Lebensanschauung würde es höchstens ein Küchengarten sein.

11) Zu S. 47. Möglicherweise ist es das einstige Terenutis.

12) Zu S. 52. Artemia salina. Dieses Thierchen erregte schon lange die Aufmerksamkeit der Bewohner von Lymington in England, wo es im Salzwasser lebt, das durch die Verdunstung einen hohen Grad von Concentration erlangt hat und dort Brineworm und Pekelworm heißt; später wurde es in den Salzteichen bei Montpellier, von Pallas in Sibirien, von Rathke in der Krim gefunden. Wahrscheinlich ist es dieselbe oder eine nahverwandte Species, die in den salzhaltigen Seen und Teichen von Nord- und Innerafrika von Reisenden gefunden und als Fezzanwurm beschrieben wurde. Aber auch in der südlichen Hemisphäre lebt dieses Thier unter ähnlichen Verhältnissen; während meines Aufenthaltes in Australien theilte mir Mr. King in Sydney mit, daß er es bei Paramatta in Neusüdwales in concentrirtem Seewasser gefunden hatte.

Die drei andern Thiere, die nur mit dem Mikroskop wahrnehmbar sind, habe ich als Microglena salina, Peridinium bicorne, Peridinium inerme im VII. Bande der Denkschriften der Wiener Akademie beschrieben.

13) Zu S. 71. Die Menge der aus dem Sudan nach Egypten eingeführten Sclaven soll sich unter der Regierung Abbas Pascha's noch auf 5000 jährlich belaufen haben. Die Einfuhr von weißen Sclaven war gering und beschränkte sich auf die Vollzähligerhaltung der Harems der Reichen. Diese Ziffer war zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes der Griechen eine sehr bedeutende, als Mehmed Ali die Beruhigung der aufständischen Länder übernahm und sein wackerer Stiefsohn Ibrahim Pascha mit Feuer und Schwert die Civilisationsidee in Morea illustrirte. Bei der Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands war stipulirt worden, daß die als Sclaven verkauften Griechen in Freiheit

gesetzt werden sollten. Merkwürdigerweise machten von den in den Harems befindlichen Frauen nur wenige Gebrauch von der wiedererlangten Freiheit und zogen es vor, in den einmal gewohnten Verhältnissen zu bleiben.

Zur Zeit unserer Anwesenheit in Egypten war das Geschäft in weißen Sclaven auf die Tscherkessen beiderlei Geschlechts beschränkt und kann nicht groß gewesen sein, da Lee, der lange in Egypten lebte, die Zahl der polygamischen Ehen in den dreißiger Jahren auf fünf Procent anschlug. Diese Ziffer vertheilt sich aber (allerdings in einer ganz unbekannten Weise) auf die freien Frauen, auf die weißen und farbigen Sclavinnen.

14) Zu S. 72. Ghavaghi oder Khawageh ist gegenwärtig die Bezeichnung für alle Fremden, soll aber ursprünglich Handelsmann bezeichnet haben.

Zu S. 74. Haschisch heißt nicht allein Opium, sondern auch der Extract von Hanfstengeln führt diesen Namen. Er wird eben so genossen, hat aber noch weit zerstörendere Nachwirkungen als das Opium.

Zu S. 100. Ueber die socialen und politischen Zustände des alten Egyptens, auf die ich nicht eingehen kann, verweise ich auf Wilkinson's The ancient Egyptians, 2 Vol., das durch seine zahlreichen Illustrationen schon allein ein Bild des alten Egyptens liefert.

15) Zu S. 102. Die beiden Formen Euplotes striatus E. und Brachionus Mülleri E. sind von Ehrenberg auch im Meerwasser bei Wismar beobachtet worden. Die Beschreibung der neuen Formen siehe in meiner Abhandlung: Zur Naturgeschichte Egyptens.

16) Zu S. 142. Der höchste Punkt der Vermessung auf dem

Isthmus von Suez liegt 16 Meter hoch. Napoleon hatte 1799 zuerst die Idee, den alten Pharaonencanal wieder herzustellen. In neuerer Zeit wurde der Canal mehrmals projectirt, doch immer nur als Verbindung mit dem Nil. Die Idee des Durchstiches der Landenge gehört der neuesten Zeit an. Die kürzeste Linie zwischen den beiden Meeren beträgt 16 deutsche Meilen.

1847 wurde der Isthmus auf's Neue nivellirt, da die Zweifel in die Richtigkeit der französischen Vermesser vom Jahre 1799, denen zufolge das Rothe Meer 30 Pariser Fuß höher liegen sollte als das Mittelmeer, immer größer wurden. 1851 wurde auf Betrieb des Generalconsulats die Messung wiederholt, die aber gleiche Resultate lieferte. 1853 wurde das Nivellement abermals wiederholt, wie 1847 durch eine Commission österreichischer, englischer und französischer Ingenieure. Die mittlere Fluthhöhe ist bei Suez etwas höher, der Unterschied der höchsten Fluth 80 Centimeter. Der directe Canal hat den Vorzug vor dem durch den Nil, da im letztern Fall das Irrigationssystem gestört würde. Die geäußerte Furcht vor dem Versanden des Canals durch Flugsand kann nur von solchen Männern kommen, welche entweder gegen das Project sind oder die nicht wissen, was eine Baggermaschine leisten kann und in welcher Weise Hafenbauten an beweglichen Sanddünen gegen das Versanden geschützt werden.

Ein drittes Project, ursprünglich von Capitän Allen (A new route to India, London, Longmann 1855) ausgegangen, ist wegen seiner Kühnheit arg angegriffen und von mancher Seite sogar mit Hohn überschüttet worden. Sein Plan ist, die neue Wasserstraße durch den Busen von Akabah, östlich von der Halbinsel des Sinai, durch das Wadi el Arabah, das Todte Meer und den Jordan herzustellen. Es soll die Ebene von Esdraelon durchstochen werden und so die Wasserstraße in den Golf südlich von Jean d'Acre in's Mittelmeer münden. Es ist durchaus nicht unmöglich, da das ganze Fluß- und Seegebiet des Jordans und selbst der nördliche Theil des Wadi

eine bedeutende Depression unter dem Meeresspiegel darstellt. Das Todte Meer würde sich dann bis zum Niveau des Mittelmeeres füllen. Die hauptsächlichste Frage ist die Ermittlung der Höhe der Wasserscheide zwischen dem Todten Meere und dem Meerbusen von Akabah. Die in letzter Zeit aufgetauchten Vermuthungen in Folge der amerikanischen Expedition unter Lynch, daß das Todte mit dem Rothen Meer einst im Zusammenhang gestanden, wie jetzt noch die nordamerikanischen Seen mit dem Atlantischen Ocean, halte ich für sehr wahrscheinlich. Das Wadi el Arabah wäre dann nur das alte Flußbett, durch welches die Seen abgeflossen sind. Mit der Abnahme der Wassermenge, welche die Seen speisten, fiel ihr Niveau unter die Abflußöffnung so lange, bis die Evaporation mit der Menge des Zuflusses in's Gleichgewicht getreten war. Daraus erklärt sich auch der große Salzgehalt. Es wäre daher vor Allem zu ermitteln, welche Schwierigkeiten das Sateh, eine Bodenerhebung im Wadi, darbietet und ob sie nicht mit Leichtigkeit durchstochen werden könnte. Die Höhe wird zu 300 Fuß*) über dem Meeresspiegel angegeben. Das ganze Project beruht darauf, nicht nur eine Wasserstraße mit dem Mittelmeere herzustellen, sondern das Wasser desselben selbst in das Depressionsgebiet zu leiten. Zu diesem Behufe müßte nicht nur die Wasserscheide zwischen der Ebene von Estraelon und dem Jordanthale genau nivellirt werden, sondern ich würde auch ein Nivellement zwischen dem Thale des Leontes und dem See von Tiberias vorschlagen, da auf dieser Seite die Verbindung auf einem noch kürzeren Wege herzustellen wäre.

Allen's Idee fand wenig Beifall, selbst bei seinen Landsleuten, bei denen überhaupt geringe Theilnahme für das Project des Durchstiches herrscht. Die Gründe liegen sehr nahe, denn die Länder, welche

*) Die verschiedenen Angaben von Berton, Schubert und Roth haben offenbar verschiedene Punkte des Sateh wegen Mangels correspondirender Beobachtungen und Fixirung der Localitäten nur unvollkommen bestimmen können.

dadurch am meisten gewinnen, sind die Mittelmeerstaaten; Constantinopel, Athen, Triest, Genua und Marseille würden durch diese directe Verbindung den größten Vortheil haben. So ist es von Constantinopel nach Bombay 1080 Meilen, um's Cap Horn dagegen 3660, während es von London 1860 auf dem directen Wege und 3570 um's Cap Horn ist. Die englische Regierung ist auf alle Eventualitäten gefaßt und hat die Schlüssel zum Thore der Gefahr bereits in den Händen. Es hat nämlich die Insel Perim, die schon zur Zeit der Occupation Egyptens durch die Franzosen besetzt worden war, auf's Neue in Besitz genommen und befestigt, wodurch die ganze Schifffahrt im Bereich ihrer Batterien liegen wird.

In Suez hat man in einer Entfernung von 1800 Meter vom Ufer die nöthige Tiefe von 8 Meter gefunden, in Pelusium in einer Entfernung von 2300 Meter, und in einer Entfernung von 750 Meter noch eine Tiefe von 5 Meter.

Die Länge des Canals soll $21\frac{1}{2}$ deutsche Meilen sein, bei einer Breite von 300 Fuß und 8 Meter Tiefe. Die kleinen Seen auf dem Isthmus sollen als innere Häfen oder Bassins benutzt werden. Die Kosten sind auf 160 Millionen Francs angeschlagen. Die Tiefe des Canals ist zu gering projectirt, da bei derselben nur Handelsschiffe von 2000 Tonnen passiren können, die Tendenz aber, große Schiffe zu bauen, immer größer wird.

17) Zu S. 167. Die Ausfuhr Adens besteht in Kaffee und Droguen, besonders Senna, Weihrauch und andern Harzen. Aloe kommt von Sokotorah herüber. Die Verbindungen mit Bombay, dem Persischen und Rothen Meere und der afrikanischen Küste werden jedes Jahr bedeutender und lebhafter.

18) Zu S. 170. In neuester Zeit hat man große Cisternen entdeckt, welche einstens alles Regenwasser von den benachbarten Bergen aufnehmen konnten, indem ein System von Canälen und Bassins, die seit Jahrhunderten verschüttet waren, in die Cisternen führte.

Klimatologisches

nach Ritter von Fridau's Beobachtungen.

Quellentemperaturen.

Ort.	Datum.	Stunde.	Quellen-temperatur Grad R.	Luft-temperatur Grad R.
In Griechenland:				
Pentelikon, 300 Fuß unter dem Gipfel	11. Januar	0 h	7,2	7,8
In Egypten:				
Syri-Kloster	12. Februar	10 h	12,9	15,1

Pruner fand das Wasser des Josephbrunnens in Cairo am 5. Mai 1846 in zwei Dritteln seiner Tiefe 16 Grad R., die des Cisternenwassers 16,8 im Mittel (Pruner, Egyptens Naturgeschichte und Anthropologie als Einleitung zu den Krankheiten des Orients, 1847), dagegen ist die Angabe der Temperatur des Josephbrunnens während der französischen Occupation 1799—1801 in 278 Fuß Tiefe mit 17,8 Grad angegeben. Ich bedaure, daß wir von dieser Differenz nichts wußten, als wir uns an Ort und Stelle befanden.

Die mittlere Jahreswärme Cairo's ist 17,85 Grad R.

Für Kenneh ist das Mittel der Jahrestemperatur nach Folsi $21^1/_4$ Grad R. Allerdings liegt es am Nordrande der Thebaide.

Die mittlere Jahrestemperatur Alexandriens ist nach den Beobachtungen Lesseps' in den Jahren 1834—35 aus acht Monaten $16^3/_8$ Grad R. Dies stimmt mit den Beobachtungen Russegger's überein. Die mittlerere Jahrestemperatur würde der Temperatur des Monats April entsprechen. Der wärmste Monat in Alexandrien ist der August mit 20 Grad R., der kälteste der Januar mit 14 Grad R.

Im Innern der Wüste und auf dem Isthmus soll die Temperatur im Winter bis — 2 Grad R. sinken. Am Saume der Wüste beobachteten wir selbst ein Sinken des Thermometers bis 3 Grad R. Siehe S. 148.

Bodentemperaturen in Egypten.

Ort.	Datum.	Bodentemperatur. Grad R.
Wadi el Natrum	11. Februar	14,3
Philae	10. März	22,4
Elephantine	12. „	17,4
Geziret Gamasu	20. „	18,8
El Minieh	5. April	18,3
Geziret Gizeh	13. „	19,4

Sämmtliche Messungen der Bodentemperatur wurden in drei Fuß Tiefe im Sande vorgenommen, und obwohl sie in jenen Breiten und meist in vegetationsleerem Boden kaum einen Schluß auf die Jahreswärme erlauben, hielt ich sie selbst als isolirte Daten für zu interessant, um sie mit Stillschweigen zu übergehen.

Beobachtungen
über
den Gang des Barometers und Thermometers
während der Reise in Egypten.

Die Beobachtungen sind mit zwei Barometern gemacht worden. Die Mehrzahl mit einem Gay-Lussac'schen Heberbarometer, dessen Correction — 0,083 Pariser Linien ist. Andere Beobachtungen sind mit einem Gefäßbarometer angestellt worden, dessen Correction + 0,036 Pariser Linien beträgt. Beide Instrumente sind von Kapeller, das erste mit Nummer 540, das zweite mit Nummer 552 bezeichnet. Wo bei der Beobachtung nicht die Nummer des Barometers beigesetzt ist, ist immer mit 540 die Beobachtung gemacht worden. Für die andern Fälle ist B. 552 beigesetzt.

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naſſ. Therm. Grad. R.	Barometerſtand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Alexandrien *)	1853						
Hotel d'Europe	31. Jan.	0h 40′	15,8	14,8		338,72	
	2. Febr.	0 30	17,0	15,0		338,07	
	2. „	3 30	17,0	16,0		337,58	
Alexandrien							
Said Paſcha's							
Garten . . .	5. „	4 10	13,5	14,0		338,40	
	5. „	20 30	14,5	14,0		339,25	
	6. „	0 30	15,0	18,0		340,01	
Mahmudie-							
canal	6. „	19	13,5	8,2	8,0	340,15	
Hou	7. „	2	15,3	14,0	10,7	340,32	
			15,0			340,52	B. 552
Nucle	7. „	10	13,0	9,1	8,2	340,48	
Abbiah . . .	7. „	19 30	10,5	5,8	5,6	339,98	
Schabur . .	8. „	2 30	15,3	15,1	11,4	339,71	
			16,0			339,72	B. 552
Tunub . . .	8. „	9 40	14,2	9,9	8,9	339,29	
		19	14,0	6,0	6,0	338,67	
Abutſchei . .	9. „	2	16,0	18,5	11,0	338,51	
			16,0			338,25	B. 552
Nadr	9. „	10	15,0	11,8	10,1	338,14	
		19	14,5	11,5	10,2	337,48	
Ixai	10. „	2	15,2	17,0	12,2	337,25	
Terraneh . .	10. „	10	15,0	10,8	9,5	337,83	B. 552

*) Für Alexandrien ergaben ſchon die Beobachtungen Rüppel's und Ruſſegger's in den Wintermonaten einen mittlern Stand von 338,08 Pariſer Linien. Nach ihnen ſollen ſich ſchon regelmäßige Wendeſtunden ergeben und die doppelte Ebbe und Fluth des Luftmeeres innerhalb 24 Stunden iſt ſchon bemerkbar, wenn auch noch nicht ſo markirt wie zwiſchen den Wendekreiſen.

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naß. Therm. Grad R.	Barometerstand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Correspondirende Beobachtungen des Baron v. Königsbrun in Terraneh . .	11. Febr.	2h	17,0	19,1	13,3	338,62	B. 552
		9	17,0	13,0	11,0	338,20	B. 552
		19	11,0	8,0	7,4	338,82	B. 552
	12. „	2	15,0	15,4	11,4	337,30	B. 552
		9	16,0	9,4	8,4	338,00	B. 552
		19	11,0	10,1	9,3	337,70	B. 552
Höchster Punkt der Straße in der Hügelkette vor dem Wadi el Natrun . .	11. „	2	18,8	16,8		337,17	
Wadi el Natrun, Baracke am See . . .	11. „	9	15,5	14,2	11,0	340,06	
		19	9,8	9,4	8,5	339,85	
			9,0			339,86	
			10,1			339,92	
	12. „	2	17,2	16,9	10,6	339,58	
Kloster der syrischen Maria	12. „	9 30′	16,0	12,9	10,6	339,46	
			15,6			339,36	
Tiefster Punkt zwischen den zwei südlichen Seen	12. „	19 45	11,2	10,1		339,19	
Terraneh . .	13. „	10	15,7	14,6	8,9	338,67	
	13. „	20	15,8	12,8	11,8	339,70	

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naß. Therm. Grad R.	Barometerstand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Dureh	14. Febr.	2^h	16,5	16,3	12,2	339,61	unsicher
Großer Nilbauch	14. „	10	12,0	9,4	8,2	340,16	
		19 30′	12,0	8,4	7,6	340,22	
			9,3			340,11	
			8,2			339,98	
			8,0			339,87	
			10,0			339,84	B. 552
			9,1			339,67	
			8,4			339,63	
			8,4			339,72	
Bulak	15. „	10	16,5	12,2	10,2	339,60	
		19	13,0	10,1	9,2	338,96	
			12,8			338,89	B. 552
	16. „	10 30	16,1	12,0	9,7	338,53	
		19 30	13,0	9,1	8,2	338,01	
Tamur . . .	18. „	2	18,3	19,8	13,2	336,45	
		3 30	19,5	20,4	11,8	336,70	
Schach Odman	18. „	10 15	18,0	15,8	10,5	336,50	
		18	20,0	12,6	10,3	337,19	
		22 30	20,0	27,0	15,3	338,00	
	19. „	0	24,0	29,1	16,0	338,05	
		2	25,5	29,6	16,4	337,80	
		5 30	25,0	23,5	16,0	337,52	
Durfei . . .	19. „	10 30	19,0	15,8	12,1	338,46	
		18 20	18,5	13,8	11,5	339,11	
		21	18,0	20,0	14,0	339,97	
Benisuef . .	19. „	18	17,5	11,6	10,9	339,66	
		19	15,5	11,8	11,1	339,58	
			15,8			339,33	B. 552
Abassieh . . .	20. „	22 30	17,0	16,3	14,2	340,02	
			17,1			339,75	B. 552

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des nass. Therm. Grad R.	Barometerstand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Bibeh	21. Febr.	2h	19,0	20,5	15,7	339,46	
El Feschmé .	21. „	5	20,5	20,0	15,4	339,10	
			20,3			338,85	B. 552
Hanosala . .	21. „	18	21,0	12,0	11,8	338,34	
Minieh . . .	22. „	2	22,0	22,2	16,5	337,45	
Nugole Sanne	22. „	10	19,0	15,4	13,2	337,18	
		19	20,5	11,0	10,7	337,12	
Benihassan .	23. „	1	21,6	24,6	19,2	336,93	
			22,1			336,69	B. 552
		8 20′	17,4	17,0		336,93	
		9	20,1	19,6	16,0	336,07	B. 552
Schatama . .	23. „	19	15,0	10,9	9,8	336,60	
Garundor . .	24. „	2	23,8	27,7	16,2	336,37	
Bajadii . . .	24. „	10	19,0	17,1	11,0	336,39	
		18 30	19,5	18,0	12,0	336,43	
			18,0			336,25	
Melavi . . .	25. „	2	24,3	23,1	16,1	336,40	
			23,8			336,19	B. 552
		4 30	24,0			336,23	
		10	19,8	17,4	13,6	336,44	
		18	19,0	18,0	13,1	336,85	
		20	19,2	21,1	14,1	337,17	
		22	21,8	22,2	15,7	337,43	
El Massarah	26. „	0	23,0	23,6	15,9	337,46	
		2	24,3	28,4	16,2	337,21	
Amarneh . .	26. „	7 30	20,8	19,2	14,0	337,70	
Abufeda . . .	26. „	18	18,0	12,5	12,1	338,29	unsicher
Monfalut . .	26. „	22	17,2	16,8	13,7	338,46	
		23	18,2	18,8	14,7	338,38	
El Hami . .	27. „	5 30	21,6	20,8	14,8	337,33	
Assiut	27. „	6 30	21,0	19,2	12,4	337,43	
		10 30	17,0	12,2	10,3	337,38	

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naff. Therm. Grad R.	Barometerstand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Radschadschne	27. Febr.	18h	20,2	11,4	10,3	337,15	
Gebel el Haridi	28. „	2	19,0	21,0	14,5	336,88	
Schardanil .	28. „	5	19,6	19,7	12,7	336,52	
Achmin . . .	28. „	10	16,8	12,1	9,5	336,73	
Adschasadsche	28. „	18	13,4	8,8	7,8	336,62	
Munschie . .	28. „	22	12,5	12,7	10,2	337,03	
Girgeh . . .	1. März	2	17,4	19,0	13,0	336,40	
Saschleb Abul Sabad . . .	1. „	10	17,5	13,8	10,5	336,60	
Rulsie	1. „	19	13,0	8,6	8,2	336,66	
Ufer bei Kenneh	2. „	10	18,5	17,2	11,6	336,14	
Nda gegenüber v. Kenneh	2. „	18	16,7	12,5	9,9	336,28	
	3. „	15 30′	11,5	11,0		336,09	
	4. „	9	20,0	17,2		336,38	
Alrad	5. „	2	22,0	24,1	15,2	335,83	
			23,0			335,87	B. 552
		10	20,5	18,8	12,9	335,75	
		11 20	19,0	19,6	11,4	336,00	
Schorafi . .	5. „	18	18,5	13,4	11,4	335,77	
Negede . . .	6. „	2	21,5	22,2	15,9	335,67	
Luxor	6. „	18	18,0	13,8	10,4	336,01	
Ernaut . . .	7. „	2	18,5	19,4	11,0	335,70	
Esne	7. „	10	17,2	12,0	7,8	335,69	
Edfu	8. „	2	18,0	17,8	9,9	335,64	
Silsilis . . .	8. „	11	16,0	12,9	7,6	335.98	
Seba	8. „	18	13,5	9,2	6,0	336 33	
	9. „	2	17,8	17,6	9,9	336,42	
Krawanieh .	9. „	10	16,5	13,4	7,5	336,57	
		18	13,5	7,6	4,7	336,51	
Philae . . .	10. „	6 30	17,8	15,8		335,35	

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naſſ. Therm. Grad R.	Barometerſtand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Inſel Elephantine	11. März	10 h 30′	17,3	14,5		335,88	
Aſſuan . . .	12. „	10	20,0	18,9	9,6	335,10	
Inſel Elephantine	13. „	7	21,5	16,0		335,14	ſtürmiſch
		10	18,0	14,5		335,70	
Aſſuan . . .	14. „	3	19,2	19,6	10,1	335,61	
		10	17,5	15,0	8,8	336,03	
		18	15,7	12,6	8,6	335,50	
Komombu . .	15. „	10	20,0	15,9	11,9	335,24	
		18	15,2	12,8	9,2	335,56	
Silſilis . . .	16. „	18	15,0	13,6	8,8	335,30	
	17. „	18	15,0	10,7	8,5	335,37	
	18. „	2	19,4	20,6	10,8	334,90	
Edfu	19. „	2	23,5	25.0	16,2	335,30	
Elkab	19. „	10	20,3	15,0	9,8	335,57	
Salinieh . .	20. „	2	23,3	24,0	14,2	336,23	
		6	22,3	19,8	13,0	336,47	
Luxor . . .	20. „	18	15,5	11,0	7,8	336,62	
	21. „	2	23,3	24,2	15,6	336,48	
		10	19,5	15,2	10,8	336,37	
		18	16,0	11,4	9,7	336,20	
	22. „	0 30	16,1	19,0		336,37	
		2	22,8	25,4	16,3	335,85	
		18	17,3	12,6	8,9	335,27	
	23. „	3 50	24,0	24,8		335,82	
		10	24,0	19,7	15,2	335,36	
		11	20,0	14,8		335,83	
		18	19,3	13,9	9,1	335,07	
	24. „	4 30	28,0	28,0	17,8	334,86	
Kenneh . . .	25. „	7	25,0	24,2	16,0	335,50	
		10	23,7	22,8	13,0	335,94	

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des nass. Therm. Grad R.	Barometerstand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Kenneh . . .	25. März	18^h	18,0	15,1	10,2	336,17	
Hau	26. „	2	25,0	27,2	16,0	335,73	
		10	21,7	19,2	12,5	335,98	
		18	16,6	13,3	9,6	336,15	
Girgeh . . .	27. „	2	24,3	25,2	15,0	335,79	
		10	21,6	18,4	11,6	335,65	
El Essern . .	28. „	3 30′	25,0	25,4	16,6	335,41	
Achmin . . .	28. „	18	18,5	13,1	10,0	335,40	
Sohaik . . .	29. „	2	23,8	23,8	14,4	335.72	
		10	19,3	17,6	11,6	336,49	
		18	14,5	9,6	7,1	336,87	
	30. „	3 30	21,2	20,8	11,2	336,87	
		10	18,5	13,4	10,4	337.65	
Sabulta . . .	30. „	18	13,8	9,5	8,0	336,95	
	31. „	2 30	21,3	22,8	13,8	336,48	
		10	20,0	18,2	11,7	336.47	
El Haridi . .	31. „	18	17,5	14,3	10,7	335,81	
El Katieh . .	1. April	2	24,5	26,6	14,5	335,23	
Scherab . . .	1. „	10	21,3	19,4	13,0	336,04	
Assiut	2. „	2 30	21,0	21,8	13,2	336,81	
		10	17,6	13,6	9,7	337,36	
Beni Hemlet	2. „	18	14,5	11,4	10,0	336,67	
Monfalut . .	3. „	2	19,3	19,7	13,1	337,34	
Abufeda . . .	3. „	10	19,0	17,1	11,3	337,58	
Sacha . . .	3. „	18	17,0	13,6	11,0	337,80	
Gebel Sarhaid	4. „	2	19,8	21,2	13,6	338,15	
Melavi . . .	4. „	10	17,8	15,1	9,5	338,64	
Suagitmesi .	4. „	18	15,0	10,0	8,3	338,50	
Linkes Nilufer gegenüber von Beni Hassan	5. „	2	18,5	20,6	13,9	338,37	
bei Ilhumu		5 10	20,6	11,5		337.88	

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des nass. Therm. Grad R.	Barometerstand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Linkes Nilufer gegenüber von Beni Hassan .	5. April	13h	15,0	8,2		337,28	
		20 30′	16,4	16,0		336,86	
	6. „	4 30	21,5	24,0		334,72	
El Kmir . .	6. „	6	21,5	20,8	13,0	334,84	Zwei Stunden danach Sturm.
Sawada . .	6. „	18	17,0	13,0	9,8	334,98	
Minieh . . .	6. „	21 30	16,2	14,4	9,9	335,58	
	7. „	0 30	16,0	14,0	10,5	335,38	
		2	16,1	14,9	11,5	335,40	
		10	17,2	13,5	10,8	336,60	
Echneh . . .	7. „	18	14,9	11,0	9,4	336,48	
Abugirge . .	8. „	2	18,2	18,9	12,4	337,03	
		10	16,0	12,2	8,4	338,05	
El Heba . .	8. „	18	13,2	9,3	7,2	338,56	
Beni Suef .	9. „	2	19,5	20,9	14,2	339,14	
Atfieh . . .	9. „	10 40	18,8	14,6	11,2	339,19	
Rega	9. „	18	16,2	10,6	9,6	339,49	
Assafalud . .	10. „	10	19,5	17,0	13,2	339,32	
Pedreschin . .	11. „	10	19,0	17,3	11,6	338,09	
Insel Sacul bei Gizeh . .	11. „	20	16,5	16,0		337,36	
	13. „	2	20,2	22,1	16,3	338,01	
		4	22,2	20,0		337,98	
		10	18,3	16,0	11,8	338,93	
		19	14,5	13,0		339,55	
		23 30	18,2	20,4		340,29	
	14. „	10	17,5	14,8	11,4	340,03	
Cairo: Hotel d'Orient erstes Stockwerk . .	17. „	4	19,8	25,5		335,25	

Ort.	Tag.	Stunde.	Temperatur des Barom. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des nass. Therm. Grad R.	Barometerstand in Par. Linien.	Anmerkungen.
Cairo *) Hotel d'Orient erstes Stockwerk . .	19. April	4h	21,5	22,5		337,85	
Suez	2. Mai	12 50'	17,6	14,0		337,80	
		20	17,2	17,0		337,75	
	4. „	19 30	17,0	18,0		337,95	
	6. „	19 10	18,2	17,8		337,50	

Feuchtigkeitsverhältnisse.

Ueber die Frage, ob es jetzt im Delta mehr oder weniger regne als früher, herrscht noch immer Streit. Es gehören dazu langjährige Beobachtungen.

In Suez regnet es beinahe jedes Jahr, aber nur wenige Male und kurze Zeit, vielleicht einmal eine Viertelstunde. In den letzten Jahren regnete es einmal so viel, daß das gesammelte Wasser den 3000 Bewohnern auf vier Monate diente. Während des Druckes des Buches erfahre ich, daß im Frühling (1860) die Erdbauten der Eisenbahn in der Wüste zwischen Suez und Cairo durch einen Regen stark beschädigt wurden.

In Cairo steigt während des Chamsim der Thermometer bis auf 44 Grad Celsius. Der Wind geht dabei oft durch die ganze Windrose binnen 24 Stunden; die Trockenheit der Luft erreicht dann einen solchen Grad, daß alle hölzernen Geräthe schwinden und Risse be-

*) Für Cairo fand Coutelle in elf Monaten den mittlern Barometerstand 336,2 Pariser Linien. Den mittlern Stand nach den sechsjährigen Beobachtungen von Destouches notirt er um ungefähr 1 Pariser Linie höher, 760 Millimeter. Russegger's Mittelstand für die Wintermonate ist 338,5 Pariser Linien.

kommen. Längere Regen in Cairo nennt Pruner sehr bezeichnend geschichtliche Ereignisse. Er beobachtete selbst 1832 einen dreitägigen Regen. 1824 regnete es in Cairo sogar acht Tage.

Die Regen reichen als seltenes Phänomen noch südlicher als Cairo. Pruner führt an, daß Folfi in einem Jahre drei leichte Regen von kurzer Dauer nach Sonnenuntergang beobachtet hatte. In der Thebaide soll es ungefähr in zehn Jahren einmal und noch seltener in Philae regnen; solche Regen sind dann gewöhnlich heftig und mit Gewittern begleitet. Durch einen solchen sind die Malereien in einem von Belzoni aufgefundenen Grabe fast zerstört.

Die größte Trockenheit beobachteten wir am 1. April, wo der Unterschied zwischen dem trockenen und nassen Thermometer 12,1 Grad R. betrug; der trockene stand auf 26,6 Grad, der nasse Thermometer auf 14,5 Grad.

Die detaillirte Darstellung des Zusammenhanges sämmtlicher klimatologischer Verhältnisse so wie die Beobachtungen über den Erdmagnetismus werden von Ritter von Fridau in einer besondern Schrift erfolgen.

Summarische Uebersicht der Arbeiten über die Fauna der mikroskopischen Thierformen Griechenlands und Egyptens.

Die Zahl der beobachteten Formen beträgt 128 Species mikroskopischer Organismen. Eine sehr kleine Ziffer für das untersuchte Territorium. Von diesen sind 8 ausschließlich in Athen beobachtet worden, so daß die Zahl der egyptischen nur 120 beträgt. Dieses Verhältniß entspricht aber vollkommen den übrigen Thierclassen. In allen herrscht, sowie im Pflanzenreiche, eine auffallende Armuth der Species bei großen Massen.

Nach den Classen vertheilt sich die Ziffer von 128 in folgender Weise:

73 Infusorien, davon sind
19 Agastrica, und zwar:
7 Vibrioniden,
4 Volvocinen,
8 Astasiäen;
54 Polygastrica, und zwar:
15 Monadinen,
4 Cryptomonadinen,
3 Cyclidinen,
5 Peridinäen,
5 Enchelinen,
2 Colepinen,
6 Trachelinen,
1 Aspidiscine,
6 Colpodäen,
5 Oxytrichinen,
2 Euplotäen;
3 Rhizopoden, und zwar:
2 Amöbäen,
1 Arcelline;
2 Anthozoen, und zwar:
2 Hydrinen;
11 Bryozoen, und zwar:
10 Vorticellinen,
1 Ophrydine;
27 Räderthiere, und zwar:
1 Ptyguride,
8 Hydatinäen,
4 Euchlanidoten,
4 Philodinäen,
10 Brachionäen;
3 Strudelwürmer;
9 Crustaceen, und zwar:
5 Copepoden,
3 Daphniden,
1 Branchiopode.

Der absoluten Zahl nach sind die Familien der Monadinen und der Brachionäen am stärksten vertreten, indem die ersten über $1/_8$, die letzten noch $1/_{13}$ der Gesammtzahl bilden. Wird aber das Verhältniß der beobachteteten Formen zur Gesammtzahl der respectiven Familien betrachtet, so erscheinen die Brachionäen als die am stärksten repräsentirten.

Unter diesen 128 Species sind 39 neue, also nahezu $1/_3$. Sie vertheilen sich in die einzelnen Classen in folgender Weise:

18 Infusorien,
1 Rhizopode,
4 Bryozoen,
1 Turbellarie,
12 Räderthiere,
3 Crustaceen.

Die neuen Formen vertheilen sich auf die Familien in folgender Weise:

Alle Daphniden und Peridinäen sind neu; von den Philodinäen $^3/_4$; von den Brachionäen und Amöbäen $^1/_2$; von den Enchelinen, Oxytrichinen und Vorticellinen $^2/_5$; von den Monadinen $^1/_3$; von den Astasiäen, Hydatinäen und Euchlanidoten $^1/_4$; von den Trachelinen und Colpodäen $^1/_6$.

Die übrigen Familien lieferten keine neuen Species.

Die häufigsten Species sind: Euglena viridis E., Cyclidium glaucoma Müller, Oxytricha pellionella E., Trichodina grandinella E., Vorticella hamata E., Notommata Syrinx E. und Arthracanthus quadriremis Schm.

In größter Zahl, so daß grüne, rothe und graue Färbungen entweder ausschließlich oder theilweise durch sie erzeugt wurden, fanden sich Syringogyra viridis Weisse,*) Chlamidomonas pulvisculus E., Euglena viridis E., Chlorogonium euchlorum E., Doxococcus ovalis Schm., Uvella virescens Bory, Glenomorum aegyptiacum Schm., Microglena monadina E. und M. serpens Schm,. Trachelomonas volvocina E., Paramecium aurelia Müller, Brachionus Pala E., Brachionus urceolaris E. und Brachionus latissimus Schm.

Siehe Schmarda: Zur Naturgeschichte Egyptens. In den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften zu Wien, VII. Band.

*) Eigentlich eine mikroskopische Alge.

Ceylon.

Erstes Capitel.

Erster Anblick von Ceylon. — Ueberschwenglichkeiten alter und neuer Berichterstatter. — Proben der Ethnographie und Industrie. — Fort Galle. — Unrichtige Etymologie. — Ein Häuptling. — Zollhaus. — Elephantiasis. — Cinnamon Gardens. — Der Cocoswald. — Anblick des Landes.

Wie in einem aufgestörten Bienenstock sah es am 20. Mai am Bord des Hindustan aus; wir näherten uns Ceylon, wo die große Reisegesellschaft aus einander gehen und die Mehrzahl ihre Reise in andern Dampfern fortsetzen sollte; denn Galle ist der große Rendezvousplatz der Oriental-Company im indischen Ocean. Die Hauptlinie setzt sich über Madras nach Calcutta fort und Seitenlinien gehen nach Bombay und nach Singhapure, wo sich eine Zwischenlinie von Calcutta, die holländischen Postdampfer nach Java, die spanischen nach den Philippinen und die viel wichtigern nach den chinesischen Häfen anschließen. Diese Linien werden zweimal im Monat befahren. Eine andere Linie, auf der damals nur jeden zweiten Monat ein Dampfer verkehrte, war die nach Australien, welche Swanriver, Südaustralien, Victoria und zuletzt Neusüdwales berührt, und durch Colonialdampfer mit Van Diemensland und Neuseeland in unmittelbare Verbindung tritt. Eine letzte Linie verkehrt endlich zwischen

Galle und Port Louis auf Mauritius. Die Dampfer von zwei andern Compagnien begannen zu concurriren und unternahmen directe Fahrten um's Cap nach Calcutta und Australien. Es war also schon im Jahre 1853 ein Netz von Dampflinien über die östliche Erdhälfte gelegt und Alles vorbereitet, Sydney über die Südseeinseln mit Panama zu verbinden, als der Krimkrieg alle Combinationen störte und diese mercantilen Dampfflotten für den Transportdienst in Anspruch nahm.

Nach dem Frühstück erschienen die Passagiere in zahlreichen Gruppen am Vordertheil, die Officiere verglichen die Karten mit ihren letzten nautischen Berechnungen, große Collis und Gepäcksstücke begannen sich im mittleren Theile des Schiffes aufzuthürmen. Um 11 Uhr wurde eine kleine dunkelblaue Wolke zwischen dem hellern Blau des Himmels und des Meeres sichtbar, der Samanala oder Adamspic, die deutlicher wurde, als der dahinter liegende Bergstock über den Horizont trat; das Vergnügen dieses Anblicks dauerte nicht lange, denn der Südwestmonsum trieb immer größere Wolkenmassen gegen die Bergabhänge und verhüllte sie bald vollständig. Gegen 2 Uhr bekamen wir jedoch die andern und nähern Landmarken zu sehen, den Leuchtthurm, dann das Fort von Galle, an dessen dunkeln Bastionen die weiße Brandung hoch aufspritzte und endlich die grünen Gestade.

Da lag sie nun vor uns, die schöne immergrüne Insel, das feenhafte Taprobane, [1]) ein Wunderland in der sagenreichen Geschichte des Orients, von dem die ältern Geographen erzählten, daß in dem Berglande ein König herrsche, der statt des Auges einen großen flammenden Edelstein im Kopfe trage, und Dioskorides sagte, daß hier die Vögel sprechen und die Menschen gespaltene Zungen hätten. In diesen Berichten liegt ein Aus-

malen und Symbolisiren des wirklich Vorhandenen: der König mit dem glühenden Karfunkelauge sollte nur den Reichthum an Edelsteinen, die sprechenden Vögel des Dioskorides Papageien und die gespaltenen Menschenzungen die orientalische Doppelzüngigkeit bedeuten. Dieses erscheint Alles noch erklärlich neben den Ueberschwenglichkeiten moderner Berichterstatter, die in den Lüften wimmernde Stimmen und das Seufzen des Erdgeistes hörten, dessen Athmungslöcher im Innern der Insel liegen sollten. Ein deutsches Tageblatt schildert noch 1830 Ceylon als das Land der Teufel und der Wunderglaube steckte sogar gelehrte Gesellschaften an, in denen Berichte von singenden Muscheln gelesen und von Elie de Beaumont sogar bewiesen wurde, daß der Bergstock im Innern ein auf die Erde gefallener Mond ist. [2]) Ich kann dem wißbegierigen Leser von vornherein versichern, daß ich während eines achtmonatlichen Aufenthaltes die Insel reizend schön fand, daß aber auf ihr Alles mit natürlichen Dingen zugeht, obwohl das Zeitalter des Tischrückens und der Geisterklopferei für die Insel grade anbrach und den Leuten die Köpfe verdrehte wie an andern Orten. Sogar von den Bäumen, die täglich gemolken werden und von deren Milch selbst geistreiche Schriftsteller zwar nicht getrunken haben, aber doch entzückt sind, kann ich nun versichern, daß ein kleiner Irrthum in pflanzengeographischen Daten die Kuhbäume auf die wundervolle Zimmtinsel versetzt hat. [3])

Je näher wir kommen, um so lachender wird das Grün, von dem sich einzelne Theile durch Farbe und Masse abzuheben beginnen. Zuerst die Kronen der Cocospalmen, die im Winde flattern, dann große kuppelförmige und dunkelgrüne volle runde Baumkronen, die wir nach unserer Landung als Brotfrucht- und Mangobäume erkannten. Wie die Umgebung deutlicher

wurde, traten einzelne Häuser und Hütten im Dämmerlicht des Palmenwaldes hervor und Gruppen von Menschen, die sich am Ufer gesammelt hatten, wurden sichtbar. Der Hafen ist ein ovales Becken mit überwiegendem Breitendurchmesser, wenig geräumig für einen Platz von solcher Bedeutung. Wir dampften langsam durch die Einfahrt, welche durch Korallenriffe und Untiefen verengt ist und an welchen der Monsum die Wogen in einer heftigen Brandung brach. [4]) Der vordere Theil des Decks war geräumt worden, um die Officiere, welche die Compaßrichtungen nahmen, nicht zu stören, das Gespräch stockte, das laute Zählen und Ausrufen der Meerestiefen in Art eines Monotongesanges durch einen alten Seemann, der fortwährend mit dem Senkblei maß, das Geräusch der Maschinen und das Tosen der Brandung waren die einzigen Laute. In der Nähe der Magazine der Dampfschifffahrtscompagnie wird die Maschine angehalten und der Anker fällt rasselnd in die Tiefe.

Eine Flotte kleiner Bote rudert auf unser Schiff zu; alle sind ausgehöhlte Baumstämme und zur Vergrößerung ihrer Stabilität mit einem Ausläufer versehen; dieser besteht aus zwei Balken, welche über den Vorder- und Hintertheil des Schiffes hinausreichen und durch einen langen Querbalken mit einander verbunden sind. Die Bote fliegen trotzdem leicht und schnell über den Wasserspiegel unter dem Schlage kurzer Ruder, an deren Enden ein ovales Brettchen befestigt ist. In einem Nu ist das Schiff geentert und eine Schaar dunkelbrauner halbnackter Gestalten stürzt sich auf das Deck.

Vorwaltend sind die schmächtigen Singhalesen mit kleinem Kopf und zierlich gebauten Händen und Füßen; sie tragen ihr langes schwarzes Haar in einen Zopf geflochten, der am Hinterhaupt durch einen großen Schildpattkamm festgehalten wird;

ihr Oberkörper ist mit einer offenen kurzen weißen Baumwolljacke bekleidet oder nackt, von den Lenden bis zu den Knöcheln reicht ein langes weißes oder buntfarbiges Stück Baumwollzeug, das wie ein Weiberrock umgeschlagen wird, es ist der Combai, das Nationalkleid des Singhalesen. Dieses Kleid, die kleine zierliche Statur, der große Zopf mit dem Kamm geben den Männern ein komisches Aussehen; sie kamen mir vor wie Frauen, welche sich aus Scherz einen Backenbart umgebunden haben. Kräftiger und ernster sehen die Indoaraber, von den Engländern Moormen (Mohren) genannt, aus; sie verfallen in das andere Extrem, denn statt des urwüchsigen Zopfes haben sie den Kopf geschoren und bedecken ihn mit einem Turban oder einer anliegenden rothen Kappe; sie tragen einen weißen Kaftan und Beinkleider aus Calico. Auch einige Malabaren kamen an Bord, nur mit einem Turban und Lendenschurz bekleidet, und einer hatte sogar seinen Anzug bis zur Idee reducirt, denn er trug nur ein Säckchen und einen Bindfaden um die Lenden. Diese rückschreitende Metamorphose in der Bekleidung war dem alten Quartermaster, welcher die Rolle des Censor morum mit Catonischer Strenge und dem Endstück eines dicken Schiffstaues handhabte, zu viel und er trieb mit einigen wohl angebrachten Hieben seines curulischen Abzeichens den Träger der Paradieslivree über das Bollwerk des Schiffes.

Die meisten Eingeborenen brachten Gegenstände zum Verkauf, welche im Kleinen ein Bild oder wenigstens einen Auszug der Natur- und Industrieerzeugnisse der Insel liefern. Die Araber bieten rohe, geschliffene und gefaßte Edelsteine, Korallen und kleine Conchyliensammlungen zum Verkauf. Die Singhalesen haben eine Auswahl von Kästchen, Etuis aus den kostbaren Hölzern der Insel oder aus Elfenbein, Federhalter aus

den Stacheln des Stachelschweins, Beutel, Matten und Cigarrentaschen aus gefärbtem Stroh, Arm- und Halsbänder, geschnitzte Elephanten aus Ebenholz, Brillenschlangen und Götzenbilder aus gebranntem, bunt bemaltem Thon, Elephantenschwänze, Leopardenhäute, Sonnenschirme aus Bambus und lackirtem Papier (eigentlich ein chinesischer Artikel), Spazierstöcke aus der Zimmtstaude, roh oder gelb lackirt, Briefbeschwerer aus Elfenbein und andere Dinge. Die ärmsten, die weder Capital noch Credit haben, um diese Herrlichkeiten in Commission zu erhalten, handeln mit Früchten. Mango, Orangen von der Größe eines Kinderkopfes bis zu der eines kleinen Apfels, mit röthlichem oder gelbem Fruchtfleisch, mit bitterm und süßem Geschmack, Bananen, Papaya, Ananas und Anonen (Custardappel der Engländer) sind in Fülle vorhanden; aber mitten im Ueberfluß des Paradieses sehnt sich eine Dame wie einst Eva nach Aepfeln.

Wir waren in diese neue Umgebung so vertieft, daß wir die erste günstige Gelegenheit, an's Land zu gehen, um uns Zimmer im Resthouse [5]) zu sichern, versäumt hatten. Diese waren von den Weiterreisenden, die sich danach sehnten, dem Kohlenstaub an Bord zu entgehen und eine Nacht am Lande zu schlafen, in Besitz genommen worden.

Der Weg vom Hafen zum Fort ist kurz und schattig. Das Fort bietet in seinem Aeußern wenig Bemerkenswerthes außer den Spuren des Klimas; die Wälle und Bastionen sind aus gebrannten Ziegeln erbaut, sehen aber schwarz und feucht aus und sind mit einer reichen Kryptogamenvegetation bedeckt. Ueber dem finstern Thorweg ist ein Hahn und die Jahreszahl 1640. Die Häuser im Fort sind aus gebrannten Ziegeln erbaut und weiß getüncht, sie haben durchweg nur ein Erdgeschoß und schwere Ziegeldächer, die weit vorspringen und einen von höl-

zernen oder gemauerten Säulen getragenen Porticus, die Veranda, beschatten; Thüren und Fenster sind offen, die Fenstergläser werden aber allgemein durch Fensterläden aus Brettern oder Jalousien vertreten. Die Küche ist vom Wohngebäude getrennt hinter dem Hause. In den größern Häusern sind die Zimmer groß und hoch und in den Gesellschaftszimmern hängt überall die Punka (siehe Seite 160). In manchen Häusern wird die Zimmerdecke durch eine getheerte, an der dem Innern zugewendeten Seite weiß getünchte Leinwand vertreten; in andern fehlt sie ganz und das Sparrenwerk des Daches bildet dann die Decke. Dies kommt jedoch in den von Europäern bewohnten Häusern selten vor, denn der Engländer liebt es, selbst seiner provisorischen Behausung ein wohnliches Aussehen zu geben.

Kinder und Hunde spielen in den Straßen, große und kleine Jungen verlangen Geschenke und erbieten sich dagegen zu kleinen Diensten; sie haben dafür eine stehende Formel, sie begehren nie weniger als einen Sixpence. Frauen stehen neugierig in den Veranden. Die einheimischen sind in weiße Jacken gekleidet, die sich von jenen der Männer nur durch eine gelegentliche Krause und den Umstand unterscheiden, daß sie am Rücken offen sind. Der übrige Körper ist in den weißen Comboi gehüllt, welcher zu den europäischen glockenförmigen Frauenkleidern, die wie unsere Zeit Alles nivelliren, den entschiedensten Gegensatz bildet, da er in seiner Stärkemehllosigkeit und dem Mangel jedes Gerüstes sich eng anschmiegend, alle Formen individualisirt.

Auf dem Rückwege begegneten wir einem Singhalesen im weißen Musselinkleid, einer Jacke mit ausgestopften Aermeln, ähnlich den Gigots aus den Dreißigerjahren, mit einer Art Barett auf dem Kopfe und einen ungeheuren Wulst von weißem Baumwollstoff um die Lenden, als wollte er sich den Magen ganz

besonders warm halten; ein Diener, welcher einen aufgespannten Sonnenschirm über ihn hielt, und einige Begleiter folgten, die letztern in bescheidener Entfernung. Die gravitätische Person mit dem Unterleibsturban ist ein einheimischer Häuptling.

Mit der plötzlich eingebrochenen Nacht kamen wir an Bord und kurz nach unserm Eintritt in den Salon brach ein Regen mit einer betäubenden Heftigkeit los. Ich war besorgt um unser Gepäck, das zum Theil schon am Deck lag; der wachhabende Officier versicherte mir zwar, daß er es mit einem getheerten Tuch hätte bedecken lassen; es war aber zu spät oder unvollkommen geschehen, wie ich des Morgens zu meiner Ueberraschung sah, denn einer meiner Koffer war bis auf das kleinste Stück seines Inhaltes durchnäßt worden.

Am andern Morgen wurde unser Gepäck im Zollhause gelandet, wo wir uns um 9 Uhr einfanden. Der mit der Amtshandlung betraute Zollbeamte ist ein Vollblutsinghalese und in jeder Beziehung ein würdiger Gegenstand für das Skizzenbuch; nur der Umstand, daß dieses Buch nicht illustrirt ist, rettet den Mann vor der Ehre, hier zu erscheinen. Da er zugleich das Muster eines einheimischen Gentleman ist, so will ich ihn mit der Feder so gut als möglich skizziren. Der schlanke feingebaute Mann mit ausdrucksvollen Zügen in dem glänzend braunen, von einem stattlichen, in englischer Manier elegant frisirten Backenbart eingefaßten Gesicht, trug den weißen fließenden Comboi, ein Hemd mit hervorstehendem gesteiften Kragen, schwarzseidene Halsbinde, blendend weiße Weste und eine eben solche Jacke; die Füße steckten in lackirten Stiefelchen. Das Haar war in den unvermeidlichen Zopf, der durch den großen mit Gold eingelegten Schildpattkamm festgehalten wurde, geflochten. Er trug fast an allen Fingern goldene, mit Edelsteinen

besetzte Ringe und ein Paar sehr große reifartige Ohrgehänge, die 3 bis 4 Zoll im Durchmesser hatten. Seine Manieren waren höflich, beinahe fein, sein Englisch untadelhaft, aber im Bewußtsein seiner Würde und Verantwortlichkeit handhabte er die Zollgesetze mit aller Strenge, denn die Zölle bilden einen großen Theil der Revenuen der Insel. Er erklärte sich für incompetent, unser Gepäck, das ihn durch Inhalt und Umfang in Bestürzung setzte, zollfrei passiren zu lassen. Auf Anordnung Mr. T.'s, welcher Gouverneur von Galle ist, aber den bescheidenen Titel Governments agent wie alle Gouverneure der Provinzen führt, wurde es uns ohne Weiteres verabfolgt. Eine Schaar Singhalesen hatte die ganze Zeit über vor dem Zollgebäude gewartet, um unser Gepäck überzutragen; in stoischer Ruhe kauerten sie auf ihren Fersen und taueten ihren Betel mit einem Ernst, als wäre es ein Geschäft.

Im Hotel brachte ich den größten Theil des Tages damit zu, meine triefenden Kleider und Bücher an der Sonne zu trocknen, was bei der übermäßig feuchten Luft eine beinahe unlösliche Aufgabe schien; denn die Atmosphäre war wie die geschlossene Luft eines Dampfbades und der nasse und trockne Thermometer zeigten kaum wahrnehmbare Unterschiede, kein Wunder, da während der Monsumregen oft in einem Cubikfuß Luft 14 Gran Wasser enthalten sind. Beide Thermometer blieben hartnäckig auf 22° R. stehen. Ich fand diese Wärme, die in der Ziffer gar nicht hoch scheint, drückend, weil der Körper bei der mangelnden Verdunstung fortwährend im Schweiß gebadet und das Bedürfniß, zu trinken, stets vorhanden ist. Ich wurde gleich bei dem ersten Glase Wasser, das ich forderte, vor dem Brunnenwasser im Fort gewarnt, welches beschuldigt wird, die Elephantiasis zu erzeugen. Diese Krankheit ist um Galle

allerdings sehr häufig, ich sah aber damit behaftete Individuen später an fast allen Küstenorten Ceylons, die ich besuchte, und in Belligamme ein wahres pathologisches Prachtexemplar, an welchem der Umfang der untern Gliedmaßen 1,49 Meter, also nahezu 5 Fuß betrug. Meine ersten Studien machte ich beim Trocknen meiner Habseligkeiten. Ich fand die Haut, die sonst beim Singhalesen weich, fast sammetartig ist, am Elephantenfuß verdickt, besonders aber an den untern Extremitäten schwielig, unempfindlich und hart; die Gliedmaßen erreichten nicht selten das Doppelte des normalen Umfanges. Die Verdickung ist am stärksten am Sprung- und Kniegelenk, so daß die Beine, die menschliche Form verlierend, Säulen gleichen und eine auffallende Aehnlichkeit mit den Füßen des Elephanten darbieten.

Für kurze Zeiträume verließ ich meine Trockenanstalt, um wenigstens von den Wällen den Anblick der neuen Gegenstände zu genießen. Der Blick über die vereinzelten Baumgruppen innerhalb der Festung, in die glänzenden Laubmassen der Umgebung, den aufstrebenden Cocoswald oder die isolirten Palmen auf den Felsen am Ufer ist reizend.

Nach solchen verstohlenen Genüssen ging ich immer wieder zurück in das Resthouse, wo wir sehr von hausirenden Moormen geplagt wurden, welche uns ihren Tand anboten. Wir empfingen auch Besuche von einigen in Galle lebenden Engländern, darunter war einer, der sich mit philologischen und historischen Untersuchungen abgibt und uns erzählte, daß Galle Felsen heißt und daß daraus von den Portugiesen Gallo gemacht wurde. Der Name wurde von den Holländern, nachdem Galle unter tapferm Widerstande Terceiro di Bretta's und seiner heldenmüthigen Gattin 1640 im Sturm in ihre Hände gefallen war, nicht nur beibehalten, sondern die falsche Etymologie durch

den über den Thorweg eingehauenen, bereits von mir rühmlichst erwähnten Hahn sanctionirt.

Um 4 Uhr fiel ein kurzer, aber so heftiger und von uns schon erwarteter Regen, daß in einem Augenblicke die Straßen unter Wasser gesetzt wurden. Uns dadurch für den Abend sicher dünkend, machten wir einen Ausflug nach den Zimmtgärten, welche gegenwärtig den Namen wohl nur in Folge des historischen Rechtes führen; denn diese ehemaligen Regierungsplantagen sind aufgelassen und zum Theil reizende Wildniß geworden, in welche sich eine Menge anderer Pflanzen eingedrängt und die Zimmtstauden überwuchert haben. Auf dem Wege dahin suchte ich mir klar zu machen, worin der Zauber der tropischen Vegetation liegt, und fand, daß es vorwiegend fünf Umstände sind: die massenhafte Entwicklung des Laubes, seine große Mannigfaltigkeit in der Form, der Mangel an geselligen Bäumen, das kräftige Grün und die hellen Lichtreflexe der glatten spiegelnden Blattflächen. Kurz vor Sonnenuntergang fiel ein zweiter unberechtigter Regen von großer Heftigkeit, aber kurzer Dauer. Durch einige Augenblicke war die Luft erfrischt, aber dann trat wieder die drückende frühere Schwüle ein, die benetzten Blüthen dufteten stärker und wirkten mit der schweren feuchten und heißen Luft betäubend. Tausende von Leuchtkäfern schwärmten wie ein Funkenregen durch die Gebüsche, wir machten aber auch die erste Bekanntschaft des Ceylon'schen Landblutegels, einer winzig kleinen Creatur, die behend aus dem Grase auf die Vorübergehenden kriecht und sich einen Weg durch die engsten Maschen der Strümpfe bahnt. [6])

Den nächsten Morgen machte ich einen langen Spaziergang durch den Cocoswald. Es ist unmöglich, zu sagen, wo er anfängt oder aufhört, denn Galle liegt mitten darin. Die Häuser

außer dem Fort sind die Singhalesenstadt, welche nicht Straßen aus dicht an einander stehenden Häusern bildet; diese stehen vereinzelt durch Gärten und Baumgruppen getrennt. Man ist lange schon außerhalb des eigentlichen Galle und findet keine Aenderung, außer daß die Hütten zahlreicher und die größern Häuser seltener geworden sind. Die Hütten bestehen aus Baumstämmen oder Bambus, dessen leichtes weit vorspringendes Dach, unter dem ein Theil der Bewohner auf der Erde sitzt, diese gegen Regen und Sonne schützt, dort kauern sie — die Knie gegen das Kinn gezogen und die Hände unter den Knien gefaltet — in indolenter Beschaulichkeit Betel kauend.

Die Häuser der Reichen sind substantiell und haben einigen europäischen Hausrath; in den Hütten besteht er aus einigen Stühlen oder Holzklötzen zum Sitzen, einem Bette aus Brettern oder Bambus, bedeckt mit Matten oder Rohrgeflecht, einigen Chatties (irdenen Töpfen) zum Kochen und Wasserholen. In der Veranda steht die Reisstampfe und eine Raspel zum Zerkleinern des weichen Kernes der Cocosnuß.

Die Bedürfnisse sind einfach und nicht zahlreich und ein kleines Stückchen Culturland liefert dem von vegetabilischer Nahrung lebenden Singhalesen Alles, was er bedarf. Seine Culturpflanzen geben seiner Hütte den größten Reiz, so daß man darüber ihre Dürftigkeit und selbst den Schmutz übersieht.

Unter den Fruchtbäumen ist der Brotfruchtbaum der gewaltigste; sein riesiges Laubdach, die melonengroßen warzigen grünen Früchte, die viele Pfunde wiegen und unmittelbar aus den Aesten kommen, geben ihm etwas Imponirendes; die schönen großen Blätter sind tief eingeschnitten, während die seines Verwandten, des Jack (Artocarpus integrifolia) ganzrandig sind.

Die Früchte des letztern liefern ein gelbes, widerlich süßes Mark von nicht angenehmem Geruch, das ohne weitere Zubereitung gegessen wird; die Brotfrucht wird dagegen gekocht oder gebraten.

Die Orangenbäume sind mit Früchten beladen, aber eine viel üppigere Belaubung hat die Mango, aus deren Zweigen die hellgelben glatten Früchte leuchten, welche ein fasriges süßes, aber harzig aromatisches Fruchtfleisch haben. Daneben steht die schlanke Papaya, ein frühreifer Baum mit schlechtem schwammigem Holze, der aber im ersten Jahre schon Früchte liefert; er sieht aus, als käme er vor Eile, Früchte zu tragen, gar nicht zur Astbildung, seine langgestielten Blätter stehen am Gipfel in Form eines Wirtels. In jedem Garten stehen einige Bananen, 10 bis 12 Fuß hoch, in reizender Unordnung, wie eben die Wurzelschößlinge emporschießen; der Maler kann sich keine schönere Gruppirung wünschen. Häufig ist eine baumartige Malve (Hibiscus rosa sinensis); sie ist ein hoher Baum mit großen rothen Blüthen wie unsere Pappelrosen, dessen zum Färben eingekochten Früchte aber auch zum Schwärzen der Schuhe verwendet werden und der von den Engländern den prosaischen Namen Shoeflower erhalten hat. Die Thespesien sind bloße Zierbäume.

Oekonomisch wichtiger ist der Kaffee, der hier unter dem schützenden Schatten der Brotfruchtbäume und unter dem dunkeln Laubdach hoher Tamarinden als nutzbares Unterholz wächst.

Hier und da klettern großblüthige Winden und die wieder verwilderte Pfefferrebe um Bäume und blühendes Strauchwerk. Weiße duftende Blüthen der Plumieria und die brennend rothen der Gloriosa werden mit Vorliebe gepflegt. Der Boden ist jedoch um die Hütten meist rein von Unterholz und selbst von Gräsern.

Aus der thonreichen, durch Eisenoxyd roth gefärbten Dammerde, die nur eine dünne Schicht bildet, oder aus dem weißen Sand erheben sich allerorts eine große Zahl von Cocospalmen, hier und da auch die kleinere, nicht minder schöne Areka, mit dunkelgrünem Laub. Die Cocos erreicht hier als echte Seeuferpalme den höchsten Grad ihrer Entwicklung. Wie schön sind ihre schlanken, weißgrauen, bis 100 Fuß hohen Stämme, bald leicht geschwungen in zierlichen Curven, bald grade aufstrebend wie eine jonische Säule, deren reiches Capitäl von mattgrünen Wedeln sich im Monsum zierlich wiegt. Darunter hängen die Büschel der Nüsse in verschiedener Größe und Farbe, je nach der Reife, vom Grün bis zum kräftigsten Rothbraun. Dort entwickelt eine ihren großen Blüthenschaft aus der großen fasrigen Scheide und ein Toddyzapfer kriecht wie eine spannmessende Raupe hinauf, um ihn anzuzapfen. 7)

Nicht nur durch Farbe und Form der Pflanzen ist der Palmenhain reizend, er wird es noch mehr durch die Vertheilung des Lichtes, das durch die Fiederblätter der Palmen anders gebrochen und von den dunkelgrünen glänzenden Blättern, die wie Millionen Spiegel wirken, anders reflectirt wird als in unsern nordischen Wäldern, wo wir, bedingt durch den gleichförmigen Baumschlag, auch eine monotone Schattenbildung finden. Hier aber liegen die kräftigen Schatten der dichten Laubkronen neben dem Halbschatten der Palmen, in denen ungewisses Dunkel und zitternde Lichter ewig mit einander spielen, denn das große Fiederblatt ist nie ruhig, sondern ganz oder doch die einzelnen Fiederblättchen in beständiger Schwingung, selbst unter dem leisesten Hauche des südwestlichen Seewindes. Obwohl die Palmen der herrschende Zug in allen Landschaftsbildern um Galle sind, so hat doch jeder Winkel wieder seine

Eigenthümlichkeit. Am Meeresstrande gesellen sich zu ihnen die Pandanus, die auf hohen Luftwurzeln, wie auf Stelzen stehen; die langen schwertförmigen Blätter, die an und für sich hart, aber in malerischer Schraubenwindung um die Aeste gruppirt sind, geben dem Baume ein phantastisches Aussehen. Den Namen Schraubenfichte (Screw pine) hat er aber von einer zweiten Eigenschaft, daß die außen holzigen Früchte einige Aehnlichkeit mit Fichtenzapfen haben. Der weiße Sand ist stellenweise mit einem kriechenden Windling (Ipomoea maritima) und mit sensitiven krautartigen Mimosen bedeckt, die ein zartes Gitterwerk auf dem Boden bilden und bei der leisesten Berührung ihre Fiederblättchen zusammenlegen, während am nahen Flusse Caladium und Arum mit ihren Riesenblättern den Boden unsichtbar machen, 30 bis 40 Fuß hohe Bambusgebüsche und das Laub einer strauchartigen Palme (Nipa fruticans) in den Strom hängen.

Um Galle liegen niedrige Hügel, mit weichen abgerundeten Formen aus Gneiß. An der Küste ist ein junger, noch in Bildung begriffener Sandstein. Wir stiegen einen der Hügel hinan zu einem europäischen Wohnhause, das von Gruppen von Cocos umgeben ist. Die reizende Vegetation fesselt auch hier zuerst die Blicke; aber welcher Anblick, sobald das Auge sich landein wendet! Hügel reihen sich an Hügel, bis am Horizont ein höherer kegelförmiger Berg, der wegen seiner Heuschoberform auch Haycock heißt, die Aussicht begrenzt; alle sind mit dem üppigsten Grün — ein Maler würde es ein schreiendes nennen — bedeckt, aber der Contrast zwischen dem tiefen glänzenden Blau des Himmels und dem Saftgrün des Waldes, welches Massen von Licht zurückwirft, wird durch keine Mitteltöne gebrochen und gemildert. Es ist ein Effect, unter welchem das Herz aufjauchzt, der aber den darstellenden

Künstler zu Boden wirft. Alles ist ein zusammenhängender Wald, selbst der schmale, dicht bevölkerte Küstenrand und die an den Hauptwegen und den Flußnetzen sich hinziehenden Dörfer mit ihren Culturen verschwinden in dem unermeßlichen Waldlande.

Zweites Capitel.

Landwirthschaftliche Production von Galle. — Reisbau. — Die Cocos; ihre Pflanzung und ihre Benutzung. — Aetherisches Oel aus Gras.

Die Hauptproduction der Umgebung von Galle sind Reis und Cocosnüsse, etwas Kaffee, Arekanüsse, Bananen, eine große Mannigfaltigkeit von Baum- und Grundfrüchten und die Erzeugung von ätherischen Oelen.

Der Reis heißt hier durchgängig Paddi, von dem die Singhalesen eine große Zahl Spielarten unterscheiden, aber dem einheimischen Reis den Vorzug vor jedem andern geben. [8]) Die einheimische Production ist jedoch nicht hinreichend für den Bedarf und bedeutende Quantitäten werden aus Indien eingeführt. Alle Varietäten, welche in der Nähe von Galle gepflanzt werden, sind Sumpfreis, deshalb werden die Reisfelder da angelegt, wo der Boden irrigirt werden kann; sie werden mit Erdaufwürfen von 1 Fuß Höhe umgeben, die nach Bedürfniß durchstochen und wieder geschlossen werden können. Vor der Saat werden die Felder unter Wasser gesetzt und später der Boden durch eingetriebene Büffel umgewühlt oder mit einem hölzernen Pfluge, der ein einfaches Rührholz ist, bearbeitet. Das Wasser wird dann kurz vor dem Eintritt der Regenzeit

abgelassen. Der Reis wird aus freier Hand gesäet und sobald er gekeimt und sich bewurzelt hat, wird das Feld wieder unter Wasser gesetzt. Die Reisfelder hatten Ende Mai das üppigste Aussehen, die Halme stehen hoch und dicht; man beginnt das Unkraut auszujäten, eine Arbeit, welche, wie uns gesagt wurde, den ganzen Juni hindurch fortgesetzt wird. Je dichter die Saat steht, um so besser ist es, denn sie erstickt dann das Unkraut. Dieser Reis reift im Juli, wird dann von Weibern mit Sicheln geschnitten und auf festgestampften Tennen durch Ochsen entweder gleich ausgetreten oder in Garben unter Bäumen oder einem leichten Dache aufgehängt. Die Enthülsung wird in kleinen Stampfen, welche aus ausgehöhlten kurzen Baumstämmen bestehen, meist durch Weiber vorgenommen. Es ist die täglich wiederkehrende Arbeit der singhalesischen Hausfrau; denn das sorgenlose Völkchen arbeitet nie mehr, als für die Nothdurft des Augenblicks erfordert wird. In der Hülse wird der Reis als Viehfutter selbst auch an die Pferde verfüttert. Die Bereitung als menschliche Nahrung ist höchst einfach: er wird in Wasser gekocht und mit Kurry gegessen. Man bereitet auch Mehl, aus dem Kuchen gebacken werden. Die Regierung nimmt 10 Procent des Reisertrages, verpachtet aber die Einhebung.

An einem der folgenden Tage unternahmen wir einen Ausflug, um eine Mr. S. angehörige, nur wenige Meilen entfernte Cocospflanzung zu besehen, und verließen deshalb schon am frühen Morgen in einem Bandy Galle. Die Bandies sind die leichten landesüblichen Wagen, die aus einem vierseitigen prismatischen Holzkasten bestehen, der meist mit grüner oder brauner Oelfarbe angestrichen und zwei- und vierrädrig ist; die letzten, von den Europäern gebrauchten haben ein Dach. Das Pferd geht in der Gabel. Die Kutscher sind meist Malabaren. Der

Morgen war köstlich und wir fanden die Temperatur von 21° R. äußerst angenehm. Der Weg führte uns durch eine reizende Vegetation, halb Wald und halb Garten, wie es der Charakter der Umgebung von Galle überhaupt ist. Die Pflanzung Mr. S.'s war ursprünglich eine Kaffeeplantage, die aber wegen Mangel an Ertrag aufgegeben werden mußte. Es ist nicht der einzige mißglückte Versuch, der mit Kaffeecultur gemacht worden ist. Der Grund liegt nicht in der angeblichen Bodenarmuth, denn wenn auch der Boden, der aus verwittertem Gneiß besteht, nicht so reich an Humus und Alkalien ist, als man bei der raschen Verwitterung in den Tropen voraussetzen sollte, so können seine Alkalien doch nicht innerhalb weniger Jahre erschöpft sein, denn die Eingeborenen haben überall um ihre Hütten kleine Kaffeepflanzungen. Die Ansicht der Europäer, daß die reichliche animalische Düngung der Grund ihres Gedeihens ist, kann nicht als stichhaltig betrachtet werden; die Ursache liegt vielmehr in der verfehlten Auffassung der Natur der Kaffeepflanze, die wie die meisten Rubiaceen eine echte Waldpflanze ist, die, in großen gelichteten Räumen massenhaft angepflanzt, ungewohnten Einflüssen ausgesetzt ist und die unter solchen Umständen nur dann gedeihen kann, wenn die Temperatur eine niedrige ist. Ich bin überzeugt, daß Kaffeepflanzungen im Großen auch im heißen Tieflande fortkommen würden, wenn man sie wie Unterholz behandeln und im Schatten von Cocos- oder Brotfruchtbäumen und andern anpflanzen würde. Gegenwärtig ist die Pflanzung in eine Cocosplantage umgewandelt, in welcher wir Palmen von verschiedenem Alter fanden. Mir schien es jedoch, als hätten alle ein kränkliches Aussehen, denn der Boden ist sehr naß und moorig, mit niedern Gramineen und Cyperaceen bewachsen, also ein Terrain, welches der Seeufer-

palme, die am besten im sandigen, mit Meerwasser getränkten Grunde der Küste fortkommt, wenig zusagen kann. Die dicken in einander verfilzten Wurzeln der Grasflur bilden eine Art Torf, der gestochen wird, getrocknet ganz gut brennt und das Hauptmaterial der Feuerung für die Dampfmaschine, welche die Oelmühle treibt, liefert.

Ich zog hier und später auch in Galle Erkundigungen über die Vegetation der Cocospalme ein. Die Nüsse, welche zur Anpflanzung ausgewählt worden sind, werden auf Baumzweigen oder auf luftigen Gestellen aus Holz im Schatten aufgehängt, wo in der warmen, ewig feuchten Luft der Südwestküste der Keimungsproceß sehr bald eintritt. Im Norden und Osten der Insel, wo die Cocospflanzungen gegenwärtig zunehmen, wo aber die Luft einen Theil des Jahres hindurch sehr trocken ist, werden die Nüsse mit Sand und Meerpflanzen bedeckt und täglich mit Wasser besprengt. Sobald der Keim eine Höhe von 18 Zoll erreicht hat und die jungen Blättchen eine solche Consistenz erlangt haben, daß sie nicht mehr von so vielen Insecten angegriffen werden, als ihnen früher drohten, werden die Nüsse in 2 Fuß tiefe Gruben versetzt und etwas Salz hineingeworfen, welches eine Art landwirthschaftliche aber herkömmliche Ceremonie an der Küste, aber bei den weiter landein gepflanzten Palmen eine Nothwendigkeit ist, um ihnen die nöthige Quantität Salz zu geben. Die Gruben werden mit Blättern und Matten bedeckt, um die jungen Pflanzen gegen die Sonnengluth, welche sie versengen würde, zu schützen, und mit einem Gerüst aus Stangen wie mit einem Schanzkorb umgeben, um sie vor dem weidenden Vieh sicherzustellen. Sobald die Basis der Blätter den Rand der Grube überragt, wird diese zugeworfen und die junge Palme sich selbst überlassen. Mit 3 Jahren ist die Krone

3 Fuß hoch. Im vierten Jahre blüht sie in den günstigsten Lagen zum ersten Mal und reifet 12 Monate darnach ihre ersten, aber nicht zahlreichen Früchte. In minder günstigen Lagen blüht sie erst im fünften und in hochgelegenen Orten [9]) erst im achten Jahre. In den ersten Jahren ist die Blattbildung überwiegend und die Stammentwicklung sehr gering; nach dem zehnten Jahre ändert sich aber dieses Verhältniß, der Stamm schießt rasch in die Höhe und wird schlank, mit 20 bis 25 Jahren hat sie ihre volle Höhe von 80 bis 100 Fuß erreicht. Wenn die Stämme nicht durch Insectenfraß zerstört oder durch Toddyabzapfung erschöpft werden, erreichen sie ein Alter von 100 Jahren und darüber. Wie bei allen baumverwüstenden Insecten sind es nicht die entwickelten Thiere, sondern ihre Larven, welche die größte Zerstörung hervorbringen. Der Cocospalme ist besonders der Engerling eines Käfers aus der Familie der Bockkäfer, der Kuruminia der Singhalesen (Botocera rubus oder Lamia rubus Fabr.) verderblich, der Gänge in der Richtung der Gefäßbündel bohrt und die Stämme zernagt. Ich sah keinen Stamm der Cocos, der nicht mit Schnecken, oft mit Hunderten derselben, bedeckt gewesen wäre. Es ist eine große Helix, ähnlich unseren, aber mit weißen und braunen breiten Binden und wulstförmiger purpurrother Oeffnung (Helix haemastoma), sie scheint jedoch nur die schmarotzenden Pflanzen abzuweiden. Eben so ungefährlich sind die großen eidechsenartigen Thiere (Varanus bengalensis), 3 bis 4 Fuß lang, mit eßbarem Fleisch, welche in den Kronen des Nachts Vogeleier oder junge Vögel jagen.

Die Singhalesen unterscheiden mehrere Spielarten der Cocospalme, unter denen die mit glatten gelben Früchten am meisten geschätzt, Cocoskönigin genannt und um die Tempel gepflanzt

wird. In der Nähe von Galle wurde uns eine Cocos mit gegabeltem Stamm gezeigt; die Theilung war in mehr als 30 Fuß Höhe erfolgt und jeder Stamm trug seine Krone; es war die einzige Abnormität unter Millionen von Exemplaren und eine solche Seltenheit, daß sie auch von den Eingeborenen als etwas Außerordentliches betrachtet wird.

Die Cocospalme ist für den Singhalesen von größter Wichtigkeit, da an der Küste sein ganzer Haushalt von ihr abhängig ist; er hegt für sie nicht nur eine große Vorliebe und Verehrung, sondern assimilirt ihr Leben, das er fast poetisch auffaßt, mit dem eigenen, indem er glaubt, daß sie am besten in der Nähe menschlicher Wohnungen gedeiht, weil sie die Gespräche der unter ihr wandelnden Menschen liebt. Sie spielt eine große Rolle in ihrer Poesie und besonders wird die weibliche Schönheit im Ganzen oder in einzelnen Theilen bald mit dem Stamm, Wedeln und Nüssen, bald mit dem ganzen Baume verglichen. Die Cocos macht sich nicht nur in der Hütte, um die Tempel und beim Export, sondern selbst in den Gerichtshöfen geltend, indem ein großer Theil der Processe sich um ihren Besitz dreht.

Der Stamm der Palme dient als Bauholz, das aber viel weniger geschätzt wird als jenes der Tal-Gaha-Palme, die Blätter dienen zur Bedachung, zur Anfertigung von Körben und Matten. Die angezapfte Blüthenspindel liefert Toddy, einen süßen Saft, der frisch und gegohren getrunken wird und aus dem der feinste Arrak destillirt werden kann. Durch Zusatz von gebranntem Kalk wird die Gährung gehindert und dann kann Zucker durch einfaches Abdampfen des Saftes gewonnen werden. Der Toddy wird endlich zur Bereitung von Essig und Hefe benutzt.

Viel wichtiger ist jedoch die Frucht. Die äußere dicke

fasrige Fruchthülle wird abgelöst, wie unser Flachs und Hanf geröstet und liefert dann eine starke, obwohl harte Faser, welche zu vortrefflichem Tauwerk, groben Matten, Säcken und ähnlichen Gegenständen verarbeitet wird und theils so, theils roh unter dem Namen Coir einen wichtigen Handelsartikel ausmacht. 40 Nüsse geben 6 Pfund Coir. [10])

Die junge kleine Nuß ist dicht, füllt sich aber bei zunehmendem Wachsthum mit Wasser, das anfänglich klar und herb ist, aber bei fortschreitender Reife trüb und süßlich wird und durch seinen Gehalt an Schleim, Gummi, Eiweiß und Zucker ein angenehmes und erfrischendes Getränk darstellt und durch einen kaum wahrnehmbaren, schwach zusammenziehenden Beigeschmack den Durst besser löscht als Wasser. Eine Nuß enthält ungefähr 1 Pfund Flüssigkeit. An der durststillenden Eigenschaft zweifelt gewiß Niemand, aber leise Bedenken steigen auf, wenn wir das Wasser der Cocosnüsse als Arznei und als Schönheitsmittel preisen hören. Ein englischer Arzt behauptet, es bewahre die Haut vor Runzeln, erhalte den Teint frisch und ähnliche Dinge und schreibt eine orientalische Hyperbel, die einem Pariser Coiffeur-Parfumeur, der seine Lait de concombre anpreist, Ehre machen würde. Aus der Flüssigkeit schlägt sich an der innern Seite der Nuß eine feste Schicht, aus der später der Kern wird, nieder, indem sie aus dem halbflüssigen Zustand in den festen übergeht. Dieses Fruchtfleisch ist im frischen Zustande weiß, in dünnen Scheiben durchscheinend, von mandelartigem Geschmack und wird als Leckerei entweder allein gegessen oder mit Zucker als Backwerk, das wie Mandelpastetchen schmeckt, zu Pudding, am häufigsten jedoch als Zuthat zur Bereitung des Kurri verwendet, wobei es durch seinen großen Oelgehalt die Stelle des Fettes vertritt.

Der größte Theil der Nüsse bleibt jedoch bis zur vollen Reife hängen, zu welcher Zeit die Quantität des Wassers geringer, die des ölhaltigen Fleisches aber größer geworden ist, um zur Oelbereitung verwendet werden zu können. Die ausgelösten Kerne werden an der Sonne getrocknet und heißen dann Copperah; sie werden in einfachen, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden Oelpressen gepreßt oder an die Oelmühlen der europäischen Pflanzer verkauft. 1000 Stück Copperah kosteten 38 bis 42 Schilling und 40 Nüsse geben eine Gallone Oel. Die Singhalesen gebrauchen das Oel nicht nur zur Bereitung der Speisen und wie die ansässigen Europäer zur Beleuchtung, sondern auch allein oder in Verbindung mit andern Stoffen als Arznei und Schönheitsmittel. Allgemein ist seine Anwendung als Haaröl und zum Einreiben des Körpers; letztere Gewohnheit mag ihren Grund wohl darin haben, um bei Tage die zu starke Transpiration und bei Nacht Erkältungen zu verhüten. Ein feineres Speiseöl wird durch Kochen des zerriebenen frischen Kernes im Wasser, wobei das aufschwimmende Oel abgeschöpft wird, gewonnen.

Die Schale, die in Europa zu mannigfachen kleinen Kunstgegenständen verarbeitet wird, dient in Ceylon als Büchse, Schüssel und Schale beim Essen, als Becher beim Trinken und gibt in letzter Instanz ein gutes Feuerungsmaterial.

Die Zahl der Cocospalmen wurde zur Zeit der englischen Besitzergreifung schon auf 11 Millionen angegeben, dürfte aber, seitdem die Pflanzungen im Norden und Osten der Insel eine große Ausdehnung erreicht haben, 18 bis 22 Millionen betragen.

In der Nähe von Galle werden auf den Hügeln zwei Arten wohlriechender Gräser gebaut, das eine, welches als

Lemongras bekannt ist, ist eine einheimische Pflanze; das zweite, Citronoilgras, soll aus Java stammen; beide sind rauhe Gräser, die zerrieben den Geruch von Citronenöl geben. Die Anpflanzung ist einfach, indem man die Wurzelstücke zerschneidet und sie im April unmittelbar vor dem Eintritt der Regen in die Erde legt. Während der Regenzeit belauben sie sich stark und bilden dann dichte Polster. Sobald die Halme hinreichend lang geworden sind, werden sie wiederholt geschnitten; man trägt Sorge, sie nicht zur Blüthe kommen zu lassen. Die abgeschnittenen Halme und Blätter werden mit Wasser gekocht, aus dem man dann das ätherische Oel abdestillirt; das rückständige Gras wird als Dünger verwendet. Das ätherische Oel ist durchsichtig, blaßgelb, von citronähnlichem penetrantem Geruch und wird für sich allein oder mit Cocosöl gemischt von den Eingeborenen nicht bloß als Schönheitsmittel, sondern in Form von Einreibungen auch gegen rheumatische Leiden gebraucht. Dieses Oel bildet gegenwärtig einen Exportationsartikel nach England, wo es in der Parfümerie angewandt wird.

Galle gehört durchaus nicht zu den billigen Orten. Der Preis von 10 Schilling für Wohnung und die Mahlzeiten im Resthause ohne Wein ist zwar kein Maßstab; aber die Residenten klagen sehr über die Theurung, da die Dampfer ungeheure Vorräthe an Fleisch, Geflügel, Eiern, europäischem und tropischem Gemüse in Anspruch nehmen. Dafür befinden sich die Landbewohner, die producirenden Singhalesen, um so besser.

Drittes Capitel.

Abreise von Galle. — Postkutsche. — Scenerie. — Meerstrand und Flußmündung. — Bentotte. — Alte Binnenschifffahrt. — Caltura. — Der Banianenbaum.

Wir verließen vor Sonnenaufgang, also bei dem Mangel der Morgendämmerung noch im vollsten Dunkel, das Fort und suchten außer demselben unser Fuhrwerk. In und außer dem Fort herrschte noch die tiefste Stille, die nur durch den Tritt der Schildwachen am Thorweg unterbrochen wurde. Die Straßen waren öde und leer, hier und da erblickten wir die Bewohner in den Vorhäusern und Veranden in weiße Tücher gehüllt im tiefsten Schlaf. Die Dunkelheit, die Kühle und die gänzliche Stille bilden mit dem plötzlich hereinbrechenden Tag einen so grellen Contrast, daß der Ankommende sich erst nach langer Zeit an dieses märchenhafte Tagwerden mit Einem Schlage gewöhnt.

Wir trafen unsern Wagen, einen großen Omnibus, schon bereit und unser Kutscher, ein Singhalese, war zu unserer Verwunderung in Beinkleidern, Jacke und einem Taschentuch (das singhalesische Reisecostüm), das er um den Kopf gewickelt hatte; auch sein Gehilfe war ähnlich costümirt. Außerdem fanden

wir drei Engländer, welche, wie wir, nach Colombo reisten. Wenn der Wagen vollständig besetzt wird, wie es häufig geschieht, ist von Bequemlichkeit keine Rede, trotzdem daß man bei dem hohen Fahrgelde von 2 Pfund Sterling für die Person darauf rechnen sollte.

Die Straße, die macadamisirt ist und sich überall in einem vorzüglich erhaltenen Zustande befindet, geht längs dem Meeresstrande hin und ist ein wahres Wunderwerk in einem Lande, wo die Regen in wenigen Stunden mehr zerstören, als bei uns in Wochen. Tausende von Palmen breiten ihre Kronen über sie aus, so daß der Reisende fast beständig unter ihrem Schatten ist, denn die ganze Strecke ist ein nur selten unterbrochener Palmenwald, der vorwaltend aus der hohen Cocos besteht, neben der hier und da die Areka vorkommt, deren Stamm, dunkler und schlank wie ein Lanzenschaft, eine zierliche Krone von dunkelgrünen großen Blättern trägt. Das Ufer ist ein dicht bevölkertes Culturland und nur an wenigen Stellen hat die Natur einiges von dem verlorenen Terrain wieder erlangt oder an minder günstigen Stellen sich im alten Besitz behauptet. Die Dünenvegetation besteht aus Gramineen, Ipomeen, Crinum, Pancratien und Pandanus. An manchen Orten sind die Gräser nur spärlich zu finden, aber kleine dunkelgrüne Rasen von krautartigen, kriechenden Mimosen, die ihre sensitiven Fiederblättchen bei der leisesten Berührung zusammenlegen, und ein Windling mit großen violetten Blumen (Ipomoea maritima) ersetzen sie. Ein 6 bis 8 Fuß hohes Liliengewächs, die Trichterglitze (Pancratium ceylonicum), mit großen weißen Blüthen, deren lange linienförmigen Blumenblätter überhängen, bilden den Hauptschmuck unter den kleinen Pflanzen. Die Dünenvegetation sticht in ihrer Dürftigkeit sehr gegen die um die Hütten ab. Bananen

und ergiebige, aber vom Singhalesen wenig geschätzte Grundfrüchte, welche großblättrige Caladien oder windende Dioscoreen und Convolvulus liefern, sind neben Brotfrucht- und Jackbäumen und Mangos gepflanzt. Durch die Erfahrung sind jedoch schon lange die Eingeborenen dahin gekommen, daß alle diese Früchte dem Reis weit nachstehen in Nahrungsfähigkeit und Verdaulichkeit. [11]) Die Bevölkerung ist auf den Reisbau und oft auf die Einfuhr fremden Reises angewiesen. Jetzt, wo der Reis in Halmen steht, trafen wir die meisten Singhalesen im dolce far niente auf dem Boden, an den Wänden ihrer Häuser hocken mit hochaufgezogenen Knien, ihrer Lieblingsstellung. Leichte Rauchsäulen kräuselten langsam in die Luft, die Frauen enthülsen oder kochen Reis oder reiben die Cocosnüsse für den Kurri, andere gehen oder kommen vom Bache, einen großen bauchigen Krug auf der Hüfte tragend. Eine Schaar nackter Kinder wälzt sich in dem reinen weißen Sand oder zerrt sich mit den Hunden herum; eine junge Frau mit dem Säugling an der Brust überwacht die Spiele der aufwachsenden Generation. Es geht kein Jauchzen und Singen durch diesen Culturwald, aber Alles trägt den Stempel von Ruhe, Frieden und Fülle und der unbewachte Topf in jener Veranda sieht aus, als kochte sich der Reis von selbst. Die Hütten sind zahlreich und sehen, von ihren Gärten umgeben, reizend aus. Wie bei Galle bilden Palmstämme und Bambus die Wände und das Laub der Palme die Dächer. Das Innere entspricht aber wenig der idyllischen Umgebung.

In größern Orten von 10 zu 10 englischen Meilen wechselten wir die Pferde, die in der Regel ausgezeichnet gut und kräftig, aber schlecht eingefahren sind. Die Pferde, welche aus dem Norden der Insel kommen, sind wenig geschätzt und die

vom Cap und aus Australien eingeführten werden allgemein vorgezogen, da sie lebhafter und kräftiger sind. Nach wenigen Jahren ändert sich jedoch dies und ich sah später solche Pferde, die ihr Temperament unter den klimatischen Einflüssen und der veränderten Fütterung ganz eingebüßt hatten und weniger leisteten als die einheimischen von der Manaarstraße. Wenn unsere Pferde einmal im Zuge waren, ging es im schnellsten Trabe vorwärts, aber um sie in Bewegung zu setzen, bedurfte es allerhand Kunststücke. Eines der gewöhnlichsten bestand darin, daß der Gehilfe des Kutschers einen Strick hinter die Füße der Pferde legte, beide Enden in die Hände nahm und so lange die Gelenke durch schnelles Hin- und Herziehen kitzelte, bis die Pferde mit einem gewaltigen Sprung sich in Bewegung setzten; der Rossebändiger sprang in demselben Augenblick bei Seite und lief darauf dem Wagen nach, um seinen Sitz so bald als möglich wiederzugewinnen.

Um 10 Uhr erreichten wir Bentotte, wo wir in dem bequemen, zwischen hohen Tamarindengruppen gelegenen Resthause ein Frühstück vorfanden, welches aus Reis und einem Hühnerkurri, Thee und Austern bestand. Die Austern der Umgebung sind berühmt und in Bentotte bekommt man sie stets entweder frisch oder in Essig aufbewahrt. Die Gegend und die Häuser haben denselben Charakter bis gegen Colombo. Hier und da haben die Eingeborenen oder die Europäer auch fremde Gewächse in den Gärten angepflanzt und sie haben aus den letztern sich weiter ausgebreitet; so erfreute uns die schöne Wasserbanane (Urania speciosa), eine 20 Fuß hohe Pflanze, mit dickem, krautartigem Stamm, aus dem die über 3 Fuß großen steifen Blätter an 2 Fuß langen Blattstielen in doppelter Reihe fächerartig stehen und dem Baume das Aussehen eines riesigen ent-

falteten Pfauenschweifes geben. Die Pflanze liefert jedoch keine Bananen, obwohl sie in die große Familie der Musaceen gehört, sondern gewährt in ihrem Vaterlande dem durstigen Reisenden Wasser, sobald er die Blattscheiden anschneidet.

Neben dem Cocoshain und dem Culturland um die Hütten, das durch die Mannigfaltigkeit und den ewigen Wechsel seiner Erzeugnisse nichts von dem prosaischen Aussehen und der Langweiligkeit unseres landwirthschaftlichen Betriebes hat und durch seine kunstlose Unabsichtlichkeit wie ein Stück reizender Natur gegen unsere Gärten aussieht, ist die Nähe des Meeres der Hauptanziehungspunkt der Straße. Bald ist das Ufer die rothe Erde oder der Kabuk, dann wieder ein flacher weißer Strand, manchmal tritt aber ein Gneißfelsen keck an das Ufer oder hängt weit hinaus in die donnernde weiße Brandung. Das Wasser ist in den Buchten und den landeingehenden Lagunen ein ruhiger silberner Spiegel, eingerahmt vom dunkeln Wald, die hohe See im Westen bietet aber einen weiten Horizont mit einem großen goldenen Sonnenblick darauf, mit Küstenfahrern und Fischerbooten unter Segel.

Groß und schön ist die Scenerie aber auch an den Flußmündungen, besonders bei Caltura, wo der Kalu-Ganga, der schwarze Fluß, mündet und majestätisch auseinandertritt, der nicht nur durch seine Breite, sondern auch durch seinen dichten Baumschlag, in welchem die dunkelgrüne Mangrove als ein neues Element des Vegetationscharakters sich eingeschoben hat, etwas großartig Ernstes bildet. Das Fort von Caltura ist der einzige feste Platz an der Küste zwischen Galle und Colombo.

Von Caltura an beginnt jenes Canalsystem, das die Holländer mit Vernachlässigung des Baues einer regelmäßigen Straße, aber in Nachahmung ihrer heimischen Communications-

mittel anlegten, welches aber durch die natürliche Gabelung des Kalu-Ganga und anderer kleinerer Flüsse, sowie durch die tief in's Land einschneidenden und mit der Küste parallel gehenden Lagunen begünstigt und von der Natur schon angebahnt war. Diese Binnenschifffahrt, welche einst ihre Wichtigkeit hatte, hat unter der englischen Herrschaft ganz aufgehört, da die Landwege nach der zweiten Besitzergreifung in guten Zustand gesetzt und musterhaft unterhalten wurden.

In einigen Dörfern zwischen Caltura und Colombo herrscht eine kleine Industrie in Tischler- und Drechslerarbeiten und seit die Exporte an Kaffee und Cocosöl zugenommen haben, hat die Faßbinderei einen großen Aufschwung genommen.

Zwei bis drei Meilen vor Colombo werden die Häusergruppen wieder sehr zahlreich, der größere Umfang einiger Häuser, die in großen Gärten liegen, die eleganten Gitter, die gut erhaltenen Mauern, die Cultur nordischer Gewächse und zahllose kleinere Züge englischen Lebens verrathen sie als Landsitze der Engländer. Das interessanteste ist ein großer Bananenbaum (Ficus indica), ein großer Stamm, aus dessen Hauptästen jüngere Stämme entstanden sind, welche wie Säulen um einen Hauptpfeiler angeordnet sind, ein wahres Bild des sich selbst verjüngenden üppigen Lebens. Einzelne lange schnurförmige Gebilde hängen von den peripherischen Zweigen hinab, dünn und biegsam, es sind die Luftwurzeln, welche den Boden suchen und später zu Stämmen auswachsen.

Viertes Capitel.

Colombo. — Fort. — Pettah. — Galle Face. — Slave Island. — Rhede. — Ausfuhr. — Eisenbahnproject.

Bei einer plötzlichen Wendung der Straße betraten wir eine kleine baumlose Fläche, die Esplanade Colombo's, hinter welcher das Fort oder besser die Festung liegt. Wir fuhren um 4 Uhr über die Zugbrücke, durch den Thorweg der Festung und stiegen im Resthause ab, das auch unter andern Umständen und an einem größern Orte als ein anständiges Hotel gelten würde. Wir fanden mehrere Gäste, darunter einige Regierungsbeamte aus den Provinzen und Pflanzer aus den Kaffeedistricten, welche in Geschäften, und einen indischen Officier, der aus Bombay zur Erholung und zum Vergnügen gekommen war.

Auch Colombo besteht aus der Festung und der eigentlichen Singhalesenstadt. Der Name soll ursprünglich Kola ambo gewesen sein und einen Platz, der mit dem Baume gleichen Namens, einem mangoähnlichen, bewachsen war, nach Andern soll aber der Name Seehafen bedeuten. Ueber die Etymologie herrschen Controversen nicht bloß zwischen den Engländern, sondern auch zwischen den einheimischen Gelehrten. Daß von Columbus

keine Rede sein kann, ist eben so gewiß, als daß Galle kein Hahn ist. Die Festung ist bastionirt, hat nasse Gräben und dürfte 150 Geschütze führen. In ihr sind einige Regierungsgebäude, die Casernen der europäischen Truppen, einige Waarenmagazine und die Kaufläden. Unter den öffentlichen Gebäuden ist der Palast des Gouverneurs das bedeutendste, größte und schönste. Queen's House, wie es gewöhnlich genannt wird, macht einen gefälligen Eindruck, ist bequem und vor Allem dem Klima angepaßt, mit breiten Corridoren, großen, hohen und luftigen Gemächern. Einige Regierungsgebäude, z. B. die Gerichtshöfe, Schul- und Missionsanstalten sind in der Singhalesenstadt. Eben so sind die Baracken der farbigen Truppen außer der Festung. Diese führen den Namen Ceylonrifles und sind wie die englischen Schützen in dunkelgrüne Beinkleider und Röcke aus Tuch gekleidet. Dieses Colonialcorps enthält aber keine Singhalesen, sondern Malaien und Kaffern. In der Festung befinden sich noch einige öffentliche Anstalten für höhere Bildung, z. B. die Bibliothek und auch die gelehrte Gesellschaft der Insel, welche regelmäßige Sitzungen hält und ein Journal veröffentlicht, tagt hier, sie nennt sich die Royal asiatic society, Ceylon branch. Der handeltreibende Theil der englischen Bevölkerung, sowie die Regierungsbeamten wohnen außerhalb der Festung und diese hat deshalb schon um 5 Uhr, wo die Geschäfte in der Regel aufhören, ein verödetes Aussehen.

Wer Lust hat, die europäische Bevölkerung mit einem Blicke zu übersehen, der findet an regenlosen Abenden die Gelegenheit dazu auf Galle Face, der Esplanade von Colombo. Während unter Tags die schattenlose, nur mit dürftigem Grase bewachsene Ebene verödet und nur der Tummelplatz der Springhasen (Meriones) ist, welche den Boden in allen Richtungen durchwühlen,

sammelt sich von 5 Uhr bis Sonnenuntergang die fashionable Welt oder Alles, was zu ihr gerechnet werden will. Wer einen Wagen oder auch nur einen Bandy oder ein Reitpferd besitzt, und mit Ausnahme der gemeinen Soldaten der englischen Truppen wird es kaum einen Europäer geben, der nicht das eine oder das andere hätte, ist dann hier zu finden, denn die Fahrt oder der Ritt am Strande unter dem kühlern Seewinde hat außer dem Herkömmlichen auch eine angenehme Seite. Es fehlt nicht an eleganten Damentoiletten, aber die Zahl schöner Pferde ist weit geringer, als man bei den großen Einkünften der Besitzer denken sollte. Die meisten Kutscher sitzen nicht auf dem Bocke, sondern laufen neben der Kutsche einher. Sobald die Sonne untergegangen ist, leert sich die Esplanade mit einem Schlage, nicht allein wegen des kurzen, nur wenige Minuten dauernden Zwielichts, sondern hauptsächlich aus dem Wunsche, der Nachtluft, welche für schädlich gehalten wird, zu entgehen und zur rechten Zeit zum Diner zu erscheinen, welches von den meisten um 7 Uhr eingenommen wird. Die Promenade ist das einzige öffentliche Vergnügen, wenn wir das des Kirchenbesuches am Sonntage ausnehmen, denn es gibt in Colombo weder Theater noch öffentliche Concerte.

Colombo ist der wichtigste Platz für den Colonialhandel, da die meisten Producte von dort verschifft werden. Die Schifffahrtsbewegung hat sehr zugenommen, seit die Cultur des Kaffees sich so rasch im Innern ausgebreitet und die Erzeugung des Cocosöls schwunghaft betrieben wird. Die Pflanzung und Ausfuhr von Kaffee hatte zur Zeit unserer Anwesenheit schon solche Dimensionen angenommen, daß man zur Erleichterung des Verkehrs mit der Idee umging, eine Eisenbahn von Colombo in die Kaffeedistricte anzulegen — ein Unternehmen, das bald

darauf begonnen, aber in's Stocken gerathen ist. [12]) Eine große Schattenseite Colombo's ist, daß es keinen eigentlichen Hafen, sondern nur eine offene Rhede besitzt, deren Ankergrund zwar gut ist, deren Tiefe gegen den Strand jedoch so allmälig abnimmt, daß große Schiffe in bedeutender Entfernung von der Stadt liegen müssen. Die Verladung geschieht durch Bote, aber unter ungewöhnlichen Schwierigkeiten während des Südwestmonsum, denn obwohl sich dieser nur selten — oft erst in Zeiträumen von vielen Jahren — zu einer orcanartigen Heftigkeit entwickelt, staut er doch immer das Meer so gegen die Küste, daß der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth — die bei seinem Aufhören 2 Fuß 10 Zoll beträgt — zu 15 Zoll und oft zu 5 Zoll herabsinkt und eine so heftige Brandung an das Ufer wirft, daß die Landung der Bote ungemein erschwert und Fremde immer mit großer Vorsicht gesteuert werden müssen. Die Säcke oder Ballen werden durch Kulies auf den Köpfen nach den Boten getragen und sind auch in diesem Falle noch der Durchnässung ausgesetzt. Die Korallenbank, welche in einer Entfernung von 6 bis 7 Meilen sich an der Küste hinzieht und zu den Barrierериffen gehört, ist für Colombo nicht gefährlich, da sie überall 15 und mehr Faden Wasser über sich hat. Ihre Breite beträgt 2500 bis 3000 Fuß und ihre Seiten sind steil.

Die Pettah oder die Stadt der Eingeborenen dehnt sich im Norden des Forts aus. Die meisten ihrer Häuser sind substantieller als die der kleinen Orte der Küste, welche wir passirt hatten, sie haben ein Erdgeschoß und Veranda, sind weiß getüncht und mit schweren Ziegeldächern gedeckt. In den Hauptstraßen, in denen ein lebhafter Verkehr herrscht, gibt es viele Verkaufsläden, die hauptsächlich von den Moormen gehalten werden, welche grobe einheimische und englische Baumwollwaaren,

eiserne Geräthe, Blech- und Thonwaaren, feinere Eisenwaaren, die mit Wachs überzogen, um sie gegen Rost zu beschützen, verkaufen. Die Tischler- und Drechslerarbeiten sind sehr zahlreich, mitunter schön und kunstvoll — besonders die eingelegten Arbeiten aus den Hölzern der Insel, die aber nicht exportirt werden, da das Holz in jedem andern Klima rasch schwindet. Wir sahen in Colombo und auch an andern Orten in Ceylon Tischplatten aus 10 bis 20 verschiedenen Hölzern; Kästchen, Schnitzwerk und Spielzeug aus Elfenbein sind zahlreich und oft sehr hübsch gedrechselt. Es fehlt auch nicht an Juwelieren, diese sind meist Moormen, welche bei den einfachen Mitteln, deren sie sich bedienen, mit europäischen Steinschleifern und Steinschneidern nicht erfolgreich concurriren können und die den Zollbeamten als Schmuggler europäischer Juwelen, deren Fassung sie verändern, bekannt sind.

Obwohl auch die nächste Umgebung von Colombo reich an Gärten und Palmen ist, so erschien sie mir doch minder anziehend als Galle. Wesentlich trägt die kahle Esplanade (Galle Face) auf der einen und die dicht gedrängten Häuser der Singhalesenstadt auf der andern Seite dazu bei. Der freundlichste Theil, gewissermaßen eine Vorstadt von Colombo, ist die Sclaveninsel, Slave Island, in einem künstlichen See, so genannt, weil die Holländer dort die Sclaven, welche der Regierung gehörten, Nachts einzusperren pflegten. Seit der Abschaffung der Sclaverei hat die englische Regierung die Casernen der farbigen Truppen dort erbaut.

Die Lebensmittel, welche feilgeboten werden, sind außer den Früchten, Gemüsen, Gewürzen und Getreidearten, vorzüglich aus Indien eingeführter Reis und Gramm. Getreidearten und gesalzene Fische bilden ein Hauptnahrungsmittel, besonders der

Katholiken. Auch der Fischmarkt ist gut versorgt, denn die gleichfalls katholische Fischerkaste ist um Colombo zahlreich. Trotz aller Fürsorge der Regierung läßt die Reinlichkeit der Straßen viel zu wünschen übrig, weil die Polizei, welche aus Eingeborenen besteht, sich besser in ihren steifen europäischen Uniformen als in der Erfüllung ihrer Pflichten gefällt.

Die Bevölkerung beläuft sich auf 50,000, darunter eine große Anzahl, vielleicht die Mehrzahl, indo-europäische Mestizen, von den Engländern allgemein Halfcasts genannt. Unter diesen überwiegen die von portugiesischer Abstammung jene der holländischen. Die erstern setzen ihrem Namen den Don vor, die letzten nennen sich Burgers, Ehrentitel, welche ihnen von den Regierungen zur Zeit der portugiesischen und holländischen Herrschaft verliehen worden waren und auf welche sie sich sehr viel zu Gute thun. Wie alle Mestizen haben sie mehr von den schlechten als den guten Eigenschaften der beiden Racen angenommen. Die portugiesischen Halfcasts sprechen noch die Lingua franca Indiens, das indische Portugiesisch, welches ein Gemisch von Hindustanisch, Tamil und Singhalesisch ist, in welches sich selbst arabische, persische, holländische und in neuerer Zeit auch englische Elemente eingemischt haben. Die portugiesischen Mestizen sind derzeit ein sehr herabgekommenes Mischvolk, von meist kleiner Statur, die in wiederholten Kreuzungen mit den Eingeborenen mehr diesen als der edeln Race gleichen und sich dann von jenen mehr durch ihre Anmaßung und ihren Don als durch ihr europäisches Blut unterscheiden. Sie sind eitel, faul, verschmitzt und dem Trunk ergeben. Sie sind vorwaltend der Religion des ersten Eroberers ihrer Väter ergeben geblieben, während die holländischen Halfcasts Protestanten sind. Der Hauptehrgeiz des Burgers ist, ein kleines Regierungsamt zu

erlangen, und die Mehrzahl der untergeordneten Stellen ist auch von ihnen besetzt.

Thätiger, klüger und schlauer als die Mestizen sind die Indo-Araber, welche sich in den Besitz der Handelsgeschäfte gesetzt haben und schon vor der portugiesischen Eroberung jene Rolle spielten, wie bei uns die Juden. In den Waarenmagazinen arbeiten eine große Anzahl Kulies, von der Malabarküste, welche unter den Orientalen Colombo's der schönste Menschenschlag sind, groß, schlank und doch kräftig; ihr Ernst und eine gewisse würdevolle Ruhe stechen sehr gegen die Leichtbeweglichkeit des Singhalesen ab.

Die englische Regierung und die Missionen haben viel für das Schulwesen geleistet und in jüngster Zeit hat das Englische so ungeheure Fortschritte gemacht, daß in Colombo unter den gebildeten Halfcasts das Holländische ganz verdrängt wurde.

Der Religion nach gehören die Bewohner Colombo's allen möglichen Bekenntnissen an; wir finden Buddhisten, Brahmadiener, Mohamedaner und Feueranbeter, sowie Christen aller möglichen Nuancen. Die Orte der Gottesverehrung sind jedoch ohne Unterschied des Cultus ohne jeden Kunstwerth.

Wir hatten während unseres Aufenthaltes einen großen Theil der englischen Residenten kennen gelernt, viele gut gemeinte Rathschläge und von allen Seiten viel Freundlichkeit erfahren, sehnten uns jedoch aus den beständigen Einladungen und dem schwarzen Frack hinaus in das Feld unserer Thätigkeit. Wir kauften Pferde und Sattelzeug, trafen alle Anstalten zu unserer Reise, schickten einen Theil unseres Gepäckes auf einem Bullockbandy oder Ochsenwagen nach Candy voraus und schieden von unsern neuen Freunden.

Fünftes Capitel.

Abreise von Colombo. — Reisfelder. — Ambepussy. — Vegetation. — Der Vorberg. — Kadaganawapaß. — Eintritt in das alte Candyreich.

Kurz vor Tagesanbruch verließen wir unser Hotel in der Festung, durchschnitten die Pettah und gingen über die Schiffbrücke des Kalani-Ganga, der im Norden der Stadt mündet. Als die Sonne am Horizonte emporstieg, waren wir schon auf der Landstraße, die wir ungeachtet der täglichen Regengüsse in demselben wohlerhaltenen Zustande fanden, wie die längs der Seeküste. Aber auch ihre nächste Umgebung spricht, wie sie selbst, mehr für die vorzügliche Administration der Insel als alle officiellen Reclamen; denn es wurde der Versuch gemacht, Teakbäume (Tectonia grandis) anzupflanzen, die an vielen der Küste nahe gelegenen Punkten Indiens schon selten geworden sind, in Ceylon vortrefflich gedeihen und bei dem hohen Werthe des Baumes als Schiffsbauholz im Laufe der Zeiten, wenn die Maßregel im Großen und consequent durchgeführt wird, der Regierung eine höhere Rente versprechen würde, als die unsichere Perlenfischerei, die seit vielen Jahren keinen Ertrag liefert.

Die Straße geht viele Meilen durch das Tiefland. Häuser

und Dörfer wechseln mit Feldern, Gärten und Palmenhainen, aber allmälig ändert die Landschaft ihren Charakter und nach wenigen Stunden trafen wir ein Hügelland mit weichen, sanft gerundeten Umrissen, aus wellenförmigen und breiten Anhöhen, in welchen die Cocospflanzungen seltener, die Areka und Caryota, sowie die Kaffeecultur im Kleinen und die Paddyfelder häufiger werden. Die Bambusgebüsche, deren schlanke Schäfte in der häuslichen Oekonomie eine so große Rolle spielen, sind in eben so häufigen und malerischen Gruppen um die Häuser und Hütten gepflanzt wie an der Küste.

Die Reis- oder Paddyfelder sind nicht immer auf der Thalsohle, sondern auch auf den Gehängen der sanft ansteigenden Hügel und sind dann in Terrassen abgetheilt. Einige Felder standen in hohen Halmen, einige wurden gejätet, andere waren noch in der Aussaat oder selbst erst in der Vorbereitung, das heißt durch eingetriebene Büffel oder Pflügen im Zustande von Durchwühlung und Breibildung. Der Pflug ist nur eine Art Rührholz ohne Pflugschaar, gewöhnlich ein Baumast. Im Wasser der Reisfelder werden Schaaren von kleinen weißen Reihern (Ardeola leucoptera) angetroffen. Ueberall ist ein Ueberfluß von Wasser, das von den Höhen herabrinnt, bei der großen Hitze ein wohlthuender Anblick, und da das Wasser fortwährend ab- und zufließt, sind die Felder nicht ungesund wie die in tiefen Stellen angelegten, wo das stehende Wasser einen Sumpf bildet.

Ein großer Theil des Landes ist jedoch ohne Culturen und mit dem meist aus Crotoneen bestehendem Gestrüpp und niederm Wald bedeckt, aus dem nur einzelne größere Bäume hervorragen. Eine auffallende Erscheinung unter ihnen bildet der Baumwollbaum, dessen rechtwinklig abgehenden Aeste in

übereinanderstehende Wirtel gestellt sind und ihm das Aussehen eines riesigen Candelabers geben. Er gehört jedoch nicht zu den echten baumwolleliefernden Gewächsen, sondern zur Gruppe der Bombaceen und die Wolle, welche die Samen einhüllt, ist kurzfasrig und härter, daher wenig zu Gespinsten, sondern nur zum Füllen von Kissen und Matratzen verwendbar. In den Niederungen erheben sich groß und schön wie unsere Linden einzelne Lagerstroemien mit kuppelartigem Laubdach, voll großer rother Blüthen, welche dem Baume aus der Entfernung das Aussehen einer riesigen Rosenlaube geben.

An andern Stellen ist das Gestrüpp niedergebrannt worden, um den Boden für den Anbau von Bergreis vorzubereiten. Nur einzelne Cycas sind der Axt und dem Feuer entgangen, die einen sehr merkwürdigen Zug in der Vegetation bilden. Der Stamm ist niedrig, gedrungen und mit zahlreichen Blattnarben besetzt; die Blätter, welche die Form einer Rosette bilden, sind groß und gefiedert wie die einer Palme, die einzelnen Blättchen steif wie die Blätter des Nadelholzes. Noch mehr erinnert der Blüthen- und Fruchtstand an den unserer Coniferen, denn er gleicht aus der Entfernung unsern Tannzapfen. Sowohl die Samen als der Stamm sind reich an Stärkemehl, das aber in Ceylon höchst selten eine Verwerthung findet. Die Treiber und Ochsen der Bullockbandies halten Tagsruhe im Schatten der Bäume, um der großen Hitze zu entgehen, da sie die Reise des Nachts vorziehen. Sie führen Reis und europäische Artikel in die Kaffeedistricte, haben aber in dieser Jahreszeit nur wenig Rückfracht. In dem von den Dörfern entlegenen überschwemmten Terrain bilden im Wasser stehende schwarze Büffel eine andere Staffage. Ueberall, wo die Pferde gewechselt werden, sammeln sich Gruppen von Neugierigen um den Wagen.

Um $9\frac{1}{2}$ Uhr hielten wir in Ambapussy, um zu frühstücken. Die Lage dieses Resthauses ist schön aber ungesund, und man beschuldigt das über die nackten Gneißfelsen fließende Wasser als die Ursache der bösartigen Wechselfieber.

Um Mittag langten wir vor einem höhern Bergrücken an, der wie eine Mauer das Königreich Candy, das Land der Hyacinthen der alten Geographen, von dem Tieflande scheidet und über welchen der Kadaganavapaß führt. Einst war hier undurchdringlicher Wald am Kamm und den steilen Abhängen. Die Berge bildeten mit dem vor ihnen liegenden sumpfigen Niederlande, das wie ein beständig nasser großer Festungsgraben das Bollwerk umgab, ein Hinderniß, welches weder die Portugiesen noch die Holländer überwältigen konnten und in welchem im Jahre 1818 noch die Engländer bedeutende Verluste erlitten. Der Mangel an Wegen, die Sümpfe und der dichte Wald, die Moskitos, Landblutegel und die Malaria wirkten als natürliche Hindernisse. Zu diesen kamen noch die künstlichen, denn die Unzugänglichkeit wurde eine fast absolute Undurchdringlichkeit durch die Anpflanzung stachliger Bäume (z. B. Caryota horrida) und Schlingpflanzen mit Stacheln (Toddalia aculeata), die einen lebendigen Verhau bildeten; durch das Dickicht führten nur wenige schmale Pfade, auf denen nur Einer hinter dem Andern gehen konnte, die an den Grenzen des Waldterritoriums durch schwere Fallgitter aus dornigen Baumstämmen geschlossen werden konnten, und die Niemand bei Strafe der Gefangenschaft, des Ohren- oder Nasenabschneidens und selbst des Lebens passiren durfte, der nicht die Erlaubniß des Königs hatte. Thorwachen forderten hier die Pässe von den mit Salz und Betelnüssen handelnden Kaufleuten, welche als Legitimation einen Abdruck des königlichen Siegels in Thon mit sich führten. Die

Wege führten in der Nähe von Befestigungen im Zickzack, um sie lange in der Schußweite zu halten, und häufig über Bäche und Flüsse, die nur durch einen Baumstamm überbrückt waren. Es waren also alle Hilfen, welche die Natur für die Defensive und den kleinen Krieg bot, vermehrt und raffinirt worden.

Das einzige Mal, als die Portugiesen 1612 auf dem Punkte standen, mit Hilfe ihrer schwarzen Soldtruppen, welche dem tödtlichen Fiebermiasma besser trotzten, von Attegodde aus die Pässe unter dem Artilleriefeuer der Candytruppen, unter denen Malaien und portugiesische Renegaten waren, mit schwerem Verluste zu forciren, wurde der Candykönig durch die Holländer, die im Osten der Insel unter Boschkouveur gelandet waren und von denen mehrere Officiere in dem eben erwähnten Kampfe Theil nahmen, gerettet.

Jetzt ist der Wald stellenweise niedergehauen, um den Kaffeepflanzungen Raum zu geben. Die Reste des Hochwaldes, meist an schwer zugänglichen und abschüssigen Stellen, bestehen aus Terminalien, Ficus, Mesua und anderen Bäumen, deren Stämme mit Orchideen, Pothos und schmarotzenden Farren bekleidet und deren Kronen mit Lianen aus Vitis, Cissus, Piperaceen und großblumigen Winden übersponnen sind. Zwischen diesen dunkelgrünen glänzenden Blätterzelten blickt das weiße Laub der hohen Mussända durch und im Unterholze fallen die vielen Scitamineen auf, von denen eine (Canna) in brennend rothen Blüthen prangte. Hier sahen wir auch die erste Erdorchidee (eine Neottia).

Gegenwärtig führt eine von Capitän Dawson, unter der Verwaltung des Gouverneurs Sir Edward Barnes angelegte, sehr gut erhaltene Straße über den Paß, auf dessen 1700 Fuß hohem Culminationspunkte ein einfaches Denkmal das Gedächtniß

des englischen Ingenieurs ehrt. Auf dem obern Theile des Bergrückens zu beiden Seiten des Passes sind einige Kaffeeplantagen, welche Engländern gehören. Unten liegt das Kesselthal von Candy und von Zeit zu Zeit zeigt sich der Wasserspiegel des Mahawelle-Ganga. Die Straße führt in sanften Windungen auf der anderen Seite in's Candythal hinab.

Sechstes Capitel.

Candy. — See. — Centrum des Buddhucultus. — Dalada-Malagawa, der Haupttempel. — Der heilige Zahn. — Der alte Königspalast. — Scenerie. — Klima. — Zuckerpflanzung. — Brücke über den Mahawelle-Ganga. — Botanischer Garten. — Commercielle Bedeutung.

Candy, die Hauptstadt des alten Candykönigreiches, entspricht weder durch die Ausdehnung noch durch den Glanz seiner Gebäude und den Reichthum seiner Bewohner den Vorstellungen, die wir uns in Europa von der Hauptstadt eines orientalischen Königreiches machen, noch dem pomphaften Namen Maha-Neuwara (große Stadt), unter dem diese alte königliche Pfalz in den Annalen Ceylons gefeiert wird. Der Ort besteht aus zwei Straßen, deren Häuser im allgemeinen Landesstile gebaut und durch eine Esplanade von dem Tempelgebäude mit Buddhu's heiligem Schrein getrennt sind. Im Hintergrunde erhebt sich auf einem sanften Hügel der Palast des englischen Gouverneurs, und auf den benachbarten Höhen, welche die Stadt mit ihrem künstlichen See kreisförmig umgeben, stehen in malerischen Lagen die Häuser mehrerer Europäer. Ihre Veranden, die rothen Ziegeldächer und die weißen Wände heben sich auf dem saftigen Grün malerisch ab.

Der See, die Hauptzierde des Thales, ist ein Kunstproduct und wurde erst von dem vorletzten König angelegt. In seiner Mitte ist eine kleine Insel, auf der früher die Badelocalitäten des königlichen Harems waren, die gegenwärtig als Pulvermagazin benutzt werden. Ein sehr gut erhaltener Weg läuft am Gestade hin, der kurz vor Sonnenuntergang von Engländern und Eingebornen als Promenade benutzt wird. Es ist ein ähnlicher Corso mit kleinen Wagen und schlechten Ponys wie in Colombo; die Toiletten der Damen und Herren sind minder glänzend, aber mehr dem Pflanzerleben entsprechend. Die Concerte der Musikbande des 13. Regiments locken Alles auf die Esplanade, und man sieht dann neben dem rothen Rock die gelbe Toga kahlgeschorener Buddhupriester.

Dalada Malagawa ist der Name des vorerwähnten Tempels, wörtlich der Palast des Zahnes. Im Vorhofe steht ein großer heiliger Feigenbaum (Ficus religiosa) mit steinerner Umwallung. Es ist der Bogaha der Singhalesen, ein Feigenbaum mit oval-herzförmigen, langgestielten Blättern, die von den Frommen wie Reliquien aufbewahrt werden. Von hier steigt man durch einen mit Sculpturen bedeckten Eingang einige Stufen aufwärts in eine Art Corridor oder zweiten Vorhof. Indem man sich in diesem rechts wendet, kommt man zum eigentlichen Tempeleingang. Handtrommeln und Kesselpauken, Pfeifen und die kurzen Trompeten hängen umher, mit denen zu regelmäßigen Stunden zur Andacht getrommelt und geblasen wird. Diese heilige Musik ist ein ohrenzerreißendes Charivari.

Am Eingang stehen zwei steinerne Leoparden. Der Oberpriester und der erste Häuptling von Candy, an seinem Barett und einem dicken Wulste weißen Mousselins um die Lenden kenntlich, geleiteten uns weiter, ohne daß wir die Ceremonie des

Stiefelausziehens mitzumachen genöthigt wurden. Durch den engen Thorweg und eine schmale Treppe gelangt man in das erste Stockwerk, wo sich das Sanctuarium befindet. Es ist fensterlos, wird aber durch beständig brennende Lampen erleuchtet. Die Wände sind mit weißen, buntgefärbten und goldgestickten Stoffen bedeckt, die Flügelthüren haben reiche Metallverzierungen. Auf einem Altar steht ein Tabernakel (die Karandua) von der Form einer Glocke, aus Silber und reich vergoldet. Im Innern desselben befindet sich in vielfacher Einwicklung der heilige Zahn Buddhu's. Aus Delicatesse für die religiösen Gefühle der Buddhisten, aber zum Nachtheile meiner Studien in vergleichender Odontographie verlangten wir keine weitere Profanirung. Der Reliquienkasten ist mit kostbarem Geschmeide und goldenen Ketten behängt, Geschenke und Opfer der Gläubigen aus alter und neuer Zeit. Unter den Edelsteinen befindet sich ein ausgezeichnet schönes großes Katzenauge. Neben dem Tabernakel ist ein Buddhubild aus Gold und eins aus Bergkrystall; goldene Schüsseln, aus denen Goutama Buddhu aß, und andere Geräthe, deren er sich bediente, stehen umher oder sind in feine Tücher eingewickelt. Es erinnert an die heiligen Grals und die Schatzkammern anderer Länder. Beim Lampenschein gewährt der Tabernakel einen eben so phantastischen als prächtigen Anblick. Vor dem heiligen Schrein waren die Opfer niedergelegt, die auch hier aus Plumi feria, Jasminum und Nerium odorum bestanden. Ihr Duft so wie der Geruch des parfümirten Cocosöles, das in den Lampen brannte, wirkte so betäubend in dem engen kleinen Gemach, daß ich genöthigt war, es zu verlassen, ehe ich noch alle die Herrlichkeiten genügend besichtigt hatte.

Der heilige Zahn, der nach englischen Berichten nur ein Stück altes Elfenbein sein soll, was der Echtheit nicht schadet,

da Buddhu ja ein Rattelier getragen haben könnte, ist das Palladium der Insel, deren Bewohner nur den als rechtmäßigen Herrn anerkennen, der sich im Besitz desselben befindet. 543 vor Christo wurde es durch einen Schüler Buddhu's aus der Asche des Scheiterhaufens gerettet und dabei die Stadt Dantapoora in Hindostan (Stadt des Zahnes) gebaut. Als im vierten Jahrhundert die Buddhisten vertrieben wurden, kam es nach Ceylon. Als einst bei einer feindlichen Invasion Candy erobert und von dem feindlichen Heerführer zerstört worden war, hatten die Priester nichts Eiligeres zu thun, als den Zahn durch ein Wunder an einem andern Orte wieder auftauchen zu lassen. Nachdem die Engländer Candy in Besitz genommen hatten, hielten die Häuptlinge es für viel wichtiger und entscheidender, daß der Zahn in englischen Händen war, als die Gefangennehmung ihrer Anführer. 1815 wurde der Zahn feierlich dem Tempel wieder übergeben. 1817 von den Eingebornen heimlich entfernt, als er wieder in die Gewalt der Truppen gefallen war, wurde das Ereigniß für bedeutender gehalten als der Sieg. In der 1834 versuchten Insurrection machten die Aufrührer einen neuen Versuch, der nur durch einige Priester vereitelt wurde, welche, vom Gouverneur angestellt, ihre Posten zu verlieren fürchteten. Von 1818 bis 1847 wurde der Zahn von der Colonialregierung überwacht und unter ihren Auspicien wiederholt ausgestellt, wobei es nicht an Feierlichkeiten fehlte. Dies wurde sowohl hier als in England als ein großer Scandal und als Dämonenverehrung denuncirt, in dessen Folge im letztgenannten Jahre aus dem Mutterlande der entschiedene Befehl an die Colonialregierung gelangte, das Heiligthum den Priestern auszuliefern. Während der Schilderhebung des nächsten Jahres jedoch hielt die Regierung es für nothwendig, auf's Neue davon

Besitz zu nehmen, damit es nicht von den Priestern und Häuptlingen als Mittel benutzt würde, größere Volksmassen zum Anschluß an die Insurrection zu bringen. Sowohl die Schlüssel des Tempels als die des Sanctuariums mußten von den Priestern dem Commandanten ausgeliefert werden und englische Soldaten wachten auf's Neue an den Tempelpforten.

Mehrmals im Jahre finden große Festlichkeiten Statt; besonders prächtig soll die allgemeine Tempelfahrt Perraherra [13]) im August sein, wo die Elephanten auch der benachbarten Tempelhöfe nach Candy gebracht werden. Früher wurden bei diesen Processionen von der englischen Artillerie die Salutschüsse gefeuert, was natürlich ein so großes Aergerniß für die Puritaner war, daß es jetzt unterbleibt.

Ein anderes altes Gebäude ist der Palast der Candykönige, ein langes ebenerdiges Gebäude mit dicken Mauern und düstern unfreundlichen Zimmern. Er ist aus Stein gebaut und mit rohen Sculpturen bedeckt, die unter der wiederholt aufgetragenen weißen Tünche sehr unkenntlich zu werden anfangen. Plumpe Vögel und Königsbilder mit einem Scepter, der ein keulenförmiger Krummstab ist, bedecken die Wände; sie sind sehr roh und haben jenen fratzenhaften Ausdruck, der in der indischen Sculptur einer der Hauptcharaktere ist und auf Ceylon eben so conventionell scheint, wie die mathematische Steifigkeit und Nacktheit in der egyptischen Kunst. Eine Ausnahme machen die Buddhubilder, die selbst in der rohesten Durchführung ernst und mild sind. In diesem Palaste, der gegenwärtig vom Gouverneur der Centralprovinz bewohnt wird, war der holländische General de Werdt ermordet worden.

Das Wetter war sehr wechselnd — es war die Zeit des Monsums — die Regen häufig, aber nicht anhaltend, die Luft

im Thale beständig ruhig, vor und nach dem Regen drückend schwül, trotz des Unterschiedes von 1600 Fuß, der zwischen dem Spiegel des Sees von Candy und dem indischen Ocean besteht. Die Abende sind aber kühler als an der Küste und die Temperaturschwankung in 24 Stunden stieg bis 5 Grad R.

Einer der schönsten Punkte ist Lady Horton's Road. Eine sehr gut erhaltene Straße führt auf einen der nächsten Berge, von dessen Gipfel die Aussicht schön und voll Abwechslung ist. Zu den Füßen des Beschauers liegen die weißen Häuser der Stadt und der blaue See. Die nächsten Hügel sind mit Wald, Gärten und Kaffeepflanzungen bedeckt, aus denen die weißen Bungalos, die modernen Ritterschlösser der europäischen Ansiedler im Orient, sich freundlich abheben. Hinter der ersten Hügelreihe schießt der Mahawelle-Ganga mit seinem Wasser rasch durch den Thalgrund, hier und dort eine Stromschnelle bildend. Im Hintergrunde erheben sich die pittoresken Höhenrücken des centralen Berglandes, eine Kette über der andern, bis die letzten hohen Kuppen und Spitzen dieses großartigen Bergamphitheaters, in dessen Mitte wir stehen, sich in die Wolken verlieren.

So schön dieses Bild in sonnenhellen Morgenstunden ist, wo die Masse von Licht durch das tiefe Blau des Himmels und das lachende Grün der Berglehnen dem Auge erträglich wird, so düster ist es vor und während der Regenzeit. Schon am Morgen ist der Himmel bis auf einzelne blaue Flecken verschleiert; es verschwimmen die Berge der zweiten Kette, statt deren das Auge nur weißlichgraue Bänke trifft, von denen schwarze und bleigraue Wolken wie schwere Draperien herabhängen; alle Gegenstände erscheinen in ungewissem Lichte, und in dem engen Thale sieht es erdrückend und beengend aus, denn der See reflectirt die grauen Himmelstöne und sein Spiegel

sieht wie angelaufen aus. Die Ruhe der Luft ist dann melancholisch. Weiter gegen Mittag lagern sich die Wolken auch auf den nächstgelegenen Bergen und Wäldern, sie wachsen geräuschlos und lassen das Grün des Waldes noch dunkler und gleichförmiger, aber weniger glänzend erscheinen, da die zurückgeworfenen Lichter fehlen. Die Vogelstimmen werden schwächer und verstummen endlich mit der zunehmenden Schwüle gänzlich und selbst die Uferschwalben und die geschwätzigen Mainas suchen ihren Versteck, als fürchteten sie den Gram und die Schwermuth. Die Wolkenmassen sinken immer tiefer und lasten wie ein Alp auf dem Gemüth. Endlich verlängert sich der untere Saum des Wolkenlimbus in einen Spitzenbesatz, die Blitze zucken durch die dunkeln Haufen, näher rollen die Donnerschläge und die Krisis tritt ein: die Wolken öffnen sich plötzlich und der tosende Regen stürzt in großen Tropfen mit lautem Prasseln herab und verhüllt selbst die nächsten Gegenstände. So groß auch die Wassermasse ist, die sich entleert, so dauert diese Art des Regens, den die Europäer hier bloß mit dem Namen Schauer belegen, doch nie lange, wiederholt sich aber öfter. Die Nächte sind regenlos, aber die Wasserdünste sind so groß, daß die Sterne wie durch einen dünnen Schleier sichtbar sind. [14])

In der Nähe von Candy befindet sich eine Zuckerplantage, in welcher ein Theil des Rohres blühte. Neugepflanztes Rohr wird nach 14 Monaten zum ersten Male geschnitten, dann alle 12 Monate. Nach fünf Jahren muß es neu gepflanzt werden. Eine Gallone Saft gibt ein Pfund Rohzucker.

Der Glanzpunkt in der nächsten Umgebung ist der botanische Garten von Paradenia, drei Meilen südwestlich von Candy. Eine schöne Brücke aus Satinwood führt über den Mahawelle, gebaut unter Sir Edward Barnes, der sich um die

Communicationsmittel und dadurch um die wirkliche Prosperität der Insel die größten Verdienste erworben hat. Der Garten ist reich an tropischen Pflanzen und war nach dem ursprünglichen Plane ein Acclimatisationsgarten. Der Director bezieht dreihundert Pfund. Die Zeichner, Gärtner und Aufseher sind Singhalesen, das bedeutende Arbeiterpersonal besteht aus Malabaren. Der Garten war 1819 von Sir Robert Brownrigg angelegt und der bei Colombo in derselben Zeit aufgelassen worden.

Seitdem die Kaffeecultur in überraschender Weise sich vergrößert hat, ist Candy, das höchstens als Sommerresidenz des Gouverneurs eine temporäre Bedeutung erhalten hatte, ein wichtiger Ort geworden, denn ringsum liegen Pflanzungen, und der bedeutendste Kaffeedistrict der Insel, der von Pussilawa, hat in der Straße nach Candy seinen einzigen Abzug. Es haben sich daher Vorräthe aller Art hier gesammelt und eine Bank etablirt, welche vorzugsweise mit den Pflanzern Geschäfte macht.

Siebentes Capitel.

Die östlichen Wälder. — Die Begleiter. — Matale. — Singhalesische Paria. — Felsentempel von Alu-Wihara. — Eintritt in die Ebene. — Nallande. — Die Resthouses. — Singhalesische Küche. — Ein Talavan. — Wandernde Kulies und wandernde Schmetterlinge.

Ich hatte beschlossen, quer durch das Land nach Trinkomali zu gehen und dort meine Zeit durch das Studium der Meerfauna zu verwerthen, während mein Freund v. Fridau Vorbereitungen traf, den Mahawelle-Ganga zu beschiffen. Er wollte den Hauptstrom und die wichtigeren Zuflüsse verzeichnen, die anliegenden Wälder untersuchen und mich dann an der Ostküste wieder treffen. Es war ein gewagtes Unternehmen, das nur durch seine Ausdauer unter den größten Beschwerden gelang. Nur ein Europäer vor ihm, Mr. Brooke, hat den Mahawelle seiner ganzen Länge nach beschifft, aber v. Fridau war der erste, der nicht nur die wichtigen Positionen astronomisch bestimmte, nicht nur über Wassermenge, Gefälle, Stromgeschwindigkeiten, Temperatur und Tiefenmessungen, die Einmündungen der Nebenflüsse, die sorgfältigsten Untersuchungen mit allen Mitteln, welche die Wissenschaft bietet, anstellte, sondern auch ein reiches Material zur Kenntniß der noch nie betretenen Waldregionen, die bis

dahin nur von malabarischen Holzschlägern und Jägern besucht worden waren, mitbrachte.

Der Weg von Candy nach Trincomali beträgt 136 englische Meilen. Ich hatte mein Gepäck schon von Galle aus zur See dahin geschickt und mich für meine Tour in's Innere nur mit dem Nothdürftigsten versehen. Die Straße führt zwar den Namen einer Fahrstraße, jedoch nur euphemistisch, denn, obwohl immer in der Ebene, fand ich sie doch in einem solchen Zustande von Unfertigkeit, daß selbst ein leichtes Cabriolet in beständiger Gefahr wäre, in den vielen Löchern zerbrochen zu werden. Vor Allem sind die Brücken schlecht oder fehlen gänzlich und der Verkehr ist so klein, daß es fraglich ist, ob sich ein vollständiger Ausbau rentiren würde. Man zieht es daher allgemein vor, die Reise zu Pferd oder im Palankin, der hier Duhlie heißt, zu machen und das Gepäck durch Kulies fortschaffen zu lassen.

Ich hoffte, früh am Morgen aufzubrechen und Mittags Matale zu erreichen, der Einkauf der wenigen Sachen wurde jedoch von meinen Dienern so verzögert, daß ich erst um halb vier Uhr Nachmittags die Reise antreten konnte.

Für die Reisen im Innern bedienen sich die Ansiedler eines sehr praktischen Anzuges. Beinkleider und Jacke sind aus ungebleichtem Drill oder weißem Baumwollenstoff, und ein dicker Hut von der Form einer Pickelhaube, aber leicht wie ein Filzhut, aus dem Marke einer Wasserpflanze, [15]) vorn und hinten mit einem breiten Schirm, um die Stirn und den Nacken zu schützen, bildet die eben so zweckmäßige als eigenthümliche Kopfbedeckung. Noch viel einfacher ist das Reisecostüm meiner Begleiter; mein Diener, der sich den Titel Apu, das ist erster Diener, beigelegt hat, wozu er ein Recht der Priorität hatte und der ein singhalesischer Elegant ist, trägt um die Lenden den Comboi, das ist

ein großes Stück buntgedruckten Cattun, das bis zu den Knöcheln herabreicht; der obere Theil des Körpers so wie der Kopf sind unbedeckt; seine Haare sind, wie bei allen Singhalesen, in einen großen Zopf geflochten, der nach Frauenart aufgerollt und durch einen breiten Schildpattkamm befestigt ist. Zum Schutz gegen die Sonne trägt er den hier allgemein üblichen chinesischen Schirm, dessen Gestell aus Bambusrohr und dessen Ueberzug aus gefirnißtem und bemaltem Papier verfertigt ist; ein solcher Schirm kostet 1 Schilling und ist unverwüstlich. Mein Pferdewärter und die Kulies gehen nackt bis auf einen Lendenschurz und einen Turban, die allgemeine Tracht der Malabaren niederer Kaste. Beide Kleidungsstücke sind große Stücke weißen Baumwollenstoffes, welche aufgerollt des Nachts den Leuten als Betttücher dienen. Die drei Malabaren sind große, muskulöse junge Männer mit dunkelbrauner, glänzender Haut, schönen großen Augen und ausdrucksvollen, aber ernsten Gesichtern; jeder von ihnen trägt einen meiner Blechkasten, der ungefähr fünfzig Pfund wiegt und die auf der Reise nöthigen Dinge enthält, auf dem Kopfe; sie bekommen gewöhnlich neun Pence bis einen Schilling Tagelohn, verlangten von mir jedoch für die ganze Reise zwölf Schillinge. Mein zweiter Diener, Mahmud, ein Malaie, der früher im Schützenregimente gedient und den ich in Colombo aufgenommen, um als Jäger und Ausstopfer zu fungiren, war einen Tagemarsch voraus. Er hat in echt orientalischer Weise wieder seinen Gehilfen und dieser einen Lastträger oder Kulie. Mein kleines Gefolge besteht demnach aus einem großen Gemisch von Nationalitäten und Racen.

Unsere englischen Freunde tadelten meine mangelhafte Ausrüstung; sie sagten, daß ich ein Zelt, ein vollständiges Bett, frische und gesalzene Provisionen und einen Koch mitnehmen

sollte. Das Zelt ist auf Reisen, außer in den Wüsten, eine Last; zum Feldbett kehrte ich jedoch später reuig zurück; bezüglich der Lebensmittel huldigte ich schon damals dem Grundsatze, den meine spätern Erfahrungen bewährten, möglichst nach Art der Eingebornen zu leben.

Um halb vier Uhr setzte ich mich endlich in Bewegung und trabte schnell die ersten Meilen bis zum Mahawelle. Zu beiden Seiten der Straße stehen Häuser der Eingeborenen, umgeben von malerischen Baumgruppen, Bananen und Gartenpflanzen; manche sind in den Fruchthainen völlig begraben und verrathen sich nur durch dünne aufsteigende Rauchsäulen und das Geschrei der Kinder. Am Mahawelle-Ganga ist eine Fähre, an welcher ich einige Zeit warten mußte, weil drei gezähmte Elephanten den Fluß durchwateten; sie hatten ausgezeichnet lange Stoßzähne, auf deren Vorhändensein man bei der Wahl der für den Tempeldienst bestimmten immer sieht, denn in Ceylon hat nur ein kleiner Theil der Elephanten wohl entwickelte Eckzähne. Ich war genöthigt, meinem Pferde die Augen zu verbinden, da es beim Anblick der Elephanten scheu wurde. Eine halbe Stunde später näherte ich mich dem Ballakadawapasse, dessen Scenerie sehr malerisch ist. Die Bergformen sind mannigfaltig, der Baumschlag ist hoch, luftig und üppig, und eine Menge Wasser stürzt und rieselt von den Höhen herab. Die Bäche des andern Abhanges fließen nordwärts. Hier und da sah ich auf den Abhängen Kaffeepflanzungen; die untern hatten Beeren, die obern prangten noch im weißen Blüthenschmucke. Die Cocospalme wird jedoch auffallend seltener. Die Anlage der Straße ist sehr gut, gegenwärtig aber an vielen Stellen durch die Gewalt der Bergwasser beschädigt oder förmlich durchbrochen. Es war völlig dunkel geworden, als ich allein in dem Hauptorte des Districts

Matale anlangte. Der Ort wird von den Engländern gewöhnlich mit demselben Namen belegt, sein einheimischer Name ist jedoch Gongawelle. Mr. B., der politische Beamte, der zugleich Richter ist, war mir eine Strecke entgegengegangen, da er mich bereits erwartete, um mich nach seinem Hause einzuladen. Er ist ein junger, sehr gebildeter, liebenswürdiger Mann, der sich für das Land, welches er regieren hilft, lebhaft interessirt und Thatsachen über den gegenwärtigen und frühern Culturzustand sammelt. Ich folgte sehr gern seiner Einladung und brachte einen Tag mit ihm zu.

Das Thal von Gongawelle liegt 1100 Fuß hoch und ist ringsum von hohen Bergen umgeben. Das Klima ist heißer und trockener als in Candy und ich fühlte mich viel weniger behaglich, obgleich der Himmel den ganzen Tag über bewölkt war. Die Temperatur im Schatten war am 21. Juni, Morgens 9 Uhr, 20,6 Grad R., der nasse Thermometer stand auf 18 Grad R.

Der Ort Matale dehnt sich zu beiden Seiten der Straße in einer doppelten Häuserreihe eine englische Meile weit aus. Die größte Zahl der Bewohner sind Mohamedaner. Der Bazar war gut bestellt und enthielt außer Lebensmitteln Baumwollenstoffe, feine Matten, Schnitzwerk aus Elfenbein und Ebenholz für Messerhefte und dergleichen. Die singhalesische Bevölkerung der Umgebung ist industriös und Viele sind wohlhabend. Gegenüber auf einem Hügel liegen die Trümmer des Forts Mac Dowel, früher eine englische Militärstation, aber seit lange verlassen und gegenwärtig vom Wald überwachsen, obwohl der Name noch auf allen Karten figurirt. In Matale kam es während der letzten Insurrection im Jahre 1848 zu blutigen Conflicten, wobei der Gerichtshof und die Wohnung des Beamten zerstört wurden. Auf Anrathen einiger Beamten verfuhr Lord Torrington

sehr hart mit den Aufständischen und mehrere derselben wurden hier kriegsrechtlich erschossen. In der Nähe ist eine Quelle, welche in den Sagen des Landes eine große Rolle spielt, da sie an der Stelle, an welcher Sita, von Ravana entführt, ausruhte, entsprungen sein soll. In geringer Entfernung war das alte Walabaneuwara, die Residenz und der Waffenplatz Vijeja Pala's, des singhalesischen Prätendenten, der ein eigenes Reich stiftete, zuletzt aber im Kampfe gegen seinen Bruder erlag, worauf er Zuflucht bei den Portugiesen suchte und in einem Kloster in Goa starb.

Brillenschlangen und die große Mygale sind überall in der Umgebung, Süßwasserfische, meist karpfen- und welsartige, und crangonartige Krebse sind häufig. Die Termiten, unrichtig auch weiße Ameisen genannt, errichten überall ihre kegelförmigen, zwei bis drei Fuß hohen Bauten; der interessanteste Fund war ein rosenrother Batrachil mit schwarzblauen Flecken.

Nachmittags ließ mein Wirth einige Rodis kommen, die in der Nähe wohnen. Sie heißen auch Rodias und sind eine der niedrigsten, vielleicht die am meisten verachtete Kaste; denn alle übrigen halten sich für verunreinigt, wenn sie dieselben berühren oder ihnen nahe kommen. Wagen sie sich in die Nähe ihrer Wohnungen, so werden Steine nach ihnen geworfen oder die Hunde auf sie gehetzt. Sie essen Alles und sollen selbst den Genuß jener Thiere nicht scheuen, welche eines natürlichen Todes gestorben sind. Der Besuch der Tempel ist ihnen untersagt, obwohl sich buddhistische Glaubenslehren unter ihnen noch immer erhalten haben. Gemeinschaft der Weiber ist bei ihnen gebräuchlich; ihre Sprache ist singhalesisch, soll jedoch viele eigene Worte enthalten, die aber vielleicht nur Verstümmlungen oder eine Art Rothwelsch sind. Der Ausdruck ihrer Physiogno-

mien ist rein singhalesisch. Sie nahten sich nur schüchtern, als mein Wirth sie einlud, näher zu treten; es befremdete sie offenbar, daß Europäer sie in die Nähe kommen ließen. Einige haben kleine Grundstücke, die sie bebauen, andere ziehen umher. Ihre Weiber sollen schön sein und gelten bei den Singhalesen als Wahrsagerinnen, treiben aber auch andere Zigeunerkünste. Den Ursprung der Kaste kennt man nicht. Nach einer Sage sollen ihre Voreltern in Verachtung gekommen sein wegen fortgesetzten Kuhfleischessens, als alle Andern sich lange schon desselben enthielten, welches also hoch in die Zeit hinaufreichen würde, ehe noch der Buddhismus die herrschende Religion im Lande war. Nach einer andern Sage stammen sie von Jägern des königlichen Hofhaltes ab, welche degradirt wurden, weil sie in Ermanglung einer Jagdausbeute ein Kind ermordet und für die königliche Tafel zubereitet hatten. Unter den Candykönigen lieferten sie einen Tribut an Riemen zur Verfertigung der Schlingen beim Fange der wilden Elephanten.

Nicht weit von Matale ist ein Dorf mit christlicher Bevölkerung, die wahrscheinlich die Abkömmlinge der Kriegsgefangenen aus der Zeit der portugiesischen Herrschaft sind.

Am 22. verließ ich Gongawelle. Obwohl es früh am Morgen war, waren alle Kaufläden schon geöffnet und ein lebhafter Verkehr fand in den Bazars Statt.

Ich setzte meine Reise in nördlicher Richtung fort. In der Entfernung von zwei Meilen sind einige Tempel, die ich besuchte. Es sind die in Gneißfelsen eingehauenen Grottentempel von Alue-Wihare, zu denen man auf Treppen hinaufsteigt. Vielleicht waren es ursprünglich Höhlungen, die nur erweitert wurden. Die Räumlichkeiten sind klein, das Gewölbe sehr gedrückt, nicht gleichförmig oder vielleicht gar nicht gemeißelt und die Wände

mit Farben bunt bemalt. Früher waren sieben Tempel vorhanden; aber 1803 sind sie von den englischen Truppen zerstört, zwei jedoch seitdem wieder restaurirt worden. Im ersten befindet sich ein liegender Buddhu von beiläufig 24 Fuß Länge mit offenen Augen, die eine Hand unter dem Kopfe; mit Ausnahme des Gesichts und der Hände ist er mit Schellack gelb bemalt. Ich hatte früher sowohl von meinen Dienern und selbst von Fremden sehr viel von den gelben Marmorstatüen gehört. Da ich allein war, erlaubte ich mir einen kleinen Tempelfrevel, den ich aber gestehen will: um das materielle Substrat des Götterbildes vorsichtig zu untersuchen, kratzte ich etwas von der Farbe mit einem Federmesser ab und fand, daß es aus geknetetem Thon bestand, der später glatt gerieben und bemalt worden war. Ich ermittelte später, daß zu solchen Statüen, zu den Reliefs, zu den metallurgischen Operationen und dem Brennen der Edelsteine durch die Moormen der Thon der Termitenhügel, als der feinste, genommen wird. Die Formen des Bildes sind weich, fast weiblich; doch im Halbdunkel der Grotte, die nur wenig Licht durch den Eingang erhält, ist der Ausdruck des ruhenden Gottes nicht ohne eine gewisse Größe. Außer dem liegenden sind noch zwei sitzende Buddhus von kleinern Dimensionen vorhanden.

Der andere Tempel enthält eine stehende Buddhufigur und zur Seite zwei kleine Götterbilder in sitzender Stellung. Ueber dem Eingange des Tempels sind zwei fliegende Genien, die eine kleine Buddhufigur zu tragen oder mit ihr aufzufliegen scheinen. Ihre Flugorgane gehören nicht den Vögeln an, sondern der höhern Thierclasse; sie sind nach dem Modell der Fallschirme der fliegenden Eichhörnchen gebaut. Vor einem zweiten Tempel saßen einige Singhalesen, welche Gebete recitirten und dann einen monotonen Hymnus sangen, Blumen und Betelblätter opferten.

An einem der großen Gneißfelsen befindet sich eine Inschrift in runden Charakteren, und auf dem Gipfel eines andern Felsens ist eine zwei Fuß lange Vertiefung, welche als eine Fußspur Buddhu's angesehen wird, ausgemeißelt.

Das Land ist hügelig, der Weg daher sehr wechselnd, zwar keine grandiosen, aber immer neue und reizende Scenen bietend. Acht Meilen weiter nach Nordosten wurde das Land wellenförmig und endlich eben. Als die Berge niedriger wurden, gestaltete sich auch die Vegetation minder schön und minder kräftig. Das üppige, fast schwärzliche Saftgrün wurde stellenweise blässer und die graugrünen Flecken von Crotoneen, Dillenien und Gmelinien wurden immer häufiger. Auffallend fand ich den Mangel an blühenden Gewächsen. Nur an den Flußufern tritt die Vegetation in ihrer ganzen Urwüchsigkeit wieder auf.

Um elf Uhr erreichte ich Nallande, vierzehn englische Meilen von Matale; kurz vor dem Orte war eine Brücke zerstört und ich mußte einen kleinen Umweg durch den Wald machen.

Ich hatte meinen Diener und die Kulies vorausgeschickt; den ersten fand ich hier auf mich wartend, die letztern waren mit dem Piun — wie hier die Amtsdiener noch heißen — den mir mein freundlicher Wirth mitgegeben hatte, vorausgegangen. Der Name ist ein Rest aus der portugiesischen Zeit. Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als der kleine, kaum fünf Fuß hohe Mensch, der seine männliche Würde nur durch einen in englischer Manier frisirten Backenbart zur Schau trug, mit wichtiger Miene auf seinen Kindersäbel hinwies und mir betheuerte, er werde mein Eigenthum gegen alle Eventualitäten kräftig beschützen.

In Nallande war das Resthaus in einer traurigen Verfassung. Das alte Gebäude war niedergerissen oder abgebrannt

und das malabarische Hospital diente provisorisch den Reisenden zum Obdach. Die edle Humanitätsanstalt war in einem Zustande von Verkommenheit. Einige Stangen sind in die Erde gesteckt und durch ein Flechtwerk verbunden, dessen Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt waren, der aber meist zerbröckelt und herausgefallen war. Der Wind hatte das Dach abgedeckt und der blaue Himmel blickte in die zwei Zimmer, in denen sich eine hölzerne Bettstätte, ein Tisch und vier Stühle befanden. Es fingen an, einige leise Zweifel über den Comfort der Resthäuser der Regierung in mir aufzusteigen und ich bedauerte die mehr spartanische als sybaritische Ausstattung meines Reiseapparates. Der Verwalter des Resthauses setzte mir ein Frühstück vor, das aus dem landesüblichen Reis und Kurri bestand, für welches der fünfstündige Morgenritt mir einen untadelhaften Appetit verschafft hatte. Der Reis ist bloß im Wasser gekocht; der Kurri ist eine sehr gewürzhafte Brühe aus rothem Pfeffer (Capsicum), Zwiebeln und dem noch weichen Kerne der Cocosnuß. Die Menge des darin enthaltenen Oeles hüllt die Gewürze etwas ein. Die culinarische Aesthetik der Singhalesen will aber außer dem Geschmack und Geruch auch den höhern Anforderungen des Gesichtssinnes Rechnung tragen und so werden die Blätter des Memecylon dazugethan, welche ihm eine gelbe Farbe ertheilen. Bei dem in England nachgeahmten Kurripulver, das in großer Quantität ausgeführt wird, ist die gelbe Farbe durch Curcuma erzeugt. Zerschnittene Brotfrucht oder deren Samen und halbreife Bananen werden gewöhnlich damit aufgekocht. Für die Europäer finden sich aber animalische Substitutionen von Fisch, Hühnerfleisch oder Eiern und er heißt dann Fisch-, Hühner- oder Eierkurri. Ich fand dieses Nationalgericht nicht nur erträglich, sondern auch sehr leicht verdaulich und so schmackhaft, daß es wäh-

rend meines ganzen Aufenthaltes meine Hauptnahrung bildete. In den Resthäusern ist man genöthigt, die Augen zu schließen, um nicht von dem antediluvianischen Schmutz der Kochgeschirre überwältigt zu werden. Eine geröstete halbreife Banane oder dieselbe Frucht im reifen Zustande, aber roh, und eine Schale Milch, wo sie zu haben war, bildeten den zweiten Gang. Vom Trinkwasser kann ich nur das einzige Rühmliche bemerken, daß es mir so reich an vegetabilischen und animalischen Organismen schien, daß es mich zu einer Untersuchung herausgefordert hätte, wäre nicht mein Mikroskop mit den Kulies vorausgeeilt gewesen. Ich liefere die Beschreibung eines solchen lucullischen Mahles in der Wildniß nur deshalb, um spätere Wiederholungen zu vermeiden. Gutes Trinkwasser ist im Tieflande selten und die größern Flüsse waren immer ein wahres Labsal im Vergleich mit dem Wasser, welches man in der Nähe der Hütten findet. Später fand ich ein Auskunftsmittel in dem frischen, kühlen Wasser der Cocosnuß, welches durch den schwach zusammenziehenden Geschmack den Durst viel besser löscht als gewöhnliches Wasser.

Die Resthäuser sind trotz ihrer großen Einfachheit und selbst Dürftigkeit eine große Wohlthat für die Reisenden, die ohne dieselben genöthigt wären, fern von der Straße ein Obdach in den Hütten der Eingebornen zu begehren und in den menschenleeren Gegenden im Freien zu campiren. Die Regierung unterhält sie und gibt sie in den bewohnten Orten einem Eingebornen in Obsorge, welcher in der Regel an den minder besuchten Straßen eine kleine monatliche Entschädigung erhält. Er ist dagegen verpflichtet, für bestimmte Preise die rohen Nahrungsmittel und Futter für die Pferde herbeizuschaffen und im Falle der Reisende keinen Koch hat, die Mahlzeiten für eine bestimmte Vergütung

zu bereiten. Nur an den mehr begangenen Straßen dehnt sich die Verköstigung über mehr als Reis und Kurri aus. Der Reisende entrichtet der Regierung für Herberge und Stallung eine fixe Bezahlung, die der Resthauspfleger einnimmt. Zu seiner Controle wird ein Buch geführt, in welches zur Verhütung von Defraudationen der Reisende seinen Namen und im Falle der Unzufriedenheit seine Beschwerden niederschreibt. Diese Bücher werden in gewissen Zeiträumen, gewöhnlich monatlich, den nächsten Behörden eingeschickt, von welchen der Schuldige durch Abzüge, Verweise oder Entfernung von seiner Stelle bestraft wird. Bei der Behörde muß er auch Baufälligkeiten angeben, um den Verfall dieser Anstalten zu verhindern. An den gangbaren Routen sind die Resthäuser bequemer und die Küche in der Regel gut. In der Wildniß dagegen bestehen sie aus nichts weiter als aus einigen Pfählen, auf welchen ein Stroh- oder Palmendach ruht; dort muß der Reisende Alles mitbringen. Ich würde daher Jedem rathen, unter allen Umständen ein Feldbett und einen Musquitovorhang mit sich zu nehmen.

Mittags war die Lufttemperatur im Schatten 23 Grad R.; der nasse Thermometer stand auf 18,6 Grad R. Die Wolken waren weniger dicht und schwer als in der gestrigen Station. Der Südwestmonsum wehte stark, war aber trocken.

Ich brach schon um zwei Uhr auf, um Dambul, meine Nachtstation, die noch fünfzehn Meilen entfernt war, vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Der Weg führte ununterbrochen durch einen zusammenhängenden Wald, der aber nicht aus den erwarteten hohen, unermeßlichen Baumhallen, über die sich die Palmen erheben, besteht und nur eine geringe Anzahl blühender Pflanzen enthält. Ich befand mich zwar nahe der Scheidegrenze des Doppelklimas der Insel [16]) und näherte mich jenem Theile,

wo die trockene Jahreszeit herrscht; aber überschwänglich ist die Vegetation hier auch gewiß in der nassen Jahreszeit nicht. Auf dem ganzen fünfzehn Meilen langen Wege zählte ich nicht zehn blühende Pflanzen. Die Vegetation ist hellgrün, mitunter graugrün, mehr strauch- als baumartig, die Verästlung steif und dürftig, die Laubfülle gering, die Blätter matt oder glanzlos und klein. Alle Gewässer gehen nach Osten, aber die Bäche sind meist vertrocknet und die Flüsse zu schmalen Wasserfäden eingeschrumpft. Trotzdem, daß ich immer im Walde ritt, litt ich doch viel von der Hitze, denn der Schatten ist dürftig. Der Wald läßt sich kaum mit unsern deutschen Forsten vergleichen, hoch- und dickstämmige Bäume sind selten, denn der Waldbestand wird vorzugsweise von niedern Bäumen mit strauchartigem Unterholz gebildet und die Mimosen mit ihrer spärlichen Verästlung, aber zierlichen flachen Kronen sind das Schönste. Diese Waldform wird hier allgemein Jungle genannt. Sie ist im höchsten Grade einförmig und die hier und da wie Gespenster hervortretenden abenteuerlichen Gestalten der candelaberförmigen blattlosen Wolfsmilchbäume (Euphorbia antiquorum), welche in ihrer Tracht an die Cactus erinnern, geben der Vegetation etwas Unheimliches. Dazu kommen stachliche Solaneen und zum ersten Male wieder die Asclepias gigantea, die Verkünder eines armen, trockenen Bodens. Viele Bäume waren entblättert, aber doch mit Schmarotzerpflanzen bedeckt. Wo die Rinnsale Wasser führen, ist auch die Vegetation eine üppige. Dort sind kleine saftiggrüne Rasenplätze von Andropogon und krautartigen Leguminosen oder mit blühenden Convolvulaceen übersponnen und von hohen Terminalien, Sterculien und Bassien mit überhängenden Zweigen beschattet. Nachmittags wurde der Himmel noch heiterer als Vormittags, unten zogen die Haufwolken, vom Südwestmonsum

getrieben, nach Nordost und wurden immer dünner und durchsichtiger, je weiter sie in die Ebene, wo die heißen aufsteigenden Luftsäulen ihr Auflösungswerk beginnen, hinausrückten. In den obern Schichten zogen lange weiße Feder- und Streifwolken unter dem Einfluß des rückkehrenden Windes. Affen und Eichhörnchen sind zahlreich, die erstern waren wenig scheu; auch mehreren Flügen von Papageien und der grünen Taube, welche die Samen der Leguminosen, die jetzt zu reifen anfangen, suchen, begegnete ich; Orthopteren und Schmetterlinge waren nicht minder häufig und an einigen Stellen wimmelte es von niedlichen schwefel- und orangegelben Coliaden, Schmetterlingen, ähnlich unsern Citronenfaltern.

Eine Straße kreuzte meinen Weg, auf dem ich einem Talawan, das ist einem langen Zuge von Lastochsen mit ihren Treibern, begegnete, die nach den Hafenplätzen der nördlichen Provinz zogen, um Salz und getrocknete Fische zu holen. Die Lastochsen haben hölzerne oder metallene große Glocken am Halse, deren Geläut so wie das Gebrüll der Thiere und das Schreien und Rufen der Treiber weithin schallte und für einen Augenblick ein wildes Treiben in die Gegend brachte; so gewöhnlich das Ereigniß auf jeder andern Landstraße wäre, so störend wirkte es hier. Immer schwächer wurden die Töne der Karawane und immer seltener, bis endlich in der heißen einsamen Waldlandschaft wieder nur das Zirpen der Heuschrecken und das melancholische Girren der Waldtauben gehört wurde.

Später begegnete ich einem Zug Malabarenkulies, von denen viele ihre Weiber mit sich führten. Die Männer waren bis auf den Lendenschurz und Turban nackt und selbst die Weiber in einem mehr als gewöhnlichen Reiseneglicé; von diesen hatten alle die Ohrlappen durchlöchert, die meisten auch die Nasenflügel,

in welchen sie goldene Ringe oder knopfartige Zierrathen tragen. Einige hatten an den Armen oder an den Füßen silberne Ringe, Andere silberne Ketten am Halse, die sich sehr hübsch auf dem glänzenden Schwarzbraun der Haut abhoben. Auch kleine Kinder fehlten nicht, von denen einige während des Gehens gesäugt, die größern aber auf der Schulter oder auf der Hüfte in einer Art Reitsitz getragen wurden. Die Malabarenkulies kommen jährlich bis zu vielen Tausenden aus den südlichen Provinzen des indischen Continents nach den nördlichen Häfen der Insel, um nach den Kaffeepflanzungen im Innern zu gehen. Nach der Kaffeeernte oder noch früher, wenn sie so viel verdient haben, um den Rest des Jahres hindurch leben zu können, kehren sie nach ihrer Heimath zurück. Sie kommen aus den dicht bevölkerten Districten, wo der Arbeitslohn niedrig und die Zahl der Arbeiter groß ist, während sie in Ceylon leicht das Doppelte und Dreifache verdienen. Auf den Pflanzungen werden sie den Singhalesen vorgezogen, da sie nicht nur kräftiger, sondern auch ausdauernder sind. Ihr Tagelohn variirt von 8 D. bis 1 Schilling.

Achtes Capitel.

Dambul. — Die Felsentempel. — Elephantenjäger. — Haborena. — Galvia. — Der Tank von Gantellana, altes Irrigationssystem. — Palapatu. — Die Palmyrapalme und ihre Bedeutung im Haushalte des Volkes.

Ich kam vor Sonnenuntergang nach Dambul, jedoch schon zu spät, um Dambulgalla, das heißt den Tempelberg, zu besuchen, denn hier sind die berühmten Grottentempel, von denen ich so viel gehört hatte und die als wahre Wunder gepriesen werden. Das Resthaus ist nicht rein, aber sehr geräumig. Der singhalesische Aufseher, der sehr gut englisch sprach, erzählte mir, daß er mich schon den Tag zuvor erwartet hätte, da meine Ankunft angezeigt worden war. Gleich darauf kam der Headman, eine Art Ortsrichter, um mir seine Dienste anzutragen. Ich ersuchte ihn, mich den nächsten Morgen in die Tempel zu führen. Ich nahm ein Nachtessen, das zum Theil noch vom vorigen Tage herrührte.

Den folgenden Morgen um 5 Uhr hatte die Luft 21° R., der nasse Thermometer 18,2° R., der Barometer stand auf 331,85 Pariser Linien.

Der Headman erschien, wie er versprochen, und brachte mir eine Schale frisch gemolkener Milch und einige Bananen. Ich bemerke, daß es Kuhmilch war, um mich nicht der Sünde schuldig zu machen, daß es vegetabilische Milch gewesen sei. Der Berg lag wie eine große schwarze kuglige Masse vor mir, er besteht aus Gneiß, ist auf der Nordseite ohne alle Vegetation und nur am Fuße mit spärlichem Gestrüpp bewachsen. Ich stieg auf der Ostseite des Berges den steilen Abhang schnell aufwärts. Die Eingangspforte des Tempelvorhofs ist ummauert und mit Bambusstäben und Fahnen von verschiedener Größe verziert, von denen viele nur aus kleinen Lappen bestehen. Der Vorhof enthält einige angepflanzte Bäume. Der Eingang in die vier Tempel ist an der Südseite, etwas über der Mitte des Berges. Die Tempel sind ursprünglich Höhlen unter überhängenden Gneißplatten, die man nach außen durch eine Mauer, in welcher Thüren und Fenster sind, geschlossen hat. An den Rest des überhängenden Felsens ist eine Veranda angebaut. Wenn auch diese Bauten die Wihares der jetzigen Bewohner an Solidität übertreffen und den Beweis einer ältern Civilisation auf diesem nun verödeten Boden liefern, so kann ich doch keineswegs die Bewunderung älterer Reisenden theilen, welche diese Grotten mit den egyptischen Felsenbauten verglichen und sie sogar über diese gestellt haben, denn sie stehen in jeder Beziehung, sowohl was Größe, geometrische Proportion und architektonische Eleganz betrifft, unter den egyptischen. Die Wände sind bunt bemalt und Buddhubilder in schlafender, stehender und sitzender Stellung sind der Hauptschmuck. Es ist eine Gradation in den Bildern; der schlafende Buddhu ist der höchste, weil der Schlaf in seiner Ruhe und seinem Vergessen der Nirwana am nächsten steht. In dem größten Tempel sind sogar über 50

Buddhufiguren und die Statuen einiger Könige, welche sich durch Frömmigkeit und Schenkungen um den Klerus verdient gemacht hatten. Die mythologischen und historischen Gemälde, die in roher Zeichnung und greller schlechter Wasserfarbe ausgeführt sind, waren nur wenig verständlich, mit Ausnahme des größten Bildes, welches die Landung der ersten Eroberer Ceylons darstellt. Die Buddhufiguren sind von verschiedener Größe, die kleinste jedoch nicht unter Lebensgröße und die schlafenden Buddhus sind alle kolossal. Ein Oberpriester führte mich umher und gab mir eine Menge Commentare in singhalesischer Sprache zum Besten, die ich leider nicht verstand, und zeigte mir die Einzelheiten mit großem Selbstbewußtsein. Eine Schaar von jüngern Priestern begleitete mich, als ich aus dem Tempel trat, auf den obersten Theil der Felsenkuppe, und zeigte viel Neugierde, zu wissen, was ich notirte. Als ich ihnen mein Notizbuch einhändigte, waren sie sehr verblüfft über die Verschiedenheit der Schriftzüge, denn die säbel- und spießförmigen Buchstaben unserer deutschen Cursivschrift mußten ihnen noch sonderbarer vorkommen als uns die ihrigen, welche zierlich, weich und rund sind.

Die Aussicht von der Höhe ist groß und weit. Ich sah im Westen die Provinz der Sieben Korles, im Süden die Berge des centralen Bergstocks zum Theil mit großen Wolkenmassen bedeckt und stellenweise ganz verhüllt; im Norden dehnt sich die ungeheure lichtgrüne Waldfläche aus, aus welcher der große prismatische Fels von Sigiri wie ein hoher Wartthurm herausragt und sich an dem klaren Himmel in scharfen Umrissen zeichnet. Es ist eine unermeßliche waldbedeckte Ebene, auf deren Grün sich das Flußnetz nicht als silbernes Basrelief, sondern als ein dunkelgrünes Hautrelief im Fernrohre abhebt, es ist der

dichtere und höhere Wald, der die Flußläufe begleitet. Am Fuße des Berges steht das Kloster, welches bedeutendes liegendes Eigenthum in der Nähe besitzt.

Die Entfernung von Dambul bis Haborena beträgt nur 14 Meilen, ich erreichte es erst in der Mittagshitze, da ich spät von Dambul weggeritten war. Der Wald wird von hier aus noch einsamer und ich fand auf dem ganzen Wege keinen einzigen Wohnplatz. Wilde Thiere, Elephanten und Leoparden, sind in diesen Wäldern viel häufiger und mein Pferd stand wiederholt still vor den Spuren der wilden Thiere, welche meine Straße gekreuzt hatten, so daß ich genöthigt war, abzusteigen und es auf Umwegen darüber hinwegzubringen. Der Charakter des Waldes ist wenig verschieden von dem des vorigen Tages, ich sah jedoch eine merkwürdige schlingende Leguminose sehr häufig, Entada pusaetha. Ihr spiralförmig gewundener Stamm erreicht die Dicke eines Mannsschenkels und die Fruchthülsen erreichen die Länge von mehreren Fuß. Die Samen haben die Größe einer Kinderfaust, sind abgeplattete Kugeln, schwarz und hart und dienen ausgehöhlt häufig den Singhalesen als Dose. Neben ihr erscheint häufig eine Aurantiacee mit großen grünen Früchten von bitterlich zusammenziehendem Geschmack, die gern von den Elephanten gefressen werden; es ist die Feronia elephantum. Elephanten unterbrechen hier oft die Communication, so daß dadurch selbst die Postverbindung gehemmt wird; ich glaube aber, daß sie eben so häufig den Vorwand abgeben müssen, wenn der Tappal, der zu Fuß wandernde, mit kleinen Schellen behängte Courier, einen Arrakrausch auszuschlafen hat. Diese Postboten machen ihren Weg zu Fuß, das Postfelleisen auf dem Rücken oder auf dem Kopfe, in dem nicht nur Briefe, sondern für die europäischen Beamten oder Ansiedler auch Luxus-

artikel und den in isolirten Stationen Lebenden selbst oft Brot geschickt wird.

Die Elephanten werden, wenn sie die Straßen blockiren oder in die Nähe der Dörfer kommen, durch Feuerbrände, Geschrei und Schwenken von Tüchern leicht verscheucht, sind daher wenig gefürchtet, außer wenn sie des Nachts unvermuthet in die Reispflanzungen einbrechen. Alle Elephantenjäger schildern ihn als ein harmloses, fast gemüthliches Thier, so lange er nicht angeschossen ist, das dem Menschen leicht und gern aus dem Wege geht. Die Elephanten leben in Gesellschaften von 5 bis 10. Eine Ausnahme davon macht der Rogueelephant, dieser geht allein und ist immer ein Männchen, das nach der Behauptung der Elephantenjäger wegen seines schlechten Charakters aus dem Gemeindeverbande seiner Mitelephanten ausgestoßen wurde. Der Geächtete ist bösartig und geht selbst angriffsweise gegen den Menschen zu Werke. Man findet deshalb in allen Oertlichkeiten, wo die Elephanten zahlreich sind, von Strecke zu Strecke an einzelnen höhern Bäumen Leitern, die aus Schlingpflanzen gedreht sind und oft das einzige erwünschte Rettungsmittel abgeben.

Haborena hat ein Resthaus, in welchem ich mit zwei englischen Officieren zusammentraf, die seit einem Monate dem Vergnügen der Elephantenjagd nachgingen; sie haben außer ihren Dienern einige mohamedanische Malabaren und Malaien bei sich, die als Auskundschafter und Treiber dienen. Sie klagten über den Mangel an Thieren.[18]) Sie hatten große Flinten, aus denen sie 4 Loth schwere Kugeln schießen. Ich fand um $3^1/_2$ Uhr die Luft 25,2° R. im Schatten.

Ich verließ den Ort um $4^1/_2$ Uhr und erreichte bald nach Sonnenuntergang das Resthaus Galvia, $10^1/_2$ englische Meilen

entfernt. Der Aufseher war ein Malabare von groteskem Aussehen, denn als ein Anhänger Siva's hatte er seine Stirn und Oberarme mit breiten weißen Querstrichen bemalt. Er gab sich alle Mühe, mich zufrieden zu stellen, aber seine Bewirthung war höchst armselig und das Wasser erst nach einem Zusatz von Cognac trinkbar.

Ich wich von meinem ersten Reiseplan ab und beschloß, den nächsten Tag nur bis Kandelle oder Gantellana zu gehen, um den dortigen See und seine Umgebung zu besuchen, eine Entfernung von $18^1/_2$ englischen Meilen. Ich bereute es nachträglich, daß ich meinen Diener und Pferdewärter schon Abends von der Aenderung der Reiseroute in Kenntniß gesetzt hatte; denn beide sündigten auf die in Aussicht stehende kürzere Tagereise und faulenzten noch nach Sonnenuntergang, als ich lange schon unterwegs zu sein wünschte. Auf dem Wege fand ich viele grüne Tauben und eine ungeheure Menge weißer Schmetterlinge (Coliaden). Tiefer im Walde hört man das schrille Geschrei der wilden Pfauen. Man findet ihre Spuren leicht durch die von Blättern entblößten oder aufgescharrten Stellen. Da ich lange Zeit ruhig auf einer Stelle blieb, kamen sie aus dem Dickicht, um nach Insectenlarven zu scharren. Offenbar finden sie Körner und Insecten im Ueberfluß, denn ihnen bleibt genug Zeit zum Vergnügen. Die Männchen jagen die Hennen durch die Baumgruppen, dann mäßigen sie ihre Schritte und langsam stolzierend entfalten sie räderartig die Schweife und drehen den Schönen den Rücken. Die Cokretterie bleibt nicht ohne Folgen, denn nun laufen ihnen die Hennen nach. Ich sah hier nur die dunkle Varietät, die weiße erhielt ich erst in Trinkomalie durch Mahmud. Tiefer im Walde nisten die Buceriden oder Nashornvögel; gruppenweise sitzen sie auf den

Bäumen und brechen die Früchte ab, die sie in die Höhe schleudern und dann mit weit geöffnetem Schnabel auffangen. Die Entwicklung der hornartigen Fortsätze geht nur sehr allmälig vor sich, ich erhielt später große Exemplare mit Ansätzen von verschiedener Größe, obwohl sie alle nach Gestalt und Gefieder schon vollkommen erwachsen schienen. Sie sind stimmlos, „große Denker, die nicht singen,“ denn ihre Zunge ist kurz und nicht fleischig, so daß sie selbst ein unvollkommenes Schlingorgan bildet, was wahrscheinlich auch die Ursache der sonderbaren Ergreifung der Nahrung ist. Der Wald ist unabsehbar und fast undurchdringlich dicht, besteht aber meist aus Strauchwerk oder strauchartigen Bäumen; das Laub ist trocken und glanzlos und die baumartigen Euphorbiaceen sind sehr zahlreich. Ein großer Theil der Pflanzen war blattlos, daher der Schatten ein sehr dürftiger. Einige Capparideen mit weißen Blüthen waren eine willkommene Erscheinung. Die Straße ist abwechselnd gut und meilenweit könnte man mit einem Wagen sehr gut fortkommen, da kommt aber plötzlich eine ausgewaschene Stelle oder einige Steinblöcke sperren den Weg; zu Pferde oder im Palankin kommt man jedoch sehr leicht durch; auf letztere Art reisen nur kranke Europäer und Kinder. Die Frauen der Engländer ziehen das Reiten vor. Die Straße war von Capitän Atchison angelegt und in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vollendet worden, da man sie um jeden Preis vor der Aufhebung des Frohndienstes 1832 vollenden wollte, aber die Schwierigkeiten waren groß und die Ingenieure oft genöthigt, vom Gipfel der hohen Bäume im Jungle die Tracirungslinie zu bestimmen.

Hier und da gibt es kleine Grasflächen im Jungle, sie sehen aber wie verbrannt aus und die ganze Landschaft hatte überhaupt nach europäischen Begriffen eine herbstliche Färbung.

Die Hitze war unerträglich, da Wolken und Baumschatten fast ganz fehlten; der Südwestmonsum wehte zwar fortwährend, aber nicht erfrischend feucht und kühl, sondern trocken und heiß, denn da er über wasserlose und erhitzte Flächen streicht, hatte er ganz den Charakter eines heißen Landwindes. Auch die Thiere des Waldes litten darunter, die Vogelstimmen wurden selten und gegen Mittag hörte ich nichts, als von Zeit zu Zeit das Hämmern des rothen ceylon'schen Spechtes oder das Schrillen und Zirpen der Cicaden und Heuschrecken oder das Säuseln der Blätter. Die Stille war so groß, daß ich selbst das Ruscheln des Calotes, der durch das dürre Gras huschte, und den Fall der Blätter hörte. Die untern Luftschichten zitterten, wie sie erhitzt vom Boden aufstiegen, und es ist daher erklärlich, daß diese continuirlich senkrecht aufsteigenden heißen Luftsäulen die Wolken, welche der Monsum aus dem südwestlichen Theile des indischen Oceans herauftreibt, auflösen. Von hier an sah ich nur wenig Wolken, während in Candy der Himmel den ganzen Tag bedeckt war, so daß die Sonnenblicke zu den Ausnahmen gehörten. (Siehe Seite 251.)

Im Resthause zu Kandelle wurde ich für das schlechte Trinkwasser durch einige Cocosnüsse entschädigt, welche im Vergleich mit dem durch Cognac nur wenig veredelten faulen Wasser ein wahres Labsal sind, da Brandy und Wasser ein trauriges Getränk für einen Naturforscher abgibt, welcher der Ansicht ist, daß Branntwein und seine geistig Verwandten höchstens als Präservationsflüssigkeit für niedere Thiere tauge. Eine kleine Schaar Malabaren, schöne große schwarzbraune Gestalten, Kinn und Brust behaart, lagerten hier im Freien und bereiteten ihre frugale Mahlzeit. Sie waren mit Ausnahme des weißen Lendenschurzes und eines rothen Turbans nackt; Stirn, Brust und

Schultern waren mit weißen Querstreifen bemalt. Mehrere trugen Ohrgehänge, nicht bloß im Ohrläppchen, sondern auch im obern Theile der durchbohrten Ohrmuschel.

Ich besuchte gleich nach meiner Ankunft den See. Der ganze nördliche Theil von Ceylon war in frühern Zeiten ein Culturland und wo gegenwärtig kaum 10 Menschen auf der Quadratmeile mehr wohnen, lebte eine dicht gedrängte ackerbauende Bevölkerung.

Der Jungle ist nicht mehr der jungfräuliche Wald, einmal schon hatte der Mensch hier gehaust und die Pflugschar war von Geschlechtern, die längst vergessen sind selbst von den spärlichen Resten, die sich in die Gegenwart herüber gerettet, geführt worden. Die fremden Einfälle, ein langer blutiger Glaubenskrieg, innere Kämpfe haben das Land entvölkert und die Bauten zerstört. Die Natur hat ihre Rechte wieder geltend gemacht und die Waldgötter haben wieder erobert, was ihnen Ceres einst entrissen. Der Enkel des Ackerbauers ist wieder Jäger geworden und fristet als wilder Veddah sein kümmerliches Dasein im Dunkel des Waldes, an der Stelle, wo im wallenden Saatland seine Väter Ueberfluß ernteten.

Die Regen, welche in der nassen Jahreszeit in Strömen herabstürzen, wurden in alten Zeiten in künstlichen Seen und Teichen (Tanks) gesammelt, an den Flüssen wurden Reservoire angelegt und von diesen aus die Felder der Umgebung gespeist. Es war ein wohl organisirter Zusammenhang in allen diesen Anstalten, ein künstliches Irrigationssystem. Viele dieser Tanks sind durch den Verfall der Dämme und Canäle vertrocknet oder in versumpfte Brutstätten der Malaria, welche die Eingeborenen als „rothäugigen Dämon" göttlich verehren, verwandelt, deren Pesthauch den Rest der Bevölkerung decimirt oder langsam ver-

giftet hat und die gegenwärtig nur von Krokodilen bewohnt werden. Viele von diesen Tanks waren groß und so solid angelegt, daß sie sich trotz der Einfälle der Barbaren und der nimmer ruhenden Zwiste der eigenen Bewohner durch Jahrhunderte erhalten haben. Ein solcher ist der Kandelletank. Er ist von der gegenwärtigen Straße durch einen niedrigen Höhenzug getrennt und war offenbar ursprünglich eine flache Thalmulde, die nur an einigen Stellen eingedämmt zu werden brauchte, da die niedrigen Höhen an den andern Seiten natürliche Dämme bildeten. Ein Fußpfad, der nur selten von Fischern oder Jägern betreten wird, führt durch den Wald über den Hügel hinab. An einer Stelle, wo eine Schleuse war, liegen große, regelmäßig behauene Steine, von welchen ein Theil sich sogar noch im vollkommen bauwürdigen Zustande befindet.

Der Tank von Gantellana ist ein schöner Silberspiegel in einem grünen Waldrahmen und macht den Eindruck eines kleinen Landsees. Der Südwestmonsum warf bedeutende Wellen. Das Wasser der Buchten ist ruhig und mit blühenden Seerosen (Nymphaea) bedeckt, deren große schildförmige Blätter an langen Stielen auf der Oberfläche schwimmen. An dem flachen südlichen Ufer zog eine Elephantenheerde nach dem Walde hin, darunter mehrere junge, noch saugende Thiere. Die Büffel ließen sich nicht stören und grasten auf den Rasenplätzen, die wie grüne Buchten in den Wald einschneiden, oder lagen wiederkäuend oder standen im tiefen Schlamme der Ufer, um sich abzukühlen, oder gegen die Moskitos zu schützen, nichts als den großen ungeschlachten Kopf über dem Wasser. Eine Menge Sumpf- und Strandvögel sind an den Ufern. Emsig laufen die Strandläufer auf und nieder, neben dem wilden kleinen Reiher wadet und fischt der rosenrothe Flammingo. Der Tank

ist sehr fischreich, obwohl alle Fische, die ich sah und erlangen konnte, nur kleine dunkelgrüne Welse sind, mit sehr großem gezähnten Stachel an der Brustflosse. Ihr Fleisch ist schlecht und unschmackhaft, wie ich es aus eigener Erfahrung bestätigen kann, da ich dieselbe Species Abends in meinem Kurri fand. Außer Krokodilen, die langsam umherruderten oder sich am flachen Ufer sonnten, sah ich auch mehrere große Wassereidechsen (Hydrosaurus), die hurtig umherschwammen. [19])

Die Vegetation ist um die Ufer wegen der größern Feuchtigkeit viel üppiger. Ueber dem Jungle erheben sich eine blühende Cassia mit schirmartiger Laubkrone wie ein dunkelgrüner Baldachin, von dem die langen goldgelben Blüthensträuße wie Quasten herabhängen, und zwei Palmen, die nicht zahlreich sind, aber der Pflanzenphysiognomie einen edeln Ausdruck geben. Die eine ist die Kittul (Caryota urens), deren Stamm mit glänzend schwarzen Stacheln bewehrt ist, deren Wedel lang und nicht in lange schmale Blätter, sondern in kurzes rautenförmiges Laub zerschlitzt sind, das wie lange Locken herabhängt und dieser Palme das Aussehen eines kolossalen Venushaarfarrens gibt; sie gehört zu den nur einmal blühenden Palmen; die Zeit der Infloreseenz dauert jedoch lange. Die zweite ist die Palmyrapalme (Borassus flabelliformis). Der Stamm ist bis 80 Fuß hoch, schwarzbraun und dunkelgrün, mit den Resten der Blattstiele bewehrt und zierlichen dunkelgrünen fächerartigen Blättern; sie nimmt sich in dieser Umgebung, wo höhere und zierlichere Formen fehlen, ungemein stattlich aus. Diese beiden edeln Palmen, die als Nahrungsmittel und überhaupt für die häuslichen Zwecke von größtem Werthe sind, haben hier keine weitere Bedeutung.

Hirsche sind zahlreich, und neben den großen Formen

kommt auch das kleine niedliche Zwergreh vor. Es gibt nichts Anmuthigeres als diese Pygmäen mit den fein geschnittenen Gliedern. Wenige Tage danach brachte man mir eins lebend nach Trinkomalie.

Den Umfang des Tanks schätze ich auf 3 Wegstunden, kann mich jedoch leicht irren, da das Fortkommen selbst an dem Ufer, welches ich auf eine kleine Strecke abging, mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden war und mir daher leicht einen falschen Maßstab gegeben hat. Sein Abfluß ist der Kandelle-Oya. Der Name Oya ist der allgemeine für alle kleinern Flüsse.

Am 25. legte ich Vormittags den Weg bis Palampatu, das 15 Meilen entfernt ist, zurück. Die Gegend ist sehr flach und nur im Südwest sah ich einige wellenförmige Erhebungen. Der Boden wird sehr sandig, aber die Vegetation besserte sich trotz dieses scheinbar ungünstigen Umstandes. Zu den Crotoneen, Euphorbiaceen, Dillenien, Asclepiadeen und Cappարideen kommen Pflanzen mit andern Physiognomien, wie Sterculien- und Dipterocarpusarten. Hier und da sah ich eine Cycas oder die Phoenix farinifera, eine Verwandte der Dattelpalme, mit langen scharlachrothen Fruchttrauben, oder eine Caryota. Lange Schlingpalmen (Calamus) mit spärlichen Blättern und mit langen, dünnen, dornigen Stämmen klettern am Boden oder winden sich zwischen die Bäume und machen jeden Versuch, in den scheinbar lichten Wald einzudringen, beschwerlich. Eine besondere Zierde des Jungle werden von nun an hohe Mimosen, deren Laubkronen sich in Form flacher Schirme ausbreiten und deren Blätter schöne zarte Gitter bilden; die weißen und gelben Blüthen verbreiten weithin einen angenehmen Duft. Ich erreichte das Resthaus gegen Mittag; die Luft hatte im Schatten 27,6° R., der nasse Thermometer 20,3° R. Diese Differenz

macht sich auch im Athmungsproceß geltend und ich fühlte mich ungemein irritirt, aber nicht abgespannt, denn eine solche trockne Luft war mir seit Egypten unbekannt. Der Südwestmonsum war sehr heftig und wirbelte an den lichten Stellen des Waldes den Sand auf; der Himmel war wolkenlos.

Bei der großen Trockenheit der Luft während des größten Theils des Jahres im östlichen Ceylon würden poröse Thongefäße zum Kühlen des Wassers von größtem Vortheil sein, ich habe sie aber nirgend gefunden. Die Europäer kühlen ihr Wasser entweder in Salpeter- und Salzlösungen oder durch Umwickeln der Flaschen mit nassen Tüchern. Eis ist in Ceylon ein unbekannter Luxus. Ich holte hier meine Kulies ein, die auch denselben Abend mit mir in Trinkomalie eintrafen, denn bis dorthin sind es nur 10 Meilen und dieser Theil der Straße ist ausgezeichnet gut. Die Vegetation wird mannigfaltiger. Menschliche Ansiedelungen beginnen und werden häufiger, je mehr man sich dem Strande nähert. Die Cocospalme erscheint wieder überall um die Hütten gepflanzt, aber häufiger ist Tal-Gaha, eine Fächerpalme, die Palmyrapalme der Engländer (Borassus flabelliformis), die cultivirt wird. Neben der leichten graziösen Tracht der Cocospalme verliert die Fächerpalme, die neben ihr mit ihrem perpendikulären Stamm und steifen Blättern unmalerisch und hart erscheint, trotzdem daß die Cocospalme mir hier weniger üppig vorkam als an der Westküste. Die Blätter fallen erst spät ab und ein Theil des Blattstiels bleibt immer stehen; dies giebt dem Stamme ein rauhes stacheliges Aussehen, begünstigt aber die Ansiedelung von Schmarotzerpflanzen. Wie bei den Buddhisten ein Baumcultus existirt, so ist auch unter den brahminischen Tamilen vielleicht grade wegen des großen Nutzens der Tal-Gaha ein heiliger Baum. Die geographische Verbrei-

tung einer Culturpflanze steht unter übrigens gleichen Umständen stets in grader Proportion mit ihrem Nutzen, und so darf es uns nicht wundern, daß die Palmyra, eine Palme trockner Tiefländer, nur von der Cocos und vielleicht noch von der Dattelpalme in Bezug ihres Areals übertroffen wird, das vom Saum der syrischen Wüste durch Südasien bis Timor sich erstreckt.

Die Palmyrapalme spielt eine wichtige Rolle als ökonomische Pflanze. Ihr Holz ist härter und dauerhafter als das der Cocos, vielleicht die Folge des trocknen Klima's und langsamen Wachsthums, und wird allgemein beim Bau der Häuser zu Pfosten, Balken und Latten verwendet. In Jaffna bildet es einen namhaften Ausfuhrartikel. Die Hütten sind mit ihren Blättern gedeckt und bei ärmern Leuten vertreten diese sogar die Stelle der Wände. Die in Streifen nach der Radiation geschnittenen jungen Blätter, auf welchen mit eisernen Griffeln geschrieben wird, ersetzen, wie die der Talipatpalme, das Papier. Um die Schrift leicht leserlich zu machen, wird sie mit Kuhmist oder auch mit einer Mischung gepulverter Kohle und Oel eingerieben. Die Blüthenschäfte werden angezapft und liefern Toddy, welches auch bei dieser Palme der Name für den süßen und den gegohrenen Pflanzensaft ist. Die Toddysammler bilden eine eigene Kaste. Das Abzapfen geschieht in folgender Weise: Der Toddysammler steckt seine Füße in zwei Ringe eines Strickes aus Coir, wie in Steigbügel, stellt sich senkrecht vor den Stamm, den er mit hoch aufgehobenen Händen fest umklammert, zieht dann die Füße in die Höhe und klettert in dieser Weise sehr schnell bis in die Krone. Zur Bequemlichkeit werden dann Seile aus Coir von Krone zu Krone gespannt, an denen er von einem Baum zum andern gleitet, um sich das Auf- und Niederklettern zu ersparen. Der Blüthenschaft wird am Anfange des

Blüthenstandes unterbunden, um dadurch die Saftcirculation zu hemmen, und leicht durchgeklopft, um durch diese Reizung den Säftezufluß zu vermehren. Nach mehreren Tagen, während welcher dieses Durchklopfen wiederholt wurde, wird ein Einschnitt gemacht und darunter ein Chattie, das ist ein weites Thongefäß, gehängt und dieses jeden Morgen und Abend ausgeleert. Die darin enthaltene Flüssigkeit ist mit Schaum bedeckt, leicht getrübt und hat frisch einen süßlichen Geschmack; eine Unzahl von Insecten befinden sich in der Regel darin, die in dem süßen Saft ertrunken sind und Vögel anlocken, die wieder die Beute der Schlangen und der Palmkatze werden. Ich fand den frischen Toddy weniger angenehm als das Wasser der Cocosnuß; viele Europäer trinken ihn jedoch gern und schreiben ihm gelind auflösende Kräfte zu, wenn er Morgens nüchtern getrunken wird. Der Toddy geht schnell in Gährung über und ist dann ein beliebtes Getränk der Eingeborenen. So lange er viel Kohlensäure enthält, ist er sehr erfrischend, belästigt aber leicht die Verdauungsorgane durch die Bildung von Gasen. Der frische Toddy wird wie jener der Cocospalme zur Arrakbereitung benutzt, der anfänglich wenig geachtet, aber wenn er abgelagert ist, eine der feinsten alkoholischen Flüssigkeiten darstellt und von Kennern allen übrigen vorgezogen wird. Die Colonialregierung thut Alles, um die Destillation des Arraks zu beschränken oder zu controliren, da sie das Monopol ausübt.

Der bei Weitem größte Theil des Toddy wird jedoch zur Bereitung des Zuckers oder Jaggery verwendet. Ungefähr 1 Gallone (à 4 Quart) Toddy sollen 1 Pfund Jaggery geben, dessen Werth auf den Bazars ungefähr 1 Penny ist. Die Thongefäße werden zu diesem Behufe mit Kalk bestrichen, um die organischen Säuren zu binden. Der Saft wird dann ein-

gedickt und die Probe der Verdickung durch geraspelte Cocosnüsse gemacht, die man darauf streut. Er wird dann in Beutel oder Säcke von Palmblättern gefüllt, getrocknet und in den Rauch der Hütten gehängt. Der Kreosotgehalt des Rauches verhindert hier als antiseptisches Mittel jede weitere chemische Zersetzung. Er bildet einen wichtigen Artikel der Ausfuhr, welcher leicht zunehmen könnte, da der daraus raffinirte Zucker den des Zuckerrohrs an Güte bei Weitem übertreffen soll. Unverantwortlicherweise belegt ihn die Colonialregierung mit einem hohen Ausfuhrzoll.

Noch wichtiger sind die Früchte. Die Blüthen- und Fruchtbildung erfolgt spät. Die Angaben, die man mir machte, variiren von 18 bis 30 Jahren vielleicht nach dem Standort. Mit dieser späten Entwicklung steht die große Lebensdauer und lange Tragfähigkeit im Zusammenhange; sie sollen über 150 Jahre alt werden, wenn sie nicht durch Abzapfen früher erschöpft werden. Die Früchte werden in Wasser eingeweicht und geknetet, der süße Saft zwischen den Fasern wird dadurch herausgepreßt und bildet mit dem Wasser eine Emulsion oder eine dünnflüssige Gallerte, die auf Matten von Palmblättern aufgestrichen und an der Luft getrocknet wird. Dieses Aufstreichen wird wiederholt, bis die Masse die Dicke von einigen Zollen erreicht hat und wird ebenfalls in Rauch gehängt. Sie bildet in dieser Form eins der Hauptnahrungsmittel, und der größte Theil der Bevölkerung der nördlichen Provinzen soll einen Theil des Jahres davon leben.

Die Kilingi ist ein anderes Product, das mehr Delicatesse als Nahrungsmittel ist. Es sind die getrockneten jungen Pflanzen. Ich kann aus Autopsie nichts darüber berichten.

Die ethnographischen Verhältnisse Ceylons gehen mit den

klimatologischen und geographischen Hand in Hand. Die Bevölkerung des Tieflandes des Ostens und Nordens ist vorzüglich malabarisch, das Religionssystem vorherrschend brahminisch. Der Islam erscheint untergeordnet und in derselben Proportion wie im westlichen Theile seine Bekenner Moormen und Malaien. Der Buddhismus hat zwar in spätern Zeiten wieder Fuß gefaßt, ist aber ohne allen überwältigenden Einfluß geblieben. Die Priester leben vereinzelt, es fehlt ihnen das Ansehen, die großen Tempel, der Grundbesitz und die Zehnten, mit diesen auch die hierarchische Gliederung; ihre Einkünfte bestehen im Osten der Insel in freiwilligen Gaben. Die wenigen Buddhupriester sind Schismatiker und werden nicht in Seminarien erzogen, sondern einzeln von den Priestern unterrichtet.

Neuntes Capitel.

Trinkomalie. — Lage. — Flora und Fauna. — Die Bewohner, meist Malabaren. — Häfen. — Strategische und maritime Bedeutung Trinkomalie's. — Fort Frederik. — Fort Ostenbourg.

Trinkomalie nimmt eine große Oberfläche ein und liegt malerisch an zwei ruhigen tiefen Baien am Ende der großen Ebene, aus der sich im Süden und nahe der Küste einige sanfte Hügel erheben, im Osten das blaue Meer, im Westen der Wald, der seine Arme gleichsam bis in die Stadt hineinstreckt und mit dem Haine der Cocos- und Fächerpalmen unmerklich verschmilzt. Der Ort besteht aus der Stadt und den beiden Forts Frederik und Ostenbourg, Namen, die aus der Zeit der holländischen Herrschaft und Colonisation herrühren. Die Stadt hat lange, breite, mit Staub erfüllte Straßen mit weit von einander abstehenden Häusern und liegt auf einer Halbinsel, welche die östliche Einfassung des Kriegshafens bildet und in einen felsigen Rücken, auf dem das Fort Ostenbourg liegt, ausläuft. Die Theile, auf welchen die Stadt steht, sind sandig und flach und hängen im Norden mit dem übrigen Gestade zusammen. Der größte Längendurchmesser der Stadt ist etwas über eine englische Meile. Die Straßen im Malabarenstadttheile sind weit; in ihnen stehen die

Hütten entweder reihenweise oder in kleine Gruppen zusammengedrängt und von einer gemeinsamen Wand aus Baumästen und den Blättern der Fächerpalme eingefriedet. Diese Hütten, deren Bauart höchst einfach und armselig ist, sind niedrig, die meisten gleichen eher einem viereckigen Korbe als einem Hause; die Wände und das Dach bestehen aus demselben Flechtwerk wie die Hofwände. Der Eingang des Hauses ist eine kleine viereckige Oeffnung, durch die man nur gebückt oder auf den Knien rutschend hineingelangt, und wird durch eine Fallthür geschlossen, deren Angeln sich nicht an der Seite, sondern unter dem Dache befinden, ein Bau, der ganz an jenen der großen Minirspinne (Mygale) erinnert.

Soll das Licht in diese fensterlosen Hütten eindringen, so wird die Thür aufgehoben und durch einen aufrechtstehenden Stock offen erhalten. Einige Matten von Palmblättern, die des Nachts als Lager dienen, liegen in dem kleinen engen Raume. Einige Kochgeschirre aus Thon, eine große Chattie zum Wasserholen und einige durchschnittene Cocosschalen als Trink- und Eßgeschirre bilden die Einrichtung. Eine Trinkschale aus Messing ist ein Luxusartikel, auf welchen ein Malabare viel Werth legt und der das Zeichen des beginnenden Wohlstandes ist. Kamin und Herd kennen sie nicht. Bei gutem Wetter kochen sie im Freien, bei schlechtem in dem engen, finstern Raum der Hütte. Diese Art Häuser sind die zahlreichsten, werden aber nur von der armen Malabarenbevölkerung bewohnt. Die Häuser der Reichern, besonders die der Moormen und der Burgers oder Halfcast's sind ansehnlicher, größer und bequemer; sie haben gemauerte Wände und Ziegeldächer mit breiten Verandas; sie nähern sich den Wohnungen der Europäer mehr oder weniger, unterscheiden sich aber von diesen durch den Mangel englischer

oder holländischer Reinlichkeit, so wie durch das Zurschautragen von europäischen Möbeln ohne Comfort und oft ohne Zweck. Die Wohnungen der Europäer sind nach demselben Plane wie die in der übrigen Insel gebaut und wenige Fälle ausgenommen ebenerdig. Fenstergläser werden auch hier nicht gebraucht; unter Tags stehen Thür und Fenster offen und werden nur des Nachts durch Fensterläden aus Brettern oder venetianische Jalousien geschlossen. Um die Häuser der Europäer, deren Zahl nur sehr gering ist, sind manchmal Gärten gepflanzt, um die der Eingeborenen stehen meistens Gruppen von Bananen und Cocos- oder Palmyrapalmen.

Um die Stadt erheben sich mehrere Höhen: im Nordosten die des Forts Frederik, 200 Fuß über dem Seespiegel, im Süden Ostenbourg-Ridge und parallel damit Elephant-Ridge, die erste 270, die letzte 400 Fuß ansteigend. Am Eingange des großen Kriegshafens liegt die Insel Sobern, deren höchster Punkt, Gravel-Hill, 240 Fuß hoch ist. Die Hügel am östlichen Saum des Hafens haben verschiedene Höhen, die aber nirgends 160 Fuß übersteigen. Erst südlich von Sobern-Eiland, an der Clappenbergbai, erreichen sie 730 Fuß, Diamanthill, südlich davon, ist 360 Fuß hoch.

Alle diese Höhen sind dicht mit Buschwerk und strauchartigen Bäumen bedeckt, viele sehr felsig und mannigfaltig zerklüftet, besonders an der dem Wellenschlag des Meeres zugekehrten Seite, wie die Felsen des Forts Frederik und Rocky-Point. Das Gestein ist, so weit ich es untersucht habe, überall Gneiß, in dem sich jedoch kleine Gänge von Schriftgranit und Krystalle von Augitspath, am Wege zur Dockword aber statt des letztern oft auch Granaten finden. Große Gänge und Adern von reinem, weißem Quarz, der in scharfkantigen Bruchstücken

hervorsteht, sind nicht selten, während der Gneiß leicht verwittert. Ein solcher mächtiger Quarzgang ist am Rocky-Point. Der Gneiß verwittert hier weniger rasch als an der Westküste, aber seine Verwitterungsproducte bilden auch hier große Lager des Kabuk, eines rothen, durch Verwitterung des Feldspaths entstandenen Thones.

Die Vegetation war während meines Aufenthaltes — allerdings in den heißesten und trockensten Monaten — ärmlich und einförmig. Gräser und einjährige krautartige Pflanzen waren gänzlich von der Sonne niedergebrannt. Mit Ausnahme des blaublühenden Memecylon, welches in großer Menge die Höhen bedeckt und dessen kleine zarte Blüthentrauben das Grün unterbrechen, gehören auch blühende Sträucher zu den Seltenheiten. Das Buschwerk, welches die Höhen bekleidet, hat meist sehr hellgrüne Farbentöne; aber das Laub ist nicht reichlich und meist kleinblätterig, so daß die Aeste und Zweige überall durchblicken. Dies gibt dem Ganzen das Aussehen unserer Frühlingsvegetation in den ersten Maitagen, wo wir die ärmliche Belaubung über der jugendlichen Frische des hellen Grüns vergessen. Einen größern Reiz hat der deutsche Buchenwald in der ersten Hälfte des Mai, es ist das grüngoldene Licht, das durch die jungen, durchscheinenden Blätter schimmert.

Die Pflanzungen der Cocospalme lassen sich nicht mit denen der Westküste vergleichen; aber ihr schlanker, eleganter Stamm contrastirt auch hier angenehm mit dem schwarzen steifen Stamme der Palmyra, die mit den spitzen Blattstielen der abgefallenen Blätter wie mit Stacheln bedeckt erscheint. Ihre grade Haltung, die dunkelgrünen starren Blattfächer der Krone, die im Winde wie unsere Tannengipfel rauschen, machen sie jedoch zu einer charakteristischen Erscheinung in

der Pflanzenbildung der östlichen Insel. Sie trägt in ihrem ganzen Ausdruck die Garantie, in einem heißen, trockenen Lande selbst bei einem Minimum an Feuchtigkeit ausdauern zu können. Die Moringa Carica und der schönbelaubte Mango sind auch hier und da in Gärten. Die Mangofrüchte werden oft von einem kleinen schwarzen Rüsselkäfer zerstört. [20])

Die Thierwelt ist an Landthieren in der nächsten Umgebung reich. Hasen, Affen und Stachelschweine kommen oft in die Gärten der Stadt; Spinnen, darunter selbst die große Vogelspinne, Scorpione und zahlreiche Myriapoden leben in den Häusern. Die Stiche der Scorpione und der Biß der Skolopender sind hier sehr bedenklich, sie erregen anhaltende schmerzhafte Entzündungen, oft von mehrtägigen Fiebern begleitet, und sind für kleine Thiere tödtlich. Viel unerträglicher werden noch die Termiten, welche Nahrungsmittel, Bücher und Möbel zerstören. Die Speisevorräthe werden in freistehenden Schränken aufbewahrt, deren Füße in Blechgefäße, die mit Wasser gefüllt sind, gestellt werden. Auch an Mäusen und Ratten gibt es in den Häusern einen Ueberfluß; eine wohnt am liebsten in den Dächern der Häuser, grade wie mus tectorum. Diese Dachfauna hat ihr natürliches Gegengewicht in einer großen Schlange, welche ihnen besonders des Nachts nachjagt; man wird oft in den Häusern durch sie aufgeweckt, die Einwohner sind jedoch so vertraut, daß sie mit der Beruhigung, es sei die Rattenschlange — sie ist eine große Natter (Coryphodon Blumenbachii) — wieder weiter schlafen. Auch die Brillenschlange und eine Python (Rocksnake) kommen häufig vor, besonders sind die öden Hügel und vor allen Sobern-Island der große Tummelplatz der Schlangen. Fast in demselben Maße häufig sind die Saurier, besonders die den fliegenden Drachen verwandte, aber des Fallschirmes beraubte Sitana

mit großem Kehlsacke und die Calotesgruppe, die sich durch ihren breiten stachligen Kopf an die Dorneidechsen anschließt. Der nahe zum Theil mit brackischem Wasser gefüllte See von Tamblegamme — einst ein Tank — ist reich an Stelzen, Schwimmvögeln und Krokodilen. Auf der Esplanade schwärmen Springmäuse (Meriones oder Gerbillus indicus), ähnlich dem Dipus jaculus. In den Wäldern gibt es Elephanten, Bären (Prochilus labiatus), Viverren und Leoparden, Stachelschweine, Hirsche, Büffel, Wildschweine und Hasen. Alle diese Thiere, die Bären ausgenommen, nähern sich in der Regenzeit der Stadt, während die Schakale allnächtlich ihr heiseres Geheul in der Nähe der menschlichen Wohnung ausstoßen und selbst die oberflächlich verscharrten Leichen der Eingebornen aus den Gräbern zerren.

Von domesticirten Thieren finden sich Schafe, Ziegen, das Rind, der indische Buckelochs und Büffel in geringer Zahl. Die Pferde werden von Manaar gebracht und eingeführt; man hat Versuche gemacht, Pferde vom Cap, Australien, Persien, Indien und Arabien einzuführen; die letztern kommen auch hier am besten fort, denn nur die edlern Racen verlieren bei der Acclimatisirung in heißen Ländern nicht ihren ganzen Werth, während Ausdauer und Lebhaftigkeit bei den andern schnell abnehmen. Daß Ceylon so schlechte Pferdezucht hat, liegt wohl meist in der Theilnahmlosigkeit und Unkenntniß. Es werden auch Esel gezogen, aber auch sie sind klein und schlecht, obwohl das Klima ihre Zucht begünstigen würde; im feuchten Tieflande sollen sie gar nicht fortkommen.

Die Bevölkerung von Trinkomalie ist bei 12,000; das vorwaltende Element sind die Malabaren, nach ihnen die Moormen; gering ist die Zahl der Singhalesen, der holländischen und por-

tugiesischen Mestizen. Außer der Garnison, die aus einer Abtheilung eines königlichen Regimentes besteht, beschränkt sich die Zahl der Europäer auf acht oder neun Familien und die Regierungsbeamten. Die Malabaren sind früh vom Festlande herübergekommen und Trinkomalie wird schon in den ältesten Annalen der Insel als malabarische Colonie und als eine besonders geheiligte Stadt genannt. Sie wurde in spätern Zeiten durch nachkommende Ansiedler verstärkt und noch gegenwärtig ist eine Emigration vom indischen Festlande im Gange. Sie sind größer und kräftiger als die Shingalesen, von hellbrauner bis schwarzbrauner Farbe; die Farbe der niedern Kasten, hier die vorwaltenden, ist im Allgemeinen dunkler. Ihre Sprache ist verschieden von der singhalesischen, denn diese ist eine Palisprache, während jene dem Tamil angehört. Sie bekennen sich zum Brahmacultus und sind meistens Anhänger des Siva. Diese bemalen die Stirn in einem großen Umfange mit der Asche von Kuhmist. Ihre Tempel sind elende Gebäude und meist im Verfall. Die Aermern gehen nackt, mit Ausnahme des Turbans, der weiß oder roth ist, und eines Lendenschurzes; die Weiber tragen ein langes Stück Baumwollenzeug um die Lenden und manchmal eine kurze Jacke; die Kinder gehen immer nackt. Die Meisten gehören den niedersten Kasten an und werden als verschmitzt und verdorben geschildert, Lüge und Betrug sind bei ihnen an der Tagesordnung und werden unter ihnen nicht einmal für unehrenhaft, sondern für Lebensklugheit gehalten. Die hiesigen christlichen Missionäre schmeicheln sich, daß bei 1500 zum Christenthum bekehrt sind. Sie sind aber nur Scheinchristen, die aus Klugheit ihre Kinder in die Missionsschulen schicken, wo sie unentgeltlich unterrichtet werden, nebenbei aber dem Sivacultus folgen und bei der ersten Gelegenheit das Aschenabzeichen an

die Stirn malen. In früherer Zeit hat die Regierung die Neophyten bei der Verleihung der Aemter begünstigt; als sie aber einsehen lernte, daß sie durch ein solches Verfahren mehr Heuchler als Proselyten machte, hat sie dieses Princip verlassen, obwohl es leider in der Praxis zum Nachtheil der Moralität und des Volkscharakters noch fortbesteht. Es tritt auch hier die schon früher erwähnte Erscheinung auf, daß die Proselyten fast durchaus nur den niedersten Kasten angehören und nur zu oft grade die zweideutigen Charaktere sind. Die Fälle der Bekehrung in den höhern Kasten sind nur seltene Ausnahmen.

Ein achtbarerer Theil der Bevölkerung sind die Moormen; sie sind nicht immer die Abkömmlinge der Araber, die seit dem achten Jahrhundert mit ihren Handelsflotten in diesen Meeren erschienen und überall Factoreien und Handelscolonien in Indien und auf Ceylon errichteten, sondern meist Indo-Araber. Sie waren bis zur Auffindung des neuen Seeweges nach Ostindien die einzigen Kaufleute, welche die Producte Indiens nach Bassora, Dschidda, Kosseir und Suez verführten. Obwohl sie seit dem Erscheinen der Portugiesen und der Veränderung der Handelswege an Reichthum, Macht und Einfluß verloren haben, zeichnen sie sich noch heute durch Fleiß, Intelligenz, Handelsgeist, sowie durch bessere Kleidung und Wohnung vor den Eingebornen aus. Mit kleinen Capitalien betreiben sie nicht nur allen Kleinhandel in Ceylon, sondern haben auch Handelsverbindungen in Indien und andern Orten. Sie sind jedoch nicht ohne Schattenseiten, denn Wucher und Betrug werden ihnen allgemein vorgeworfen.

Die Abkömmlinge der Portugiesen sind ein höchst degradirtes Mischvolk, das sehr den Stammverwandten in Colombo gleicht. Sie sind hier wenig zahlreich, da die Portugiesen Trinkomalie erst sehr spät besetzt hatten. Mestizen von Holländern und Eng-

ländern mit Eingebornen fehlen beinahe gänzlich. Auch die Zahl der ansässigen Malaien ist gering, dagegen gibt es viele in dem ceylonesischen Jägerregimente, von dem eine Abtheilung hier garnisonirt, die aber ihre Casernen nicht in den Forts, sondern in der Stadt hat, was wohl weniger ein Zufall als eine kluge Vorsichtsmaßregel ist, die in allen festen Plätzen der Insel befolgt wird.

Die Zahl der ansässigen Europäer ist die kleinste. Die europäischen Truppen bestehen aus etwas über 200 Mann mit 13 Officieren. Der Commandant, ein Oberstlieutenant, commandirt zugleich die Festungen und die ganze östliche Provinz. Diese Truppen bestanden aus drei Compagnien Infanterie und einer Artillerieabtheilung; das einheimische Jägerregiment hat hier 250 Mann, außerdem besteht eine Abtheilung Eingeborener als Artilleriehandlanger, so daß ungefähr 450 bis 500 Mann die Garnison eines Ortes ausmachen, der durch seine Stellung bestimmt ist, einen der größten See- und Waffenplätze des britischen Reiches zu bilden, dessen Hafen Nelson für einen der schönsten der Welt erklärte und der von einer unberechenbaren Wichtigkeit ist, da er fast im Knotenpunkt der großen Wasserstraßen von Afrika und Indien, Arabien, Persien, der Sundawelt und China liegt, gleich nahe beiden Gestaden Indiens, die von den hier auslaufenden Schiffen in jedem Monsum erreicht werden können, während Koromandel und Malabar bei widrigem Monsum ihre Flotten nur nach Monaten an der entgegengesetzten Küste bergen können. Alles dies gibt Trinkomalie eine imponirende Stellung für die indische Welt, die Oceane der südlichen Halbkugel und deren Nebenmeere, die um so bedeutender wird, als es der einzige wahre Kriegshafen ist, da Bombay außer dem Bereich der Hauptfahrstraßen liegt. In unsern Tagen wird der Werth noch erhöht

durch die isolirte Stellung Ceylons, das die britische Macht gegen jeden äußern und innern Feind mit leichter Mühe vertheidigen, zum Ausgangspunkte großer strategischer Unternehmungen machen und, falls es durch einen äußern Feind oder durch die Volksbewegung aus Indien geworfen wird, von hier aus die Eroberung auf's Neue beginnen oder den äußern Feind durch eine drohende Stellung, die in gleicher Weise die Malabarküste sowie Koromandel, die Huglymündungen und Hinterindien bedroht, in Schach halten kann.

So wie die Insel in der Zeit portugiesischer und holländischer Conquista der Ausgangspunkt der kriegerischen Unternehmungen war, so wurde sie für diese Nationen auch das letzte Schlachtfeld, auf dem sie aus Vorderindien geschlagen wurden. Bei der jungen Cultur im Innern und den durch europäischen Fleiß und Capital entwickelten Reichthum an tropischer Production und dem Umstand, daß es fast das einzige Land der indischen Welt ist, wo der europäische Ansiedler, begünstigt von dem kühlern Bergklima, eine neue Heimath finden kann, ist Ceylon unendlich wichtig; für den Besitz Ceylons ist der von Trinkomalie unerläßlich, da seine Häfen die einzig großen und sichern sind.

Der südliche Hafen mit seinen grünen Inseln, überall von bewaldeten Hügeln umgeben, bietet einen malerischen Anblick. Nicht ein Schiff störte den Eindruck der Natur zur Zeit meiner Anwesenheit. Da kein einziges Kriegsschiff vor Anker lag, trotzdem daß Trinkomalie das Hauptquartier des Admirals der indischen Meere ist, dessen Palast auf einem Hügel in der Nähe des Hafens steht, glich dieser mehr einem friedlichen Landsee als einem Kriegshafen. Der Hafeneingang ist schmal, aber doch bei jedem Monsum zugänglich und wird vom Fort Ostenbourg be-

herrscht. Der Hafen ist zwei englische Meilen lang, zwei und eine halbe breit und hat mehrere Buchten oder Coven. Im Hauptbassin ist das Wasser überall tief, so daß am Dockyard die Schiffe am Damm anlegen können. Die Nachrichten über die Unergründlichkeit seines Wassers sind aber aus der Luft gegriffen, die Tiefe ist nirgends über dreißig Faden; die tiefste Stelle ist in der Nähe von Sobern-Island. Eine größere Tiefe hat die große Bai (Great Bay), die südlich vom Fort Ostenbourg liegt und von welcher der eben beschriebene Hafen nur ein nördlicher Arm ist, doch geht auch hier die Tiefe nirgends über achtzig Faden. Ein drittes Bassin ist die Dutchbai zwischen Rocky-Point und dem Fort Frederik, und ein viertes die Backbai nördlich vom Fort Frederik und von ihr beherrscht, in welcher während des Südwestmonsums die Handelsschiffe gewöhnlich ankern. Der erste Hafen ist der Haupthafen, der, rings geschlossen, in jedem Monsum sicher ist und vom Fort Ostenbourg vertheidigt wird. Der Platz war von den Portugiesen gegen das Ende ihrer Herrschaft fortificirt worden, die aus oder auf den Trümmern einer Pagode diese Citadelle bauten, die ihnen 1639 aber entrissen und von Rajah-Singha geschleift wurde. Später bauten die Holländer das Fort wieder auf, das zur Zeit meiner Anwesenheit mit einigen 32pfündigen eisernen Kanonen und acht europäischen Soldaten besetzt war.

Einen größern Umfang hat das Fort Frederik, das nur auf der sanft ansteigenden Landseite eine zusammenhängende Vertheidigungslinie von vier oder fünf Bollwerken und Ravelinen und auf der Höhe eine gedeckte Batterie hat. Die übrigen Seiten sind so steil und die Felsen steigen unmittelbar aus der See zu einer solchen Höhe, daß man die Errichtung von Wällen für unnöthig gehalten und nur einzelne rohe Plattformen errichtet

hat, auf welchen die Geschütze ohne alle Deckung stehen. Im Fort Frederik sind die Vorräthe, ein großes Pulvermagazin und die Casernen der europäischen Truppen. Außer diesen sind mehrere kleine Officiershäuser, das Spital, die anglicanische Kirche, Magazine und die Verwaltungsgebäude im Fort. Die einheimischen Truppen haben auch ihr Spital, aber außen in der Pettah oder der Stadt der Eingebornen, wo auch die Methodisten- und die katholische Kirche, sowie die dazu gehörigen Schulen sich befinden.

Die Wehrfähigkeit und Ausrüstung der Forts ist auf ein Minimum beschränkt; die Wälle drohen zu verfallen; die Caliber der Geschütze sind zu klein. Jeder englische Seeofficier muß erklären, daß große Kriegsschiffe Trinkomalie mit geringem Verluste nehmen könnten, wenn glücklicher Weise Englands Macht nicht in seiner Flotte läge.

Unter dem Fort Ostenbourg liegt das Marinearsenal, welches Vorräthe aller Art für die Ausrüstung der Kriegsschiffe, so wie für die Bekleidung und Verpflegung der Seetruppen enthält. Ein Schiffswerfte ist nicht vorhanden; am Hafen liegen Masten und anderes Holzwerk vergraben und man hält es im Sande für vollkommen gesichert gegen Fäulniß und Insectenfraß. Die Oberaufsicht führt ein Storekeeper oder Verwalter, die Bewachung geschieht durch acht englische Soldaten, die alle 24 Stunden abgelöst werden.

Das Fort Frederik hat auch sentimentale und romantische Erinnerungen in seinem Mädchensprung. Auf einem steilen Felsen der Nordseite ist ein Monument zum Andenken einer jungen Holländerin errichtet, die — ich schäme mich beinahe, es zu berichten — sich in dem Augenblick in's Meer stürzte, als ihr treuloser Bräutigam an ihr vorüber nach Europa segelte. Auf

einem andern Felsen wird der brahmanische Gottesdienst gehalten: ein Priester spricht an gewissen Tagen bei Sonnenaufgang Gebete und opfert dem großen Weltgeiste Blumen, Reis und Betelblätter, die er in die See wirft.

Unter den Missionsschulen waren in jener Zeit die römisch-katholischen die besuchtesten. Der Priester war ein Lombarde; ein irischer Lehrer und eine irische Lehrerin leiten den Unterricht.

Außer diesen existiren katholische Tamilschulen für beide Geschlechter, in welchen die Mädchen auch in weiblichen Arbeiten unterrichtet werden. Der katholischen Mission ist auch eine Wohlthätigkeitsanstalt, mit der Krankenpflege verbunden ist, aggregirt. Für die öffentliche Krankenpflege wird ein eingeborner in Calcutta erzogener Arzt besoldet. Derartige Aerzte mit fixen Anstellungen von 150 bis 300 Pfund Sterling gibt es auf der ganzen Insel. Die Gehaltserhöhungen geschehen in der Weise, daß alle fünf Jahre, wie bei den übrigen Beamten der Regierung, ein Zuschuß von 50 Pfund Sterling stattfindet. Für die Bildung der Burgers wurde eine Bibliothek angelegt, die täglich einige Stunden geöffnet wird und ungefähr 700 Bände besitzt. Die englischen Residenten unterhalten einen Leseverein mit circulirenden Büchern und Journalen.

Zehntes Capitel.

Trinkomalie. — Klima und Morbilität. — Meteorologie. — Marine Zoologie. — Handelsverkehr. — Kaniah und seine warmen Quellen.

Das Klima von Trinkomalie wurde mehrmals als sehr ungesund geschildert und noch im Jahre 1850 erschien ein Buch über Ceylon, in welchem Trinkomalie in schrecklichen Farben beschrieben wurde. Jedenfalls ist die Sterblichkeit etwas bedeutender als an andern Punkten der Insel. Dysenterie, Cholera und intermittirende Fieber sind die häufigsten Krankheiten, doch ungleich häufiger unter den Eingebornen als unter den Europäern. Schon dieser Umstand sollte einen Fingerzeig geben, daß die ganze Lehre von der Acclimatisation in das Gebiet der Charlatanerie gehört. Jene traurige Berühmtheit als ein Fiebernest hat Trinkomalie in jenen Zeiten erlangt, als größere Truppenabtheilungen, oft drei bis vier Regimenter, während der Kriege stationirt waren und entweder obdachlos oder in schlechten Hütten auf einem niedrigen, zur Regenzeit überschwemmten Boden lagerten, als man keine sichere Behandlung der Dysenterie kannte und die Wechselfieber statt mit Chinin durch starke Blutentziehungen curirte, und die Soldaten und Officiere im Fall der Erkrankung, an einen sichern Tod glaubend, oft durch Trunkenheit denselben be-

schleunigten. Die Militär-Sanitätspolizei und die britischen Truppen haben seitdem ungemein gewonnen.

In neuester Zeit wurde bloß ein Regiment schottischer Hochländer zur Zeit der letzten Cholera arg mitgenommen. Bei neuen Truppenanhäufungen müßten große luftige Casernen, wenn auch nur aus Brettern, gebaut werden. [21])

Das Klima ist nicht absolut ungesund, aber vom April bis zum October außerordentlich heiß und trocken. Der Monat Mai ist der heißeste. Während meines Aufenthaltes vom 26. Juni bis 5. September stieg die Temperatur des Mittags im Schatten nahe am Meer nur einige Mal bis 28,8 Grad R. Morgens vor Sonnenaufgang fand ich sie einige Mal auf 19 Grad R., so daß die größte Differenz 9,8 Grad R. betrug. Selbst nach sehr heißen Tagen sind die Nächte und Morgen angenehm, da fast immer eine Differenz von drei bis vier Grad stattfindet.

Während meines Aufenthaltes war der herrschende Wind der Südwestmonsum. Der Wind verstärkte sich regelmäßig Abends nach einer kurzen Windstille von einer bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang, erreichte Nachts seine größte Heftigkeit und ward Morgens wieder schwächer. Obwohl ursprünglich ein Seewind, ist er schon um elf Uhr Vormittags ungemein heiß und trocken, da er über eine weite, niedrige, trockene und erhitzte Fläche streicht. Die größte Differenz zwischen dem trockenen und nassen Thermometer fand ich am 16. Juli Mittags, wo der erste 28 Grad, der zweite 19,9 ergab. Eine Differenz von 6 bis 7 Grad war Mittags häufig, Abends 9 Uhr betrug sie 2 bis 3 Grad, Morgens vor Sonnenaufgang 1 bis 2 Grad R. [22])

Die Temperatur des Brunnens in meinem Hause betrug nach wiederholten Beobachtungen 21,8 Grad R.; die Temperatur des Bodens Ende August, also am Ende der trockenen

Jahreszeit, unter der Veranda 23,4 Grad in 4 Zoll Tiefe, 22,9 Grad in 2 Fuß Tiefe. Die Temperatur des Meeres war während meines Aufenthaltes zwischen 19 Grad, dem Minimum, und 24 Grad, dem Maximum. Die Differenz zwischen Minimum und Maximum innerhalb 24 Stunden betrug in der Regel 2 Grad R. Das Minimum fiel auf die Stunde vor Sonnenaufgang, das Maximum auf die erste Stunde des Nachmittags.

Die Schwankungen des Barometers sind nicht groß gewesen. Das rhythmische Steigen und Fallen erreichte gegen zehn Uhr Morgens und vier Uhr Nachmittags die eine und um die entsprechende Nachtstunde die zweite, aber weniger scharf markirte Grenze; manchmal trat eine Verspätung von einer halben Stunde ein.

Der herrschende Wind war der Südwest. Der erste andauernde Nordost, der nach windstillen Tagen eintrat, war am 21. Juli (1853), der erste Regen trat am 3. August ein. So unbedeutend er war, so blieb er doch nicht ohne Wirkung, denn wenige Tage danach sproßte auf den braunen Grasfluren schon neues Gras. Wetterleuchten wurde jede Nacht beobachtet; von Mitte August wurde das nächtliche donnerlose Gewitter unter dem Horizont stärker und der Nordost häufiger; er trat jeden Tag etwas früher ein und war manchmal mit nachmittägigen Gewittern und Regen verbunden. Die Regenstreifen waren acht Tage früher über der hohen See am Horizonte sichtbar gewesen und allmälig näher gerückt. Die ersten Regen waren sehr schwach; die zwischen dem 15. und 20. August waren aber schon stärker und dauerten mit einigen Pausen mehrere Stunden. Die Regen sind noch keine Monsum-, sondern Küstenregen, die sich nur kleine Strecken längs der Flüsse in's Land ziehen. Der Nordost oder Ost mit oder ohne Regen hörte doch immer

regelmäßig gegen Sonnenuntergang auf. Dann trat eine drückende Windstille ein, bis sich Nachts zwischen acht und neun Uhr wieder der Südwest erhob; also ein Wechsel von Land- und Seewind. In andern Jahren treten die östlichen Winde, welche die Einwohner als Seabreeze sehr lieben, schon im Juli ein und es regnet dann durch 24 Stunden sehr heftig. In diesem Jahre gab es mehrere, aber schwächere Regen, die, wie oben erwähnt, den Charakter von Küstenregen haben. Das trockene Wetter dauert dann bis zum Eintritt des Nordostmonsum im November. Die continuirlichen Regen dauern nur zwei Monate und nehmen in den zwei folgenden Monaten bis Februar ab; dann treten wolkenfreie angenehme Tage mit leichtem Seewind dazwischen, die von Februar continuirlich sind. Nach dem Frühlingsäquinoctium steigt die Hitze und Trockenheit sehr schnell.

Vollkommen wolkenfreie Tage waren in Trinkomalie selten. Dann war in den ersten Nachtstunden die Atmosphäre von wunderbarer Klarheit und die Mondbeleuchtung feenhaft. Selbst nach solcher Reinheit der Luft wurde die Atmosphäre gegen Morgen in Südwesten dunstig. Federwolken und diese in Combination mit Hauf- und Schichtwolken waren die häufigsten Formen. Manchmal bildeten sich die beiden letzten Wolken zu selbständigen Formen aus, die großen Haufwolken immer erst über dem Seeufer; geschichtete und diese in Verbindung mit Haufwolken waren häufig des Morgens im Osten. Bei heftigem Südwestwind war die Siroccofärbung der Atmosphäre auffallend und einige Mal schien die Sonne wie durch einen dünnen, die ganze Luft erfüllenden Stratus, so daß die Atmosphäre wie mit Nebel oder Höhenrauch erfüllt, die Berge sehr nahe und selbst die nächsten gegen Abend in blauen, ganz ungewöhnlichen Farbentönen erschienen; das Morgenroth war oft intensiv, noch mehr das Abend-

roth (fast die halbe Zahl der Tage), das auch länger währte als in dem feuchten, wolkigen Westen. Die Wolkenmassen und Dünste hatten also offenbar eine große Ausdehnung in verticaler Richtung. Mit dem eintretenden Seewinde begann die Bildung großer Cumuli im Westen.

Das specifische Gewicht des Meerwassers betrug am 4. September an der Dutchbai nahe dem Ufer 1,0225 bei 27 Grad C., bei einem Barometerstand von 336,2 Pariser Linien, bei einer Temperatur der Luft von 22,8 Grad R. und einer Temperatur des Quecksilbers im Barometer von 22,7 Grad R. Die Differenzen zwischen Ebbe und Fluth betrugen $2^1/_2$ Fuß.

Ich hatte in Trinkomalie ein Haus am Meeresstrande so wie einige Möbel gemiethet und mich häuslich eingerichtet. Ein einheimischer Koch, dem ich einige Schillinge monatlich bezahlte, bereitete mir meine Mahlzeiten in vorwaltend singhalesischem Stile und ein anderer Diener besorgte die Reinigung des Hauses für vier Schillinge monatlich, da mein Diener, den ich aus Galle mitbrachte, sich in seiner Kaste herabgesetzt hätte, wenn er solche gemeine Verrichtungen übernommen haben würde, obwohl er im Walde zu allen Dienstleistungen bereit war.

Der Strand bildete in Trinkomalie für mich den Hauptanziehungspunkt, war aber in der nächsten Nähe meines Hauses, wo das Ufer sandig ist, öde, mit Ausnahme einiger Krabben, welche in tiefen Löchern wohnen, die sie von Zeit zu Zeit verlassen, um am Strand ihre Beute zu jagen. Sie sind sehr scheu und in ihren Bewegungen schnell; sie laufen stets seitlich in einer Art Cotillonschritt, meist stoßweise. Die sicherste Art, sie zu fangen, war, ein Taschentuch nach ihnen zu werfen, in dessen Falten sie sich verwickelten. Beim Eintritt der Ebbe bedeckte sich

der Sand mit Tausenden von kleinen, kaum neun Linien großen Crustaceen, die sich springend bewegen.

Eine weit größere Ausbeute lieferten die Klippen des Forts Frederik, Rocky-Point und die Felsen unter dem Fort Ostenbourg. Auf den Steinen etwas unter dem Niveau der Ebbe fand ich stets eine Menge Aktinien, die ihre Fühler wie die Blätter einer Blume ausbreiten. Während diese bei den Meernesseln unserer Meere immer einfach sind, kommt hier eine schöne Form vor, die an jedem Fühler kleine Leisten mit kleinern fühlerartigen Anhängen trägt. Die Farben der Meernesseln in Trinkomalie sind sehr mannigfaltig; einige sind brennend roth, andere blau oder metallisch grün und eine vierte ist grau; diese hat große Saugwarzen — verkümmerte Fühler — am ganzen Körper, der sich durch das Ansaugen jener mit kleinen Steinchen bedeckt, welche, wenn der Körper sich kuglig zusammenzieht, diesen wie ein Harnisch schützen. Die Meeranemonen haben ein zähes Leben und sind, obwohl sie bei der Berührung wie empfindsame Seelen ihre Fühler einziehen, ungemein gefräßig. Ihre Fühler sind mit einem nesselnden Apparat bewaffnet, der aus kleinen mikroskopischen Dolchen und langen Fäden besteht, die auf empfindlichen Hautstellen Nesseln, Röthung und selbst eine Art Entzündung hervorrufen.

Während die Seenesseln nahe an den Marken der Ebbe leben, Licht und starken Wellenschlag lieben, wohnen in etwas größerer Tiefe die Seesterne und Seeigel. Unter den erstern befinden sich mehrere fast strahlenlose Formen, meist roth und rothbraun gefärbt, vielarmige braune und dunkelgrüne Haarsterne, schwarz- oder buntgefärbte fünfstrahlige Schlangensterne und zierliche Bruchsterne, die mit großer Behendigkeit zwischen Steinen und Algen sich bewegen. Kuglige oder eiförmige Seeigel, mit

Stacheln dichter besetzt als unsere Roßcastanie, ergehen sich mit großem Pathos auf ihrer grünen Weide von Ulven. Unter ihnen fällt besonders einer in die Augen, dessen Stacheln schwarz und weiß gefleckt und zehnmal länger sind als der Körper. Die glatten dunkelvioletten Schildigel liegen ruhig am Grunde. Zahlreich sind in einigen Localitäten die Holothurien, die oft die Länge von 15 Zoll erreichen. Ruhig liegen sie am Grunde oder haben sich mit ihren Saugfüßchen an Steine festgesogen. Bei einigen dieser Seewalzen ist außer den Saugern die Haut glatt, bei andern mit knorpligen, spitzigen Fortsätzen bedeckt. Sie sind der Gegenstand der Fischerei für einige Chinesen, die von Zeit zu Zeit hierherkommen, um sie zu sammeln, denn im himmlischen Reich bilden sie einen wichtigen Nahrungs- und Handelsartikel, den Tripang (Biche de mer). Der Fang beschäftigt ganze Flotten chinesischer Dschunken und malaischer Fahrzeuge, besonders in den Sundameeren und der Südsee. Die Eingeweide und die obere Haut, welche kalkige Körperchen enthält, werden entfernt; der Rest, meist aus Muskeln und Bindegeweben bestehend, wird getrocknet und liefert den Leckerbissen. Andere Thiere derselben Familie, aber mit dünner Haut, leben im Sande; unter diesen fand ich eine drei Fuß lange, daumendicke Haftwalze (Synapta Besselii), gefleckt wie eine Muräne.

Mit der Schwerfälligkeit und dem massiven Bau der beständig den Meeresgrund bewohnenden Seeigel und Seewalzen bilden die Quallen mit ihren durchsichtigen, gallertartigen Geweben einen schönen Gegensatz. Der große Hafen war im Monat August mit milchblauen und violetten durchsichtigen Glockenquallen (Cephea Dubreilii) bedeckt, welche der Wellenschlag in solcher Masse an den Strand warf, daß ihre Verwesungsproducte weithin den Strand verpesteten.

Kehren wir jedoch zum felsigen Ufer zurück. Unter jedem Steine finden wir gesellige Rollasseln und kleine rothe springende Orchestien, welche die Gesundheitspolizei im Haushalte der Natur üben, indem sie eine Menge modernde Pflanzen und Thiere verzehren. Es fehlt aber auch nicht an großen Crustaceen. Unter den langschwänzigen finden wir große Hummern, Palinuren, Heuschrecken- und Bärenkrebse, von denen die meisten zugleich rasche Schwimmer sind. Neben diesen schwergepanzerten, fast unangreifbaren finden sich lustige Einsiedlerkrebse, bei denen der ganze Hinterleib eine Achillesferse ist, die sie in die Gehäuse der Schnecken stecken und damit herumklettern, bald in der Sonne am Sande spielen, oft aber weit in's Festland hinein fouragiren; ich habe sie auf Bäumen und Sträuchern kletternd gefunden, selbst einige Meilen vom Strande. Diese amphibischen Krabben tauschen auf ihren Landreisen die abgeriebenen Schalen der Meermollusken gegen die von Landschnecken aus; besonders lieben sie die Schale von Helix haematostoma.

Die Molluskenfauna ist sehr reich, Pelikanschnecken mit flügelförmig ausgebreitetem Mundrand, ähnlich dem Fuße des gleichnamigen Schwimmvogels, glänzende Porcellanschnecken in allen Größen und Farben, Harfen, Kinkhörner, Thurmschnecken, Wendeltreppen und Kegelschnecken geben der Fauna einen von der europäischen ganz verschiedenen Charakter. Die Nachfrage hat diese schönen Gehäuse zum Gegenstande des Handels gemacht, der gleichfalls in den Händen der Indoaraber ist. Um ihre Kunden zufriedenzustellen, bringen sie auch Schalen aus fremden Meeren zum Verkauf und verlegen sich nicht nur auf das Reinigen und Poliren, sondern auch auf das Fälschen der Artikel. Ihre Preise sind in der Regel sehr hoch.

Unter den Muscheln will ich eine schöne Lazarusklapper

(Spondylus), die mit ihren aufrechten Stacheln wie eine verpalisadirte Festung aussieht, die abenteuerliche Form des indischen Hammers, die Placuna und die Perlenmuschel erwähnen. Die letzte kommt am nordöstlichen Gestade Ceylons vereinzelt vor, erreicht aber an den nordwestlichen Küsten, besonders im Süden der Manaarstraße ihre größte numerische Entwicklung und bildet im Regierungsbezirk Jaffna jene großen Perlenbänke, die von jeher einen der Hauptschätze Ceylons bildeten. Die Fischerei war ein Regale und wurde von der englischen Regierung verpachtet; sie ist jedoch keine beständig fließende Revenue, sondern nur eine sehr ungewisse periodische, da bei dem Pachtsystem die Ausbeutung eine möglichst erschöpfende ist, die nur die junge Brut schont, welche zu ihrer Vollendung eine Reihe von Jahren bedarf. Es tritt daher nothgedrungen ein Zeitraum der Ruhe ein, der 25 bis 27 Jahre gedauert hat, während welcher die Bänke sich erholen und neu bevölkern. Die letzte Fischerei hat im Jahre 1838 stattgefunden;[23]) seitdem ist die Regie der Colonie zur Last gefallen, ohne daß etwas producirt worden wäre, um so mißlicher, da die Financiers der Insel mit dem Ertrag der Fischerei den Hafen von Galle verbessern wollten.

Als ein merkwürdiges Thier muß ich noch die Lingula anatina erwähnen, die ich häufig antraf. Sie gehört zu einer Thiergruppe, die gegenwärtig nur wenige Repräsentanten unter den Lebenden zählt, aber in den frühern Schöpfungsperioden der Erde reich an Formen und Individuen war. Unser Thier hat schöne smaragdgrüne Schalen und einen langen fleischigen Stiel. Seine Arme, die zugleich als Athmungsorgane functioniren, sind spiralförmig aufgerollt. Es lebt in allen Tiefen, nicht, wie früher angegeben wurde, ausschließlich in sehr großen.

Auf Felsen und Meerpflanzen der ruhigen Buchten leben Eolis, Dolabellen, Seehasen (Aplysia), Doris, Pleurobranchus und Actäon.

Die Classe der Würmer ist nicht minder glänzend repräsentirt. Große, rasche Plattwürmer mit lebhaften Farben, oft bunt gefleckt oder gestreift, kriechen zwischen den Steinen und in den unterseeischen Fucusgebüschen oder hängen oft unbeweglich an der Oberfläche des ruhigen Wassers, die Bauchseite nach aufwärts gekehrt. Unter den Borstenanneliden nehmen die Amphinomen den ersten Platz ein, als echt tropische Gruppe, die in Europa nur durch wenige Species vertreten wird. Die meisten ceylonschen Species sind grün in verschiedenen Nüancen mit goldgelben oder weißen Borstenbündeln an den Seitenfortsätzen des Körpers. Sie sind häufig, schweifen zum Theil frei umher, wohnen aber auch in Seeschwämmen oder zwischen Korallen; einige bauen sich auch ein kunstloses Gehäuse. Schuppenwürmer (Aphroditacea) erhielt ich fast jeden Tag, darunter viel Schönes und Neues, so einen neuen Polynöetypus, der auch auf dem Bauche mit Schuppen bedeckt ist (Gastrolepidia) und einen neuen Palmyraceentypus (Bhawania), für den ich den Namen aus dem hindustanischen Olymp holen mußte, da im griechisch-römischen Himmel Niemand existirt, der nicht schon meinen Fachgenossen zu Gevatter stand. Wie überall, sind auch in diesem Meere die Nereiden häufig. Schon ein oberflächliches Studium ihrer Organisation gibt Zeugniß von ihrer aggressiven Lebensweise und das zoologische Forum würde sie auch ohne Beobachtung ihres Thun und Treibens als Räuber und Mörder erklären. Ihre große Muskelentwicklung macht sie behend und ihr langgestreckter Körper ermöglicht es ihnen, ihre Beute boaartig zu umstricken. Mit ihren starken, gezähnten Kiefern, die sich zangenartig be-

wegen, zerfleischen sie ihre Opfer. Diese Thiere, deren Species zahlreicher sind als die Familie des Nereus, sind die Beduinen unter den Anneliden: Wegelagerer, die bald aus dem Hinterhalt stürzen, bald ihrer Beute nachjagen und in ihrer Frechheit auch die hohen Organisationsstufen nicht schonen. Manchmal ziehen sie sich in temporäre Röhren zurück, um auf ihren Lorbeeren zu ruhen oder die Freuden der Verdauung zu genießen. Ihnen verwandt sind die Euniceen und Lumbrinereiden, metallisch glänzende, aber furchtsamere Thiere; denn ihre Kiefer sind schwächer, obgleich zahlreicher. Neben den vagirenden gibt es hier auch seßhafte Würmer, meist ihre Respirationsorgane in Form von großen farbigen Kiemenbüscheln am Kopfe tragend (Cephalobranchiata). Es ist dies eins der zahlreichen Ersparnisse, welche die Natur in ihrem Budget treibt, da diese fadenförmigen äußern Lungen zugleich Fühlfäden sind. Unter ihnen finden wir in den aus Muscheltrümmern zusammengekitteten Gehäusen Terebellen mit zarten, durchsichtigen, vom Wasser kaum unterscheidbaren Kopfkiemen. Die Sabellen entfalten ihre gefiederten, oft buntfarbigen Kiemen wie ein Rad, aber sie wohnen noch in bescheidenen Häusern aus Schlamm, die außen rauh, innen aber mit einer glatten Schicht wohnlich ausgekleidet sind. Die Serpulaceen dagegen wohnen in harten Kalkröhren, die sie mit Deckeln wie mit einem Thore schließen. An diesem ist oft sonderbarer Zierrath angebracht, den die descriptive Zoologie sich zu Gute macht und nach diesen heraldischen Abzeichen wie ein Heroldsamt die verschiedenen Geschlechter classificirt. So verschiedenartig das Aussehen der Anneliden auch ist, so wird es noch von den Details der Organisationsverhältnisse übertroffen, unter denen besonders die Borsten, Schuppen, fadenförmigen Anhänge als Ruder, Kiemen oder Cirren eine große Verschieden-

heit zeigen. Die Borsten bieten alle Formen von Waffen dar: Lanzen und Säbel, Pfeile mit Widerhaken, Sicheln, Schwerter, die auf einer Seite eine Säge tragen wie ein Pioniersäbel. Nur bei jenen Formen sind sie wenig entwickelt, die beständig im tiefen Schlamm wohnen, aus welchem diese Feiglinge, welche das unreine Element auch essen, sich nicht hervorwagen.

Ich begann in Trinkomalie jene Studien über die niedern Thierformen, welche, wie auf frühern Reisen, auch auf dieser den hervorstechenden Zug meiner Arbeiten bilden. Ich hielt viele der Thiere stunden-, oft tagelang lebend in großen Gläsern und Schüsseln, um auch möglichst viel von ihrer Lebensweise zu beobachten.

Ungeachtet der glänzenden maritimen Lage ist der Handel von Trinkomalie höchst unbedeutend. Die Importe europäischer Waaren sind gering und kommen von Galle zur See. Der höhere Zoll ladet zum Schmuggel ein und die Fischer der Nordküste Ceylons sollen dieses Geschäft mit denen der Koromandelküste zur beiderseitigen Zufriedenheit betreiben. Die kleinen Dhonies (Küstenfahrzeuge der Eingebornen) bringen Reis, Früchte, Cocosnüsse, Schlachtvieh von Battikaloa oder der Koromandelküste, da nicht allein die Garnison, sondern auch die Bevölkerung der Stadt von fremder Zufuhr abhängig ist.

Aus Trinkomalie werden Conchilien ausgeführt, besonders Placuna placenta, Häute und Hörner, Hirschgeweihe, etwas Tripang und gesalzene Fische.

Die Placuna placenta wird im brackischen Wasser der Lagunen von Tamblegamme in großer Menge gesammelt;[24]) das Einsammeln ist verpachtet.

Tripang wird von den Chinesen gesammelt. Es sind verschiedene Species von Holothurien, welche getrocknet nach China

gehen. Einige Chinesen betreiben in Trinkomalie das Geschäft.

Von der Mündung des Mahawelle-Ganga werden Hölzer aller Art ausgeführt, vorzüglich Bau- und Luxushölzer. Malabaren ziehen nach Fridau's Mittheilungen in kleinen Trupps den Strom hinauf und bauen an den zuträglichen Stellen ihre Hütten. Die Ufer des Stromes haben von Bintenne abwärts keine andern Bewohner und daher auch keine Resourcen. Reis, Kurrigewürze und andere Lebensbedürfnisse werden durch die Moormen in die Holzschlägereien gebracht.

Der commercielle Verkehr ist daher ein höchst kläglicher. Es gibt auf der Insel eine große Partei, welche Trinkomalie zur Hauptstadt machen will. Die Hauptexporte der Insel haben sich allerdings geändert; es ist nicht mehr Zimmt, sondern Kaffee und Cocosöl. Die Kaffeedistricte sind den prachtvollen Häfen Trinkomalie's eben so nahe wie Colombo mit seiner unsichern Rhede, auch die Straßen im Osten könnten eben so gut werden als die im Westen und der Mahawelle könnte als Wasserstraße benutzt werden, wenn die Felsen seiner Stromschnellen gesprengt würden. Nur eins steht im Wege: daß ein Handelsetablissement sich nicht über Nacht übertragen läßt wie ein kleines Regierungsbureau.

Wir brachen am 1. September Morgens 5 Uhr nach den Quellen von Kaniah auf.

Die Thermen liegen $7^1/_2$ Meile nordwestlich von Trinkomalie zwischen der Jaffna- und Candystraße. Nachdem wir drei Meilen auf der Candystraße zurückgelegt hatten, schlugen wir den Weg nach rechts ein, und nachdem wir eine bis zwei Meilen in dieser Richtung gegangen, war ich überrascht, einen höhern und dichtern Wald zu finden. Ausgezeichnet schön waren hochstämmige Acacien mit weißen, gelben und rothen

Blüthensträußen. Andere fallen durch ihre scheibenförmigen großen Baumkronen, die wie hellgrüne Sonnenschirme an den schlanken Stämmen hängen, auf. Ihre Blüthen riechen nicht stark, aber sehr angenehm; auch die große Cassia Roxburgii kommt häufig vor. Hier und da blickt eine schlingende Rohrpalme (Calamus) mit ihren zarten Wedeln durch das Unterholz. In den Morgenstunden war der Wald sehr belebt durch Vogelgesang, der aber bald verstummte. Wir begegneten Zügen von Büffeln und weißen Zebus mit Ladungen von Salz und Fischen, von denen manche scheu zur Seite sprangen und ihre leichte Last abwarfen. Für jede Ladung, die nur etwas Schonung bedarf, sind die Ochsen sehr unverläßlich und dies erklärt, weshalb so Vieles durch Kulies transportirt wird. Ungefähr am siebenten Meilensteine geht ein schmaler Weg links in den Wald, der zu den Quellen führt. Kleine Wiesenflächen und Baumgruppen wechseln, die ersten haben ein lebhaftes Grün in Folge einiger leichten Regen. Endlich gelangten wir zu einer von Cocos- und Arekapalmen umgebenen Hütte und zu mehreren Bungalos für Pilger. Diese Resthäuser sind ganz einfache offene Schuppen.

Die Quellen haben steinerne Fassungen aus Gneiß und sind innerhalb einer gemeinschaftlichen bemoosten Umfangsmauer von fünf Fuß Höhe, in welcher das Thor fehlt. Auf das Ausbessern und Erhalten des Bestehenden verstehen sich die Eingebornen nicht, es geht daher Alles seinem baldigen Verfall entgegen. Eine blaublühende Astriesche (Comelyna Rumphii) erhöht den Reiz des frischen Rasens. Die Zahl der warmen Quellen ist sechs; eine andere in der Nachbarschaft steht zwischen Krene und Therme.[24]) Das Wasser ist geschmack- und geruchlos; vom Grunde steigen Gase auf; es röthet Lakmuspapier vor-

übergehend und enthält Spuren von Chlorsalzen; sein specifisches Gewicht ist etwas kleiner als 1,0, was wohl nur auf Rechnung der höhern Temperatur zu setzen ist. Ich fand in allen Quellen eine kleine grüne Alge, zwischen ihr eine kleine Monade und einen Chaetonotus, den ich schon bei Galle gefunden hatte. Ich sah keine Fische, wohl aber eine Schildkröte, wie ich glaube dieselbe, die ich bei Galle und Trinkomalie gefunden hatte; das Exemplar ist verloren gegangen, ehe ich es identificirt hatte. Der gemeinschaftliche Abfluß aller Quellen bildet einen kleinen Bach, in welchem ich einige kleine Fische bei einer Temperatur von 33,5 Grad C. fand; sie gehörten zu der Familie der karpfenartigen und zwar zur Gruppe der Leuciscus.

Die Eingebornen benutzen die Quellen bei Rheumatismen und Krankheiten der Haut; sie sind aber auch Gegenstand einer besondern Verehrung: es werden Wallfahrten dahin unternommen und manchmal muß der Zusammenfluß der Eingebornen groß sein, nach den Bungalos zu schließen. Es soll dann so heiter zugehen, wie in einem europäischen Gesundbrunnen. Auf einer kleinen Erhöhung in der Nähe der Quellen ist der Tempel des Ganesa, des Gottes der Weisheit und der Heilkunst, und als Patron der indischen Medicin an einer Heilquelle sehr am Platze. Es ist ein kleines, armseliges Gebäude, aus rothen, mit Mörtel überworfenen Steinen, das einen niedern, fünf Fuß hohen Eingang hat. Der innere Raum mißt sechs Schritt Länge und vier Schritt Breite; oben trägt er eine kleine Kuppel. Die Vorhalle oder der Vorhof hat ähnliche Dimensionen. Was der besondere Gegenstand der Verehrung ist, weiß ich nicht; es ist kein Götterbild vorhanden, wenn nicht der auf einem niedern Aufsatz in der Mitte des Tempelraumes befindliche Stein es sein soll, an dem jedoch die kühnste Phantasie weder eine Gott-

noch Menschenähnlichkeit entdeckt. Sieht auch das steinerne Haus Gottes armselig aus, so contrastirt um so schöner das lebendige Heiligthum, der Bobaum, dessen Laubdach weit die Kuppel überragt. Sitzt der Beschauer lange unter seinen langgestielten, bei jedem Luftzug säuselnden Blättern, so wird er durch die warme Luft, die Waldeinsamkeit und das monotone leise Rauschen in jene Stimmung versetzt, in der man es leicht erklärlich findet, wie sich in der üppigen Tropenwelt mit der Treibhauswärme und ihren ewig jungen Wäldern die Grundlehren des Buddhuthums gebildet haben und wie sie bei einem Volke fest haften müssen, das durch Klima, Natur und Lebensweise zu indolenter Contemplation berechtigt, wenn nicht sogar aufgefordert ist.

In einiger Entfernung sang ein junger Malabare, fast noch ein Knabe, der ganz unbemerkt gekommen war, ein Lied in der Tamilsprache und begleitete die wilde, phantastische Weise von Zeit zu Zeit mit der Handtrommel. Ich ließ es mir übersetzen, denn ich glaubte, er sänge den Ruhm und die Thaten seiner Vorfahren, wie sie von der Koromandelküste herüberkamen und Lancadiva eroberten. Es handelte sich jedoch nur um eine Aufforderung zum Tanze.

Elftes Capitel.

Dhonie. — Lagunen. — Battikaloa. — Eine aufgelassene Festung. — Muquah. — Europäische Cocospflanzer. — Das Märchen von der singenden Muschel.

Mein Freund, H. von Fridau, hatte seine lange mühevolle Reise auf dem Mahawelle zurückgelegt. Er hatte sich in Bintenne ein Floß zimmern lassen, zu welchem erst die Bäume gefällt werden mußten. Sein Aufbruch von Bintenne und seine Unternehmung hatte dadurch eine bedeutende Verzögerung erlitten, so daß er Trinkomalie unter großen Schwierigkeiten, Entbehrungen und wiederholtem Schiffbruch erst Ende August erreichte.

Wir wünschten beide eine neue Reise durch die östlichen Wälder, südlich vom Mahawelle, zu machen, um unsere Untersuchungen möglichst zu vervollständigen, und entschieden uns für die Route von Battikaloa über Badulla in's centrale Bergland. Um es vor dem Eintritt der Regenzeit zu erreichen und Zeit zu gewinnen, beschlossen wir, zur See nach Battikaloa zu gehen, das man bei gutem Winde in 12 Stunden erreicht, während man zu Lande mit Gepäck 4 bis 5 Tage braucht. Unsere

Freunde in Trinkomalie sagten uns ferner, daß der Landweg schlecht sei. Die Küstenschifffahrt wird von kleinen Fahrzeugen mit einem Verdeck und ein oder zwei Masten betrieben, welche Dhonies heißen; sie sind meist in den Händen von Moormen. Wir unterhandelten lange mit dem Capitän des Petrel, oder wie er sein Schiff nannte, Pedrell, einem verschlagenen Patron, welcher von uns 5 Pfd. Strl. forderte, während die Eingebornen 1 Schilling und 6 Pence (15 Silbergroschen) für ihre Ueberfahrt bezahlen; so viel wird hier auf die weiße Farbe aufgeschlagen. Man betrachtet die Europäer als die Könige des Landes, läßt sie aber auch bei jeder Gelegenheit dafür bezahlen. Es war komisch, ihn erklären zu hören, daß wir das ganze Hinterdeck zu unserer Disposition haben würden, das ist einen Raum von 8 Fuß Länge und 5 Fuß Breite, und es viel comfortabler haben würden als an Bord eines der großen ostindischen Dampfer. Endlich erklärte er sich bereit, uns, unsere Diener und Gepäck für 3 Pfd. Strl. nach Battikaloa zu führen. Wir schickten nach Abschluß des Handels unsere Pferde zu Land voraus. Am andern Morgen erschien ein Eingeborner, der Gouvernementsarzt ist, und erzählte, daß der Capitän einen im Dienste der Regierung stehenden Malabaren mit seiner Familie überführen werde, daß er und ein katholischer Priester auch nach Battikaloa gingen. Als er nach dieser diplomatischen Einleitung hörte, daß wir dessenungeachtet den Mann zwingen würden, seinen Vertrag zu halten, dachten wir, damit sei Alles in Ordnung und schickten unser Gepäck nach dem Hafen. Der Capitän war jedoch reicher an orientalischen Winkelzügen als ich ahnte, und weigerte sich, das Gepäck aufzunehmen, aus dem Grunde, weil es zu spät gekommen sei. Auf die Drohung, ihn augenblicklich verhaften zu lassen, nahm er uns an Bord. An Bord

des Schiffes sah ich jedoch, daß die Schuld weniger am Eigenthümer des Schiffes, als an dem mohamedanischen Beamten lag, welcher seinen Harem mitnahm und fürchtete, daß derselbe durch die Augen der Ungläubigen profanirt werden könnte.

Der Abend war windstill und regnerisch, aber ich hoffte, daß wir mit dem nach Sonnenuntergang wieder aufspringenden Südwest den Hafen verlassen würden. Am andern Morgen bemerkte ich jedoch beim Erwachen, daß wir kaum 4 Meilen von Trinkomalie entfernt waren, da wir factisch erst um 4 Uhr Morgens den Hafen verlassen hatten. Das Tageslicht erlaubte ein näheres Studium unserer Lage. Der Petrel ist kein Küstenfahrer altsinghalesischen Stils, dessen Rippen mit Cocosfasern zusammengebunden werden, sondern ein europäischer Schoner. Er ist ein schnell segelndes Schiff und wurde ursprünglich von einem Engländer gebaut, gegenwärtig aber so verwahrlost, elend und ekelhaft schmutzig, daß man ihm seine englische Abkunft nicht mehr ansieht, und daß ich mich wunderte, wie comfortlüsterne Briten in einem solchen Schweinetrog reisen mögen. Der Petrel hat zwei kleine Cajüten, von welchen die vordere größere von dem Muselmann, seinen Weibern und Kindern, die hintere von uns besetzt war. Der Eingang der letztern war grade so groß, um von oben hineinkriechen zu können; zwei festgenagelte Kisten an der Seite dienten uns als Schlafstätten. Das ganze Schiff roch wie Assa foetida, nach gährenden Jackfrüchten, gesalzenen Fischen und andern Dingen. Flöhe, Wanzen, Küchenschaben und Ratten waren die andere unerwünschte Zugabe. Der Priester und der Arzt blieben am Deck, der erste lag auf einer Matratze, der andere in einem Palankin. Das Deck war so voll Eingeborner, die den Argonautenzug mitmachten, daß wir uns nicht rühren konnten und in die Cajüte zurückkrochen,

in der wir 30 Stunden zubrachten und zwischen Schlaf und Seekrankheit zu wählen hatten. Nur von Zeit zu Zeit steckte ich meinen Kopf über das Deck, um die Küste zu sehen. Sie ist flach, ein lang gezogener gelber Sandstreifen, auf den ein breiterer hellgrüner Saum von niederm Buschwerk folgt, über welches vereinzelte Baumgruppen ragen. Ein kleiner Hügel oder ein isolirter Felsblock unterbricht hier und da die Einförmigkeit. Wir hielten uns fortwährend nahe der Küste, hatten nur Morgens wenig Südwestwind, Nachmittags schwachen Ostwind und Abends gänzliche Windstille bei heiterm Himmel.

Am 7. Morgens ankerten wir am Eingange der Gob der Ostküste, der Lagune von Battikaloa, und vertauschten den Petrel gegen ein schmales, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehendes Bot. Wir fuhren über mehrere Untiefen die Lagune hinauf gegen das Fort. Das Fahrwasser der Lagune ist seicht und durch Sand- und Schlammbänke für größere Schiffe nicht fahrbar. Ihre Inseln und Ufer sind prachtvoll; denn hinter einem schmalen Gürtel dunkler Manglebäume, deren hoch entspringende und zahlreiche Wurzeln ein Labyrinth von Bogengängen bilden, erheben sich herrliche Cocosplantagen, unterbrochen von Gruppen von Mango-, Jack- und Brotfruchtbäumen, von Areka- und Tal-Gaha-Palmen. Da, wo die Ufer fester oder doch weniger verschlammt sind, erscheint am Wasserspiegel ein dichter Gürtel von zwei Arten Pandanus, von welchen eine durch ihren schlanken hohen Stamm zu einer wahrhaft ästhetischen Erscheinung wird. Weiter oben sind große Ficusarten, Dillenien, Calophyllum, in deren Schatten blattreiche Unterhölzer wachsen, die mit weichen Rasenplätzen aus Gräsern, Amaranthen, niedrigen krautartigen Compositen, Zygophylleen, Acanthaceen und einer rosenrothen Vinca wechseln. Nach einer Stunde

tauchte bei einer Wendung aus dem glatten Spiegel das Fort von Battikaloa wie ein schwarzer Würfel und hinter ihm eine lange Reihe lichtblauer Kuppen und Kegel und wellenförmiger Berge auf.

Fort und Stadt Battikaloa liegen auf einer Insel. Wir richteten unsere Schritte nach dem Fort, da das Resthaus sich dort befindet. Das Fort ist ein regelmäßiges Viereck, von ungefähr 120 Schritt Länge mit vier kurzen Bastionen, deren Seiten 30 und 60 Schritte betragen. Auf zwei Seiten ist es von der Lagune, auf den zwei andern von einem seichten Graben umgeben. Es kann durch Abgrabung des Weges, der einzigen Communication mit der Stadt, in eine vollständige Insel verwandelt werden. Ueber dem einzigen Thor ist die Jahrszahl 1682. Der Wall ist hoch und breit, aus Gneiß und Sandstein erbaut. Ich konnte nichts über die Lagerstätte des letztern erfahren, obwohl er mich sehr interessirte, da er zahlreiche organische Einschlüsse enthält. Auf dem Walle waren mehrere große eiserne Kanonen, einige aber ohne Lafetten. Da die Lagune für große Kriegsfahrzeuge viel zu seicht, daher gegenwärtig ohne alle strategische Wichtigkeit nach Außen und bei den friedlichen Dispositionen der Bevölkerung eine Garnison nicht nothwendig ist, so wurde es als Militärstation aufgelassen. Der Verfall macht rasche Fortschritte und schon drängt der durch Vögel überall hin verführte Ficus seine Wurzeln in die Fugen des Walles, um ihn langsam, aber unaufhaltsam zu sprengen. Dieselbe Sorglosigkeit zeigt sich auch im Innern der Festung. Mehrere Gebäude sind dachlos und verfallen und die alte holländische Kirche war in einen Schweinstall verwandelt worden. Das alte Commandantenhaus diente noch vor wenigen Jahren als Gerichtshof, wurde aber später zum Resthause herabgesetzt. Es ist

einen Stock hoch, geräumig, reinlich und hat einen portugiesischen Mestizen zum Aufseher, der uns während unseres kurzen Aufenthaltes gut und zu billigen Preisen versorgte.

Vor dem Hause stehen zwei gemauerte Säulen, die ich für die Fundamente von Flaggenstangen hielt; dem ist aber nicht so, sie hatten vielmehr eine ganz abweichende Bestimmung, es war ein Executionsplatz: an diese Säulen wurden die Eingeborenen unter der glorreichen holländischen Regierung angebunden und gepeitscht. Es ist also nicht flagstaff, sondern flogstaff am Platze. Man sollte glauben, daß beim Anblick dieser Säulen alle Unbilden, welche die Bevölkerung einst erlitten, ihr in's Gedächtniß zurückgerufen würden, und der Vergleich zwischen sonst und jetzt, wo eine erleuchtete Regierung die Orientalen zwar nicht auf Rosen bettet, aber die persönliche Freiheit Aller beschützt, zum Vortheil der Engländer ausfallen sollte. Ein alter Häuptling, den ich befragte und von dem ich eine ähnliche Anschauung erwartete, schüttelte den Kopf und erwiderte im gebrochenen Englisch: No! no! Dutch plenty rice. Zur Zeit der holländischen Herrschaft waren die Eingeborenen zu Zwangsarbeiten bestimmt, aber die Regierung sorgte für die Anlage von Reismagazinen, um sie gegen Hungersnoth zu schützen. Der Reis bildet überall das Hauptnahrungsmittel. Die schönen Impromptus der mehr poetischen als nationalökonomischen Naturforscher über die Vorzüge des Brotfruchtbaumes als Nahrungsmittel und Sparcasse für die Nachkommenschaft gehören zu den schön gefärbten Seifenblasen. Die Cerealien werden von einer dichten und arbeitenden Bevölkerung immer vorgezogen werden wegen der Schnelligkeit des Ertrages, der Größe und der relativen Sicherheit der Ernte, der Leichtverdaulichkeit, der großen Ernährungsfähigkeit und der langen Aufbewahrung.

Die Stadt hat bei 6000 Einwohner, vorwaltend Moormen und sieht wahrscheinlich deshalb viel hübscher und reinlicher aus als manche Theile von Trinkomalie. Die Häuser liegen in eingefriedeten Gärten, in denen Cocos, Areka, die Palmyrapalme, Papaya, Mango, Tamarinden, Brotfruchtbäume und Bananen gepflanzt sind. Die Gartenmauern haben häufig einen wirklichen Thorweg mit Ruheplätzen aus Stein- oder Lehmziegeln an den Seiten; der ganze Ort sieht sehr idyllisch aus. Außer der Stadt liegen kleinere Häuser zerstreut in der Mitte von Reisfeldern. Unter den Holländern war die Gegend die Kornkammer Ceylons; die Eingeborenen waren verpflichtet, große Quantitäten um fixe Preise abzuliefern. 1805 wurde durch Renoux die Cocospalme hier angepflanzt und seit dieser Zeit mit Vortheil cultivirt; gegenwärtig haben die Europäer sowohl um die Lagune als auch im Lande bis zur Entfernung von nahezu 8 geographischen Meilen längs der Küste Cocospflanzungen angelegt. Die Palmen werden aus Nüssen gezogen; 1000 Nüsse kosten ungefähr 3 Pfd. Strl. Sie erfordern in den ersten Jahren große Pflege und Aufmerksamkeit. Sie keimen etwas später und bedürfen Bewässerung. In 6 Jahren geben sie den ersten Ertrag. Insecten, die wilden Schweine, Stachelschweine und Elephanten sind die größten Feinde der jungen Plantagen, die daher mit starken Zäunen umgeben werden müssen. In der feuchten Seeluft gedeiht die Cocos vorzüglich, obwohl noch immer nicht so üppig wie bei Galle und an der ganzen Südwestküste. Es fehlt ihr hier offenbar der Grund von Sand und Muscheltrümmern. Viele Cocospalmen waren mit Schmarotzern bedeckt, darunter eine große Orchidee mit lilienartigen Blättern und großen braunen Blüthen (Vanda) und epiphyte Farren. Der größte Theil der Bevölkerung des Districts Battikaloa ist

um die Lagunen gruppirt, die ein leichtes Communicationsmittel bilden und deren marschige Ufer fruchtbarer sind als die trockne Landschaft im Innern. Mehrere Orte sind groß. Ein Dorf im Süden von Battikaloa hat 10,000 Einwohner. Außer Reis, den gewöhnlichen Baum- und Grundfrüchten so wie den Cocos wird im Districte etwas Mais und Baumwolle gebaut, die an Ort und Stelle verarbeitet wird. [26]) Die ganze einheimische Bevölkerung des Districtes beläuft sich auf 70,000. Sie soll sich in den letzten 15 Jahren um ein Drittel vermehrt haben, trotzdem daß vor einigen Jahren die Cholera 3000 und eine Blatterepidemie bei 500 weggerafft hatte. Die Zahl der europäischen Pflanzer ist gering; keiner von ihnen will bleiben, denn es sind meist junge unverheirathete Männer, die ihre Pflanzungen zu vollem Ertrag bringen und dann verkaufen wollen. Die Cocosplantagen sind eben so wie im Innern die des Kaffees, ein Gegenstand der bloßen Speculation, um schnell ein Vermögen zu machen; an eine bleibende Niederlassung und Begründung einer Heimath denkt Niemand, daher die Unzufriedenheit, wenn der Ertrag hinter den Erwartungen zurückbleibt und die steigende Ungeduld, Europa wiederzusehen.

An der Spitze der Verwaltung des Districts steht ein englischer Beamter, der trotz des bescheidenen Titels eines Assistenten des Regierungsagenten ein jährliches Einkommen von 1000 Pfd. Strl. besitzt. Er schilderte die Bevölkerung als fleißig, friedlich, gastfrei, redlich und führte als Beweis an, daß er sie ohne Soldaten und ohne Polizei verwalte. Die Gegend ist fruchtbar, gesund, hat einen schönen Himmel und zauberisch schöne Ufer. Das Klima ist weniger heiß als in Trinkomalie. Ohne die vielen Moskitos und den überschüssigen Regen zur Zeit des Nordostmonsums wäre es ein vollständiges Paradies. Ich muß

jedoch bemerken, daß wir sehr von Bettlern geplagt wurden, ein Umstand, der bedeutend gegen die officielle Idylle abstach. Ich erkundigte mich, dadurch aufmerksam gemacht, bei einem andern Engländer über die Zustände, der mir offen eingestand, daß die Eingeborenen eben so große Lumpen seien als in den andern Bezirken und mir nicht undeutlich zu verstehen gab, daß man mir im Regierungshause ein glänzendes Gemälde aufrollte, um sich damit selbst zu loben.

Zu den vielen Märchen, welche die alte und neue Zeit über Ceylon ausgeheckt hat, gehört auch das von den geisterhaften Klängen, welche Nachts aus der Tiefe der Gewässer aufsteigen. Eine Notiz von singenden Muscheln hat in den letzten Jahren sogar ihren Weg in die wissenschaftlichen Journale Europa's gefunden; nach andern sind es singende Fische. Der Naturforscher ist dem Laien und der Sage gegenüber immer in einer übeln Lage, wenn er das ihm Mitgetheilte in das Scheidewasser des Skepticismus wirft, um Wahrheit und Dichtung zu sondern. Wehe ihm, wenn er ein Vorurtheil analysirt oder gar zerstören will. Ich erklärte vergebens von vornherein, daß weder Fische noch Mollusken, und am allerwenigsten im Wasser, singen könnten, da sie keine Stimmorgane haben. Ich mußte wider Willen Abends mit sämmtlichen Autoritäten in die Lagune fahren, damit ich Ungläubiger mit eigenen Ohren höre. Es war 9 Uhr und von dem gegenüberliegenden Ufer kamen aus einem Hindutempel die schrillen Töne der Pfeifen und der Lärm der Trommeln. Als diese eine Pause machten, vernahm ich einige fremde Töne. Ich wußte anfänglich nicht, ob es das Säuseln der Cocosblätter oder das Geräusch eines aufsteigenden Gasstroms aus einer unterseeischen Quelle sei. Später hörte ich etwas deutlicher einen Ton wie das Summen von aufgescheuchten

Bienen oder Fliegen oder wie das Schwingen von kurzen Metallsaiten, bald da, bald dort; ich erklärte die letztern Geräusche für die Töne von Cicaden oder Laubfröschen, die, über den stillen Wasserspiegel geleitet, etwas modificirt klingen. Ich wurde in der letzten Muthmaßung bestätigt, da ich später ähnliche Töne in weiter Entfernung von der See und selbst am Namuna hörte. Die Zahl der Laubfrösche ist eine sehr bedeutende in Ceylon und ihre Stimmen sehr verschieden; bei einigen klingen sie wie Silberglöckchen.

Am andern Morgen machte ich einen Ausflug nach einer Pflanzung, da man mir auf meine Erkundigungen mitgetheilt hatte, daß dort Sandsteine vorkommen. Was man dafür gehalten hatte, ist jedoch Gneiß mit sehr vielem schwarzen Glimmer. Der Besitzer der Pflanzung klagte mir seine große Sehnsucht nach Dattelpalmen. So ist der Mensch nirgend mit dem zufrieden, womit ihn die Natur beschenkt. Auf meiner Rückkehr nahm ich einen andern Weg, auf dem ich viele große Rasenplätze und Jungle antraf. Ich fand bei meiner Rückkunft vor unserm Quartier drei einheimische Musikanten, die sich zu einem Concert anschickten; es waren Wechselgesänge und dann ein Chor, beides in sehr einförmigen Tonarten. Sie begleiteten den Gesang mit der Handtrommel, mit Schellen und einer Pfeife; den Schluß machte ein wüthendes Geschrei, wobei jedoch die Virtuosen, ganz verschieden von italienischen Sängern, in der ruhigsten Stellung blieben.

Herr D. G., den ich von Trinkomalie her kannte, schenkte mir ein altes Tamilmanuscript und auf meine Bitte schickte er nach einem einheimischen Gelehrten, da ich ein Probestück der landesüblichen Declamation zu hören wünschte.

Am Anfange jedes Abschnittes schickt der Lesende eine eigen-

thümliche Ouvertüre voraus, die sich ungefähr wie Ti Ti Ti Ti, crescendo und in vielleicht fünfzigmaliger Aufeinanderfolge, ausnimmt. Es ist eine Appellation an die Aufmerksamkeit, die zuletzt einen Schlafenden aufwecken würde. Dann folgt das Lesen mit immer steigender Stimme, bis gegen die Mitte der Periode oder des Abschnittes, von wo aus die Stimme gegen das Ende in derselben Weise wieder fällt.

Eine sonderbare Einrichtung in den Landessitten muß ich noch anführen. In einem meist von Mohamedanern bewohnten Dorfe in der Nähe lebt eine dunkelfarbige, aber in hohem Ansehen stehende Malabarenkaste, die Muquah, bei der die Erbschaft nie vom Vater auf den Sohn, sondern auf die Neffen weiblicher Seite [27]) übergeht.

Die Mikroskopie lieferte einige Ausbeute. Eine grüne Süßwasserlake, in der Krokodile und eine schwarze Schildkröte leben, enthielt eine kugelförmige Alge bis 0,8 Millimeter Durchmesser; ich glaube, es ist dieselbe kugelige Form, die ich schon bei Colombo beobachtet hatte. Ich war auch diesmal nicht im Stande, die morphologische und anatomische Bedeutung zu entziffern. In den Lagunen fand ich neue Uroleptus, Planarien, Gregarinen, sehr viele Larven von Borstenwürmern und den räthselhaften Trachelius furca.

Gegen Abend entluden sich die Wolken, welche sich den ganzen Nachmittag an den Bergen des südlichen Litorale angesammelt hatten, mit großer Heftigkeit. Die Luft wurde darnach klar und außerordentlich durchsichtig, die Wolken waren verschwunden, nur die Lämmerheerde kleiner silberner Cirri war am Abendhimmel in großer Höhe sichtbar.

Zwölftes Capitel.

Oestliche Wälder. — Ausrüstung. — Parkähnliche Wälder. — Waldeinsamkeit. — Veddahs. — Talawas. — Zecken als Landplage. — Patenas. — Landwirthschaft. — Waldbrände und Waldbrache. — Pilgaha, der Wächterbaum.

Zwei Tage lang waren wir mit der Annahme unserer Kulies beschäftigt, die stundenlang unser Gepäck besichtigten und abwogen. Die zweite Schwierigkeit war die Fixirung des Lohns. Letzterer wurde für jeden der 16 Kulies auf 12 Schilling bis Neuwara-Ellia, ungefähr 116 englische Meilen, fixirt, mit einer Zulage von täglichen 3 Pence ($7^1/_2$ Kreuzer) für solche Tage, an den wir unserer Arbeiten willen halten wollten. Jeder erhielt 3 Schillinge (1 Gulden 30 Kreuzer) von vornherein, um Reis zu kaufen; dann wurden ihre Namen aufgeschrieben, um ihrer später wieder habhaft werden zu können, falls sie einzeln oder in Massen auf dem Marsche durchgehen sollten; eine Eventualität, die jedenfalls sehr unangenehm ist, da die weite Strecke bis Badulla unbewohnt ist, die uns aber in Aussicht gestellt wurde. Als es am 12. zum Aufbruch kam, zeigte es sich, daß unsere Transportmittel zu klein waren und um 3 Mann vermehrt werden mußten. Wir schickten unsere Kulies und Pferde voran und fuhren in einem Kahn über eine der Lagunen, um

unsern Weg abzukürzen. Der Kahn bestand aus einem ausgehöhlten Baumstamm, an dem zwei senkrechte Balken befestigt, und durch einen größern Baumstamm, der mit der Längenaxe des Kahns parallel ist, verbunden sind. Es ist dieselbe Einrichtung wie die der Fischerkähne an der Westküste. Dieser Schwimmer oder Ausleger flößt den Fremden im Anfang wenig Vertrauen ein, erhöht aber sehr die Stabilität des Fahrzeuges. An den Kähnen und selbst an größern Küstenfahrzeugen ist kein Stückchen Eisen; Alles ist mit den Fasern der Cocosnuß (Coir) verbunden.

Zwei Meilen südlich von Battikaloa landeten wir und fanden unsere Pferde, aber die Kulies waren noch weit zurück. Das Wasser in der Lagune ist stellenweise brackisch und so trüb, daß die großen durchsichtigen Quallen (Rhizostomen), die es in allen Richtungen durchsegelten, wie weiße Gespenster aussehen. Das trübe Aussehen rührt vom schlammigen Grunde her, denn an andern Stellen war es grün und über einem großen Beete von Ulvaceen vollkommen farblos und durchsichtig. In Erwartung unseres menschlichen Fuhrwerkes frühstückten wir. Um 2 Uhr Nachmittags langten endlich die Nachzügler an und unser Train setzte sich in Bewegung. Er sieht sehr sonderbar aus: anderhalb Dutzend nackte schwarzbraune Gestalten mit den verschiedensten Gepäckstücken auf dem Kopfe, z. B. große leere Kisten aus verzinntem Blech für die anzulegenden Sammlungen, feste schwarze Holzkisten mit Instrumenten. Auf einigen klebt noch der Zettel „K. K. südliche Staatseisenbahn, Laibach und Eilgut.“ Wäsche und Kleidungsstücke sind in lackirten Blechkoffern mit hölzernen Rahmen; denn nur ein Material, das weder vom Regen durchnäßt, noch von weißen Ameisen benagt werden kann, taugt auf solchen Reisen, wenn die Behälter die

nöthige Garantie für den Schutz des Verpackten leisten sollen. Unser Comfort hatte wesentliche Fortschritte gemacht, denn da wir einsehen gelernt hatten, daß ein Bett mit Vorbehalt aller Philosophie einem nassen Lagerplatz im Walde vorzuziehen ist, hatten wir uns mit tragbaren Bettstätten versehen. Diese sind unbehilfliche hölzerne Feldbetten in doppelter Kreuzform mit zwischengespannter Segelleinwand, welche die Stelle von Matrazen und dergleichen Luxusartikel vertritt. Ein kleines mit Cocosfasern gefülltes Kopfkissen, eine wollene Decke und ein Moskitovorhang vollenden das Bettzeug, auf dem man nach den Mühen des Tages mit mehr als sybaritischer Ruhe schläft. Wir nahmen einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, Bananen, Reis und Brot mit und hatten bereits in der lebenspraktischen englischen Anschauungsweise solche Fortschritte gemacht, daß wir sogar ein halbes Dutzend Hühner und alte Hähne mitnahmen. Als ein Kulie das Hühnerhaus an einer Stange über seine Schultern hing, konnten wir uns des Lachens über die ornithologische Sammlung, welche wir dem Urwald zuführten, nicht enthalten. Selbst für die Pferde mußte etwas Körnerfutter, Reis und Gramm [28]) (Cicer arietinum) mitgenommen werden, da die Gräser nicht überall in hinreichender Menge zu finden sind.

Wir legten die ganze Wegstrecke zu Fuß zurück, 10 bis 17 englische Meilen im Tage, und bedienten uns der Pferde nur, um die Flüsse zu passiren. Das Reisen zu Fuß ist unter allen Umständen das Ersprießlichste, dabei entgeht dem Beobachter und Sammler am wenigsten. Bis Bubulay sind alle Restplätze offene Bungalos, das heißt kleine offene Schuppen mit einem Dach aus Reisern und trocknem Gras. Wir standen gewöhnlich Morgens um 5 Uhr auf und tranken — in An-

betracht des Kaffeelandes, in welchem wir reisten — einen schlechten schwarzen Kaffee, den unsere Diener in mysteriöser Weise bereiteten, steckten eine oder zwei Bananen in die Tasche und setzten uns dann in Bewegung. Zwischen 12 und 2 Uhr ruhten wir aus und frühstückten: Reis und Kurri, ein halbes Huhn und ein Stückchen Brot für den Mann. Der letzte Luxusartikel hörte jedoch bald auf. Unser Getränk war das Wasser der Flüsse; wo diese vertrocknet waren, gruben wir Löcher in das sandige Bett, in dem sich bald Wasser sammelte, das durch ein Tuch geseiht werden mußte. Nach dem Frühstück, so wie nach dem Hauptessen, welches wir des Abends zwischen 6 und 8 Uhr eingenommen hatten, das sich jedoch vom Frühstück durch nichts als die Tageszeit unterschied, tranken wir Thee, welcher den Durst besser löscht als das laue, schale Wasser. Und doch stieg unser körperliches Wohlbefinden außerordentlich. Gegen die brennende Sonne schützte ich mich in schattenlosen Ebenen — denn der Sonnenstich ist hier fast so fürchterlich wie ein Schlangenbiß — durch einen chinesischen Schirm, wie sie hier massenhaft eingeführt und von den Eingeborenen gebraucht werden; sie sind so groß, daß sie bei einem leichten Schauer auch als Regenschirme dienen können.

Die menschenleeren Gegenden, die wir durchzogen, sind größtentheils von wundervoller Schönheit. Schon am ersten Nachmittage, nachdem wir den ungefähr vier Meilen breiten Cultursaum durchschnitten hatten, kamen wir in hohe prächtige Wälder voll Ebenholzbäumen, Sterculien und Aurantiaceen. Schlanke Bäume mit lorbeerartigen Blättern, Berrya und Feigenbäume mit kleinen goldgelben Früchten sind überall in gemischten Beständen. Hier und da steht ein hoher Baum mit weißem, wie eine cannelirte Säule aussehendem

Stamm. Cycas waren selten und Palmen fehlten. Das Unterholz war häufig aus Crotoneen gebildet; hier und da auch Guatteria (eine Anonacee). Dazwischen sind kleine Grasfluren mit zerstreuten großen Cassien (Cassia fistula und andere), voll duftender gelbblühender Trauben. Wo sich Wasser vorfindet, ist die Laub- und Duftfülle eine viel größere. Wenige Meilen weiter südlich werden die Wiesen größer, deren Graswuchs hauptsächlich von einer Stipa gebildet wurde, die mit der unsern große Aehnlichkeit hat und die auf hellgrünen Halmen große weißblühende Rispen trägt, welche im Sonnenlichte so glänzen, als läge ein dünner, frisch gefallener Schneemantel auf dem grünen Teppich. Unser erstes Nachtlager war 10 Meilen von der Küste, am Ufer des Karawetti-Aar, [29]) der von hohem üppigen Baumwuchs umgeben und dessen Bett bis auf wenige kleine Pfuhle trocken war. Die Luft hatte Abends um 9 Uhr 19° R.

Ich saß noch auf und untersuchte beim Schein einer Blendlaterne einige Thierformen, als im nahen Dickicht ein brünstiger Elephant sein Geschrei erhob, das wie dumpfe Trompetenstöße klang. Unsere Leute machten große Feuer an, um die Thiere aus unserer Nähe abzuhalten. Ich wurde die erste Nacht noch mehrmals aus meinem tiefen Schlafe durch das Geschrei der Thiere erweckt; neben dem dumpfen Geschrei des Elephanten unterschieden wir deutlich die schrillen Töne der Leoparden und hörten flüchtige Thiere durch das Dickicht brechen. Da die kleinen Zuflüsse vertrocknet sind, so sind die Thiere aus weiter Umgebung auf die kärglichen Wasserreste im Karawetti angewiesen.

Da unsere Feuer gegen Morgen erloschen waren, kamen Elephanten abermals in die Nähe, die unsere Leute durch Geschrei verjagen mußten. Die Pferde scheuten und waren nur mit Mühe vom Durchgehen abzuhalten.

Am 13. lag bei Tagesanbruch ein dichter Nebel über uns, der sich erst eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang zertheilte. Wir passirten am Morgen wieder mehrere vertrocknete Flüsse, die alle einen östlichen Lauf haben, und fanden an mehreren Stellen große Gneißplatten am Tage liegen. An einer Stelle waren die Waldgründe dicht mit einer rothblühenden Malvacee (Grossandra?) bedeckt. Wir erreichten Nachmittags Paliatukapu. An einem gleichfalls ausgetrockneten Fluß fanden wir ein Dach auf Pfählen, welches diesen Namen führt. Das Improvisiren eines Brunnens im trocknen Rinnsale war unser erstes Geschäft; als wir unsere Provision an Wasser gesichert sahen, bezogen wir unser Lager. Die Temperatur war Abends 19° R.

Am 14. fanden wir um 5½ Uhr Morgens die Temperatur 16° R. Bis hierher schien der Weg doch noch immer manchmal begangen zu werden, von hier schrumpfte er aber stellenweise zu einem schmalen, kaum kenntlichen Fußpfad ein, dem man es ansah, wie wenig er betreten wurde, und ging eine kleine Strecke sogar in einem trocknen Flußbett fort, ein Beweis, daß die geringe Communication in diesem Landestheile nur in der trocknen Jahreszeit stattfindet. Der Boden ist hier felsig, mächtige Gneißplatten liegen am Tage. Der Boden war auffallend trocken, mit kärglichen Humusschichten dünn bedeckt, und die Vegetation ärmer, meist Crotoneen und niederes Buschwerk mit corylusartigen Blättern. Selbst die Baumparasiten, epiphyte Farren und Orchideen fehlen und nur der lebenszähe Loranthus behauptet sich in den Kronen. Die Localität muß starken Windstößen ausgesetzt sein. Viele Bäume sind abgestorben, andere sind gebrochen oder entwurzelt; es sieht aus wie ein verwahrloster Wald bei uns, denn auch die Natur treibt

manchmal eine wilde Plänterwirthschaft. Ficus waren häufig, daneben aber auch die schlingenden Asclepiadeen und die schwarzstämmigen Euphorbiaceen, das Aushängeschild eines armen, heißen und dürren Bodens. Im Sande wuchsen niedrige Scrophularineen und Caryophylleen, die Gräser waren meist von der Sonne versengt, nur hier und da hatte eine Carex und Cyperus widerstanden. Auffallend war auch hier wieder die Menge von Schmetterlingen, die in Ermangelung von Blumen auf den frischen Excrementen der Büffel saßen und das wenig ästhetische Surrogat des Blumennektars mit ihren langen Zungen ableckten. Es war ein schwarzer Papilio, ein blauer Polyomatus und eine gelb- und schwarzgefleckte Arctia.

Später passirten wir den trocknen Peili-Aar, dessen dunkelgrüne, dicht belaubte Ufer zu den schönsten Anblicken gehören, die man sich wünschen kann. Wenn man von der Mitte des Bettes aus stromab und stromauf sieht, ist die Fülle der Laubmassen mit den weit herabhängenden Festons kriechender und kletternder oder schmarotzender Pflanzen überraschend. Man sieht nichts von den Zweigen und den dicken Stämmen der Berrya, welche diese Blättermassen tragen.

Wir blieben an einem kleinen Flusse, dem Mundere-Aar. Nachmittags hatten wir den ersten heftigen Regen, welchen wir sehr erfrischend fanden und den wir aus unserm luftigen Bungalo ungestraft ansahen. Mein Pferd wurde durch die Entladung des Gewitters scheu, riß sich los und wurde erst nach zwei Stunden eingefangen. Ich erschlug eine große Eidechse (Monitor dracaena) von 4 Fuß Länge mit dem Flintenkolben, als sie eben ein Attentat auf unsere zwei letzten Hühner ausführen wollte.

In der Nähe wohnen einige Veddahs,[30]) die bis auf zwei

ältere Männer bei unserer Annäherung sich entfernten. Sie werden von allen Reisenden als wild, mißtrauisch, unzugänglich und als ein verschiedener Menschenstamm geschildert. Europäische Ethnographen ergriffen begierig die Gelegenheit, ein anderes Volk, selbst eine andere Race aus ihnen zu machen. Einige bauen kleine Felder mit Eleusine, andere haben keine feste Wohnsitze, sondern ziehen als Jäger umher und schießen ihre Beute mit Pfeilen und Lanzen, leben vom Fleisch der Waldthiere, Honig und Wurzeln. Sie sollen auch die Fische mit Pfeilen schießen. Die Moormen tauschen Elfenbein und Geweihe gegen kleine Artikel von ihnen um. Die wir sahen, erschienen uns als harmlose Leute, in ihrem ganzen Aussehen den übrigen Singhalesen ähnlich. Für die gemeinschaftliche Abstammung zeugt auch die Sprache, denn unsere Diener konnten sich ihnen wenigstens verständlich machen. Ich glaube, daß die Veddahs während der frühern Kriege versprengte Singhalesenfamilien sind, die in die Wälder flohen, oder die Nachkommen von Leuten, welche von ihrem Volke wegen Vergehen ausgestoßen wurden.

Der Morgen des 15. war kühl und frisch, Wald und Grasflur glänzten noch im Schmucke des reichen nächtlichen Thaues, aber nach den kühlen Morgenstunden erschien der Mittag um so heißer, denn der Himmel war ganz wolkenlos und wir zogen eben so oft über schattenlose Wiesen als durch schattige Wälder. Ein Turdus, dessen Lockruf glockenähnlich klang, erfreute uns häufig. Unser Weg führte von nun an nicht mehr durch die Ebenen, sondern durch wellenförmiges Land, das von jedem seiner Rücken malerische Fernsichten auf blaue Berge und schroffe schwarze Felsen am westlichen Horizonte gewährte. Das ganze Land hat in seinem Wechsel von Berg und Thal, Wald und Wiese ein reizendes Aussehen, wie es bei uns alle Kunst

in dem bestgepflegten Parke nicht wiederzugeben vermöchte. Diese Naturparks heißen Talawa und waren einstens Culturland. Warum später nicht Alles mit Wald sich bedeckte, bleibt eine bis jetzt ungelöste Frage. Nur die Thiere fehlten, selbst Elephantenspuren waren selten und führten alle nach den Flüssen; es gewährte daher einen angenehmen Wechsel, als wir plötzlich eine Heerde von Ochsen und Zebus auf einer großen reichen Wiese weiden sahen. Sie waren eben abgeladen worden und ihre Treiber schickten sich an, ihr frugales Mahl zu bereiten und ihre Kameraden zu erwarten, denen wir auch bald begegneten. Diese kleinen Karawanen bringen die Jagderträgnisse: Hirschhäute, Leopardenfelle, manchmal auch etwas Elfenbein, hauptsächlich aber Hirschgeweihe nach der Küste. Auch dieser Handel wird von Moormen betrieben, welche Jäger im Innern erhalten und mit den Veddahs tauschen. Die Treiber trugen ihre Effecten, die äußerst compendiös waren, auf dem Rücken. Eine zusammengerollte Matte, ein kleiner Sack mit Reis und ein Topf, um ihn zu kochen, ist die ganze fahrende Habe. Eben so einfach ist ihre Bekleidung, die in einem leinenen Lendenschurz und einem kleinen rothen Käppchen besteht, das grade nur den geschorenen Scheitel bedeckt. Einige trieben einen Luxus und hatten noch ein viereckiges dünnes Baumwolltuch, das beim Regen als Oberrock und in der Nacht als Decke dient. Ein Knabe von 10 Jahren ging völlig nackt, selbst der glatt geschorene Kopf war unbedeckt.

Um 12 Uhr hielten wir am Mandre-Aar. Es war der erste Fluß, in dem wir wieder fließendes Wasser fanden, in welchem ich aus Vergnügen sogleich badete, was für mich aber auch eine Nothwendigkeit war, da ich in Folge der brennenden Hitze und starken Transpiration wieder mit dem tropischen Hautaus-

schlage (eczema solare), dessen erste Spuren sich schon in Trinkomalie zeigten, behaftet war. Dieses Hautleiden hat große Aehnlichkeit mit dem mir schon aus dem südlichen Europa von frühern Jahren her bekannten, welches die Italiener Calori nennen. Es sind sehr kleine wasserhelle Bläschen, mit einem rothen entzündeten Hof, die sehr stark jucken und zum Kratzen einladen. Die Congestion der Haut in Folge anhaltender Bewegung vermehrt das Uebel; Bäder lindern es wenigstens. In der kühlen Bergluft trocknen sie ab, obwohl diese Zeitperiode viel länger ist als die der Infloreseenz. Der Fluß hatte eine nördliche Richtung; seine Temperatur war 29° C.

Eine Meile davon ist Paducumbere, ein kleines Veddahdorf. Einige unserer Kulies gingen mit einem der Diener dahin, um Lebensmittel zu holen. Trotz wiederholten Einschärfungen von unserer Seite, die Veddahs menschlich zu behandeln, begannen sie in herausforderndem Kastenstolz einen Streit wegen des neunten und zehnten Gebotes mit den Eingeborenen, und mein Reitknecht, der Paris dieser Expedition, ein athletischer, brutaler Malabare, prügelte eine ansehnliche Zahl und verwundete dabei Einige, die zu uns klagen kamen. Wir verwiesen die Leute an das Gericht in Badulla, da wir die Gerechtigkeit nicht selbst in die Hand nehmen wollten, was die Eingeborenen auch sehr gut verstanden; so schnell wird selbst von dem isolirten Bewohner der Wildniß die Idee des Rechtes erfaßt. Es wäre ein Leichtes gewesen, die armen mißhandelten Veddahs durch gute Worte oder Geld zu beruhigen; wir hielten es aber für unsere Pflicht, den elenden Geburtsvorurtheilen entgegenzutreten und dem brutalen Hochmuth eine Lehre zu geben.

Um 3 Uhr brachen wir auf und passirten die Wälder aus Diospiros, aus harzreichen Dipterocarpen und milchsaftreichen

Feigenarten, deren weiße Milch sich an der Luft röthet, und weißblühende Wiesen. Von jeder Hügelkette hatten wir eine herrliche Aussicht auf die Berge des Gandekelandes und des centralen Gebirgsknotens. Eine Quelle im Lehmboden hatte eine Temperatur von 29° C. Der am meisten malerische Punkt war ein großer blauer Berg mit steilen Stufen vor ihm, der wie eine riesige Festung aus dem flachen Waldlande ragte.

Die Wälder wurden von hier an immer üppiger, große dicke Schlingpflanzen, bald schraubenförmig, bald schlangenförmig gewunden, umstrickten die Baumstämme oder waren wie Seile zwischen ihnen ausgespannt. In spiralförmigen Windungen umranken schmarotzende Farren alte moosbedeckte Baumstämme. Aus dem tiefen Grün leuchteten die weiße Mussända und blüthenbedeckte Mimosen. Auf den Wiesen standen einzelne Bäume in malerischen Gruppen; hier die indischen Feigenbäume mit hohen, durchsichtigen, lichtsuchenden Kronen, aus denen die Luftwurzeln, die mütterliche Erde wieder suchend, herabhängen, die jüngern als weiche, grüne, von jedem Lufthauch bewegte Fäden oder schon als dickerer terrestrischer Ast steif in der Luft hängend oder als Säule im Boden wurzelnd. Viele alte Bäume dieser Gattung haben in ihrem Stammtheile eine Aehnlichkeit mit gothischem Mauerwerk, in welchem die abwärts gehenden Aeste die Strebepfeiler darstellen. An andern Stellen sind Gruppen der laubreichen Butea (Butea frondosa), mit spannenlangen, umgekehrt herzförmigen Blättern, oder Garcinien, mit rothen kugelförmigen Früchten neben einer gelbblühenden Bignonie. Hier erhebt sich eine hohe dichte Laube von Schlingpflanzen, die ihren Träger ganz unsichtbar machen, alle seine Aeste umspinnen und in zierlichen Festons herabhängen. Dort steht aber mitten in der jugendlichen Fülle des Pflanzenlebens ein todter oder ein greiser

Baum; die Insecten haben seine Rinde abgenagt, der Stamm ist von der Sonne weiß gebleicht und an seinem Fuß oder in seiner Höhlung bauen die Termiten ihre hohen spitzkegeligen Wohnungen; an andern wuchern harte holzige Löcherpilze. Die entwurzelten oder gebrochenen Bäume widerstehen länger dem Verwesungsprocesse als im Westen der Insel. Die Mehrzahl der Hölzer ist im Osten auch härter. Beides die Folge des trockneren Klima's.

Einst waren diese Gegenden dicht bewohnt. Die Ausdehnung der mit Gras und krautartigen Leguminosen bedeckten Wiesen ist zu groß, um natürlich zu sein; sie waren durch den Abtrieb des Waldes entstanden.

Abends hielten wir am Flusse Uliti-Aar, dessen reichliches und klares Wasser uns Abends und am nächsten Morgen Gelegenheit zum Baden gab; er fließt nach Norden. Mussänden, Feigenbäume, Pentaptera und Schlingenschraden (Buddleia) standen am Ufer. Der offene Bungalo war in einem sehr schlechten Zustande und wimmelte von kleinen aschgrauen Zecken mehr als alle andern Orte, die wir bis jetzt im Osten besucht hatten. Diese Zecke ist eine Landplage, der wahre Quälgeist des Ostens, welcher die hier seltnern und in der trocknen Jahreszeit gänzlich fehlenden Landblutegel ersetzt. Ihr Cephalothorax, das ist der zu einem Stücke verschmolzene Kopf und Brusttheil, ist winzig klein, aber die Mundtheile sind stark entwickelt; der Hinterleib ist scheibenförmig zusammengedrückt, mit einer sehr zähen und harten Haut, die dem Druck lange widersteht. Die Thiere leben im Sande und setzen sich an Menschen und Thiere fest; besonders lieben sie die Haut zwischen den Zehen und unter den Nägeln. Sie laufen mit großer Schnelligkeit an den Füßen hinauf und wissen selbst durch die Strümpfe ihren Weg zu

finden, schlagen ihre Mundwerkzeuge in die Haut und saugen das Blut, von dem sie sehr bald so anschwellen, daß der Hinterleib kugelförmig erscheint. Man muß sie vorsichtig entfernen, das mir am besten immer dadurch glückte, indem ich den Kopf möglichst tief an der Haut mit einer Pincette faßte und das Thier mit einem gleichförmigen Zuge entfernte. Wird das Thier am Hinterleib angefaßt, so reißt dieser ab und der zurückbleibende Theil erregt dann eine schmerzhafte Entzündung und Eiterung.

Da, wo der Boden sandig und vegetationsfrei ist, gibt es viele Ameisenlöwen, welche wie die unsern schraubenförmige Trichter im Sande ausgraben, in deren Grunde sie auf ihre Opfer lauern. An Ameisen fehlt es nicht, da außer vielen unter der Erde bauenden Formen auch hier die große röthliche vorkommt, welche ihre Wohnung zwischen den Aesten der Bäume baut. Diese Ameise ist überall in Ceylon und numerisch am stärksten unter allen Insecten vertreten. Ihre Schaaren sind in den Gärten die größte Plage, verleiden den Aufenthalt darin und machen den halbnackten Singhalesen das Einsammeln der Früchte zur Qual. Sie ist eingeführt worden, um in den Kaffeedistricten eine Coccus, welche die Pflanzen angreift, zu zerstören. Es war jedoch ein Experiment wie das Austreiben des Teufels durch Beelzebub.

Die parkähnlichen Wälder setzen sich in westlicher Richtung fort. Auf den Wiesen ist viel Buschwerk, welches das zarte helle Grün unseres Frühlings hat, jedoch viel glänzender ist, da das Strauchwerk Lederblätter trägt. In den Kronen hoher Bäume hängen ungeheure Schwärme eines Schmetterlings (Vanessa). Ich fand auch einen Coleopter mit flügelförmigen Fortsätzen am Kopfe (Eumorphus?). Auf den Wiesen war eine

kleine gelbblühende Synanthere sehr häufig, eben so Staubschwämme (Bovista) in allen Stadien der Entwicklung; einige vollkommen reif, die beim Berühren ihren Regen von Sporen entluden; andere noch klein und fleischig. Daraus würde ich schließen, daß vor Kurzem hier schon Regen gefallen sind.

Sechs Meilen von unserer Nachtstation, um $9^1/_2$ Uhr Morgens, passirten wir abermals einen nach Norden gehenden Fluß. Er hatte viel Wasser, seine Temperatur betrug 26° C. Fließendes Wasser hat hier einen unaussprechlichen Reiz. Wir fanden weiter am Wege viele Elephantenspuren. Der Südwest, der über die hohen Berge herabwehte, war sehr erfrischend durch seine Kühle und Feuchtigkeit. Mittags hielten wir im Resthause zu Bubulay, 9 englische Meilen vom Uliti-Aar; der Platz ist wie eine Festung gegen die Elephanten verpalisadirt. Seine Höhe ist 537 Pariser Fuß über dem Meere. Wir näherten uns nun wieder bewohnten Gegenden; in der Entfernung weniger Meilen wohnen 40 Familien. Es ist das erste Resthaus, das bewohnt ist. Der Verwalter hatte einige Vorräthe an Lebensmitteln und wir erlebten eine große Freude; denn wir hatten wieder einmal ein Huhn im Topfe und bewunderten die tiefe Weisheit Heinrich's IV., der seinen Franzosen jeden Sonntag ein Huhn versprach. In der Nähe ist eine Quelle von 27° C., welche Kohlensäure und Schwefelwasserstoff ausstößt. Der Bodensatz ist reich an mikroskopischen Organismen (Galionella).

Am 17. passirten wir, 4 Meilen von Bubulay, abermals einen rasch fließenden wasserreichen Fluß, den Peil-Aar oder Kulu-Oya. In den stattlichen Bäumen seiner Ufer sah ich eine schwarze Fulgura mit schneeweißen Flecken. Obwohl ich ihr wiederholt so nahe kam, daß ich sie hätte greifen können, scheiterten alle meine Künste, auch nur eines Exemplars habhaft

zu werden. Der Weg stieg nun bedeutend an und die Aussicht auf die Berge, denen wir rasch entgegengingen, wurde wechselnd und großartig. Es sind auch hier wieder Gneißberge, die Abhänge spärlich bebuscht, mit großen rothbraunen Flecken dazwischen, die nun verdorrte Grasvegetation andeutend, welche oben roth und braun, abwärts gelb, unten grün wird. Wie wir bald sahen, ist es ein wohlriechendes Gras (Andropogon), mit steifen und harten Blättern. An manchen Punkten sahen wir Rauchsäulen darüber ziehen; es sind Grasbrände. Der Rauch zieht wie dünnes durchsichtiges Gewölk bis zu den fernen Bergen, die in blauen oder violetten Lichtern erscheinen.

Sechs Meilen vom Resthause passirten wir, um 9 Uhr Morgens, einen andern Fluß, dessen Temperatur 28° C. war. Er führt zwei Namen, Erkelompatta und Bamburugaha-Oya. Die Thäler sind mit Gestrüpp und Wald erfüllt, hier und da liegen Reisfelder dazwischen, aber sie sind klein. In ihrer Mitte stehen große Bäume, in deren Aesten sich Sitze mit einem kleinen Strohdach befinden, die aus der Entfernung wie große Vogelnester aussehen. Es sind die Warten (Pilgaha) der Singhalesen, von denen aus die Eingeborenen ihre Reisfelder gegen Büffel und Elephanten bewachen. Der Wächter steigt auf einer rohen Leiter zu seinem luftigen Sitze auf. Elephantenspuren sahen wir überall in Menge. Ihre großen kugelförmigen Excremente lagen auch auf große Strecken am Wege, so daß sie also offenbar die Communicationsmittel der Regierung zu ihren Excursionen benutzen. Die Straße ist sehr oft von ihren Wegen gekreuzt, die aus Dickicht in Dickicht führen. Wie unsicher oft die Wege sein müssen, zeigen die zahlreichen Leitern an den Bäumen längs der Straße. Der Elephant ist hier der König der Wildniß,

deshalb erscheint er mit Recht als Wappen auf den alten Münzen der Colonie.

In diesem Districte der Halbcultur verliert die Pflanzendecke jenen Zauber und Frische, die uns an frühern Tagen auf jedem Schritte so freundlich ansprach. Das Gestrüpp am Fuße und an den Lehnen der Berge ist ganz jung und wird allgemein mit dem Namen China oder Chena belegt. Es sproßt auf dem armen, selbst schon durch vorübergehende Culturen (Netties) erschöpften Boden auf. Bergreis und Korrakan [31]) sind hier die Hauptnahrungspflanzen, die immer auf Waldboden gepflanzt werden. Das Gestrüpp der zu bebauenden Fläche wird in der trocknen Jahreszeit entweder gänzlich oder wenigstens an der Peripherie umgehauen. Sobald es dürr geworden ist, wird Feuer gelegt und in die Asche kurz vor dem Eintritt der Regen (Ende September) das Saatkorn gesät. Die Asche wirkt als ein werthvoller Dünger. Im December wird geerntet. Dann folgt Hirse, hier und da Baumwolle. Sobald die Ernten spärlicher werden, meist schon nach zwei Jahren, wird das Feld, auf dem nun bald die China wieder treibt, aufgelassen und das nächstgelegene Gebüsch in derselben Weise urbar gemacht. Diese Art von Waldbrache, mit 15- bis 20jährigem Turnus, wäre in jedem Lande, wo der Boden oder der Wald von einigem Werth ist, verderblich, hat aber hier selbst bei der kleinen Bevölkerung und dem geringen Werthe des Bodens seine Schattenseiten, weil das Umhauen eine immer wiederkehrende Arbeit ist, die durch ein System von Wechselwirthschaft und Düngung vermieden werden könnte. Schon aus der Ferne unterscheidet man die China vom Hochwald, die wie eine entstellende Narbe an die Wunde erinnert, welche die rotirende Landwirthschaft dem Walde geschlagen hat. In diesen Strauchregionen war die

große Anzahl von Cycas auffallend. Viele sind so groß, daß ich annehmen muß, sie seien den Waldbränden entgangen. Ihre großen Kronen und der schwarze gewürfelte Stamm nehmen sich vortheilhaft in der ärmlichen Umgebung aus.

Der Weg wand sich von nun an den Abhang eines Bergzuges hinan, der dem Badullafluß parallel zieht und die östliche Mauer seines Thals bildet. Um 10 Uhr erreichten wir das kleine Dorf Migaha-Kiale, umgeben von Palmen und Bananen. Ein kleiner Bach schoß die Höhe hinab, dem wir zu seiner Quelle folgten, deren Temperatur 27° C. ist; sie enthielt Kohlensäure und einen gelben Niederschlag von Eisenocher; Frösche hatten sich in ihr angesiedelt. Der Barometer hatte einen Stand von 327,1 Pariser Linien, die Quecksilbertemperatur war 25,4° R.

Trotz der geringen Erhebung von 1000 Fuß waren wir für die Temperaturunterschiede empfindlich. Auch die Hütten der Eingeborenen sind schon mehr gegen das Wetter gesichert. Die Wände sind aus Lehm erbaut und die Dächer mit Stroh gedeckt. Die Bewohner cultiviren Reis. Wir lagerten unter hohen Bäumen an der Quelle, um uns sammelte sich bald ein Kreis neugieriger Singhalesen, bei welchen ich eine neue Anwendung des Kuhmistes fand. Der Kuhmist spielt eine große Rolle nicht nur beim Häuserbau, wo man ihn besonders zum Pflastern der Fluren anwendet, da er die Termiten abhalten soll, sondern auch als antiphlogistisches Mittel: zwei Männer, deren Hände durch siedendes Wasser verbrüht worden waren, hatten ihn als unguentum simplex dick aufgestrichen. Bei der malabarischen Bevölkerung geht die Bedeutung des Kuhmistes noch weiter, da er in das religiöse Leben eintritt und die

Sivabekenner mit seiner Asche sich Zeichen (siehe Seite 291) an den Körper malen.

Um 2 Uhr stiegen wir den Abhang auf gutem Wege noch 2 Meilen hinan bis zu einer Einsattlung, von welcher aus wir an der andern Seite des Bergzuges in's Thal des Badulla-Oya hinabstiegen. Die Berge sind dürr, aber der Thalgrund, der sich manchmal schluchtenartig verengt und durch den der Badulla-Oya mit wildem Brausen geht, ist üppig und schön. Auf der Thalsohle angelangt, überschritten wir auf unsern Pferden, die uns nur als Schiffbrücken dienten, den Fluß und hielten im Resthause von Taldenia. Die Erhebung des Resthauses ist 938 Fuß über dem Meere. Der Flußspiegel liegt 106 Fuß unter dem Resthause. Ich fand hier mehrere Süßwasserschnecken (Paludina und Neritina) und einen neuen Amphileptus (Amphileptus violaceus).

Am 18. Morgens wurden wir beim Aufbruch durch die Ankunft eines Gerichtsdieners überrascht, der mit einem Verhaftsbefehle kam und die an der Mißhandlung der Veddahs Betheiligten arretirte. Drei derselben wurden nach dem ersten Verhör entlassen. Der Pferdewärter jedoch als der Heros des ganzen Abenteuers in Gewahrsam gebracht.

Von Taldenia führt die Straße in sanfter Steigung die Bergkämme entlang; sie ist gut und wenn noch einige Felsen gesprengt würden, könnten selbst Fuhrwerke im Trabe dieselbe passiren. Von den Höhen stürzen überall Bäche und kleine Wasserfälle. Das rauschende Wasser und die kühlere Bergluft wirkt erfrischend und erhöht die Heiterkeit der Bergfahrt. In der Tiefe sind viele Reisfelder, in deren Schlamme die Singhalesen arbeiten, um dem Boden noch eine zweite Ernte abzugewinnen, die hier leicht möglich ist, da das ganze Jahr Ueber-

fluß an Wasser ist. Von den Höhen hat man eine schöne Fernsicht auf die nördlichen Berge. Der höchste Punkt der Straße wurde um $10^1/_2$ Uhr gemessen und hat eine Höhe von 2200 Pariser Fuß. Es ist der Sattel, von dem aus man Badulla erblickt.

Dreizehntes Capitel.

Badulla. — Christliche Gemeinde. — Altes Fort. — Das malayische Schützencorps. — Besteigung des Namuna. — Kaffeepflanzung. — Pilgaha-Tenne. — Der Namunagipfel. — Procession. — Der größte Elephantenjäger. — Grasbrände.

Badulla liegt in einem kesselförmigen hochgelegenen Thale, 2500 englische Fuß nach Fraser, 2069 Pariser Fuß nach unsern Messungen, von hohen Bergen, über welche der Namuna-Kuli-Candy, der höchste Punkt der südöstlichen Berge, hervorragt, umgeben. Die Berge sind größtentheils oder bis nahe an den Gipfel, die niedrigen ganz mit Gräsern bedeckt, vorzugsweise mit Andropogon; dieses ist gegenwärtig braun, wodurch die Berge ein herbstliches, nordisch kühles, fast melancholisches Aussehen erhalten. Herrlich contrastirt dagegen das kreisförmige Thal mit dem Smaragdgrün seiner Reisfelder und den schönen Baumformen seiner Fruchtgärten. Das Klima ist trotz der Inundation der Felder nicht ungesund, weil das Wasser beständig ab- und zufließt und, von den Bergen kommend, bei seiner niedrigen Temperatur weder faulende Stoffe mitbringt, noch lange genug stehen bleibt, um aus ihrer Zersetzung die Malaria zu erzeugen.

Bananen und Artokarpus gedeihen sehr gut, die Cocospalme wird noch hoch, trägt aber erst später und viel kleinere Früchte als an der Küste; sie wird nirgends massenhaft als Wald cultivirt und nur im Tempelhofe der Dagoba ist sie in großer Menge gepflanzt. Im Tempelbezirk wächst auch die Talipatpalme; die Arekapalme ist klein. Den größten Schmuck des Thales bilden Gruppen eines großen weißblättrigen Baumes, es ist die Oelrasche (Aleurites triloba), die um ihrer ölhaltigen Samen willen gebaut wird. Einige Fremdlinge (Agaven und die Yucca) sind um Häuser gepflanzt. An manchen Bergabhängen wird Kaffee in größern Pflanzungen gebaut, der an den Hütten der Eingeborenen als hochstämmige Pflanze überall sporadisch vorkommt; das Product ist vorzüglich. Der Ort ist nicht groß, aber weit ausgedehnt. Einst die Hauptstadt des Reiches Uwa, hat Stadt und Landschaft in den Kriegen viel gelitten. Die Häuser sind niedrig, meist an einer Seite offen. Eine Dewala und Dagoba befinden sich neben einander, von einer Mauer umgeben, in der kleine Nischen sind, um bei Festen Lampen hineinzustellen. [32]) Badulla hat 850 bis 900 Einwohner, darunter nur 3 Europäer, der Regierungsbeamte und 2 Officiere. Die Zahl der Christen ist 40 bis 50, welche eine neue Kirche, aber keinen Seelsorger haben. Auf meine Frage, warum man nicht früher für diesen als für jene gesorgt habe, erhielt ich die Antwort: man habe es gethan, um dem Ort einen Charakter zu geben. Der Regierungsbeamte vertritt die Stelle des Priesters; er liest des Sonntags die Schrifttexte und verrichtet alle geistlichen Functionen, Begräbnisse und dergleichen. Ein weit größerer Theil der Einwohner sind Mohamedaner, die Mehrzahl aber Buddhisten.

In der Mitte des Ortes liegt das Fort in Form eines

Vierecks, umgeben von einem Erdwall und einem zur Hälfte ausgefüllten Graben. Es entstand aus dem Palaste der alten Uwakönige zur Zeit der Holländer. Eine kleine Caserne für 70 Mann und das Commandantenhaus, beide ebenerdig, und ein kleines rundes Magazin nehmen den innern Raum ein. Eine ehrwürdige holländische Colubrine von 8 Fuß Länge ist das einzige brauchbare Geschütz, ruht aber auf einer eisernen Lafette, die einst einem englischen 32=Pfünder angehört hatte. Andere Geschütze, jedoch ohne Lafetten, lagen auf der Erde. Drei englische Artilleristen haben die Obsorge. Alle kriegerischen Vorbereitungen sprechen die Ueberzeugung von einem ewigen Frieden auf der Insel aus. Die Garnison besteht aus einer Compagnie von 50 bis 70 Mann des ceylon'schen Schützenregimentes. Die Soldaten sind der Mehrzahl nach Malaien und Mohamedaner. Capitän G. lobte sehr ihren Muth und den blinden Ungestüm beim Angriff, den er emphatisch mit dem Sprunge des Tigers verglich. Nur wenige sind aus Ceylon, die meisten werden in den sundaischen Küstenplätzen angeworben. In Java duldet jedoch die holländische Regierung nicht die englischen Werber. Viele sind verheirathet, hier die halbe Compagnie; die Verheiratheten wohnen in zwei besondern Casernen außer dem Fort. Die Heirathen werden begünstigt, denn sie erhöhen die Zufriedenheit und den moralischen Charakter der Truppen. Die Kinder bilden einen neuen Stock für das Regiment wie einst in den europäischen Soldarmeen. Bei der Heirath herrschen besondere Ceremonien und die Braut bleibt noch 8 Tage bei ihren Eltern. Außer dem Dienste herrscht wenig Zwang und außer ihm wird sogar die anti=orientalische enge Uniform mit dem Comboi vertauscht. Jede Compagnie hat auch einen Priester, der zugleich, wie einstens unsere mittelalterlichen Bischöfe, Soldat ist,

aber von den kleinen und niedrigen Dienstleistungen befreit wird. Nach der bestimmten Capitulationszeit von 12 Jahren erhalten alle Malaien eine Pension. Drei Compagnien des Regiments standen in Hongkong. Einige Compagnien bestehen fast durchgehends aus Kaffern, die auch zum Straßenbau in den menschenleeren Theilen der Insel verwendet werden.

Ein großer Uebelstand in Badulla ist der Mangel eines Resthauses, was uns nöthigte, von der angebotenen Gastfreundschaft des Regierungsbeamten Gebrauch zu machen.

Abends gewährt der Anblick der vielen Grasbrände auf den benachbarten Bergen ein großartiges Schauspiel. Bald leckt die Flamme langsam über weite Flächen, bald leuchtet sie plötzlich auf durch den weißen Rauch wie ein Pulverblitz und eilt in langen feurigen Linien längs der Bergabhänge hin, oft scheint sie erloschen, schießt aber gleich wieder wie eine feurige Schlange in einer andern Richtung auf. Ergreift sie eine größere trockne Fläche auf mehreren Punkten zugleich, so werden in der aufschlagenden Lohe selbst die Umrisse der Berggipfel sichtbar und der flüchtige Feuerschein röthet die Wolken. Das Niederbrennen des trocknen Grases geschieht durch die Eingeborenen regelmäßig vor dem Eintritt der Regenzeit, in der Absicht, das Grasland zu verbessern.

Die Vorboten der Regenzeit, die wir nun studirten, da sie nahte, sind: dünn geschichtete Wolken, durch welche die Sonne trübe scheint, des Morgens; Haufwolken des Mittags, die sich allmälig vergrößern; verstärktes Wetterleuchten des Abends und zahllose fliegende Termiten und Ameisen, von welchen die männlichen und weiblichen flügge werden. Die Regen beginnen gewöhnlich mit dem 4. October, in unserm Falle hatten wir

also einen anticipirten Regen. Die Bodentemperatur wurde in 4 Fuß Tiefe 18,8° R., in 2 Fuß Tiefe 18,7° R. gefunden.

Am 20. um 3 Uhr Nachmittags schlugen wir die Straße von Possero ein, in östlichsüdöstlicher Richtung von Badulla. Wir passirten den Fluß und stiegen dann längs einer Kaffeeplantage hinan, in welcher die Pflanzen wie im Centrallande in Form von niedrigem Buschwerk gezogen werden, an denen wir zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte in allen Stadien der Reife vom Lichtgrün bis zum dunkelsten Roth fanden. Die schneeweißen Blüthen erscheinen noch glänzender neben dem Roth und dem dunkeln glänzenden Grün der Blätter. Die Straße windet sich fortwährend an den Abhängen der Hügel hinan. Große Wiesen aus Gräsern und krautartigen Farren wechseln mit Wald. Gegen Sonnenuntergang stieg Gewölk auf und die einbrechende Nacht kam mit einem leichten Regen. Wir hatten unsere Noth, besonders in dem hohen Wald zwischen niederm Gebüsch und Baumwurzeln, unsern Weg herauszutasten. Als wir aus dem Walde traten, waren wir auch schon dem Sattel nahe, in welchem das Dörfchen liegt, wo wir übernachten sollten, wir durften nur eine kleine Strecke abwärts steigen. Eine Menge Leuchtkäfer schwärmten in der Luft und zogen durch das Dickicht; wir hielten sie oft für Lichter oder Feuer der nächsten Hütten. Als die Bewohner des Dorfes unsere Annäherung, welche unsere Begleiter durch Rufen kundgaben, vernahmen, kamen sie uns mit Feuerbränden entgegen und führten uns in unser Nachtquartier. Dieses war eine Hütte aus Zweigen, theilweise mit Lehm verstrichen, aber um die Fremdlinge zu ehren, hatte man sie mit großen Baumwolltüchern ausgeschlagen, so daß sie einem großen Zelte glich. Es war grade Raum genug, um unsere Betten aufzustellen. Bald nach unserer

Ankunft brach ein Gewitter mit heftigem Regen aus; bei der hohen Lage von 3236 Pariser Fuß und dem reichlichen Regen fühlten wir die Nacht sehr kühl. Dieses Dorf heißt Pilgahatenne, das heißt der offene Platz, wo der Pilgaha oder Wächterbaum steht. Es sind dies die Bäume, auf denen die schon früher beschriebenen Gerüste sich befinden, jene luftigen Schilderhäuser, aus denen die Saaten gegen die wilden Thiere beschützt werden.

Der Ort ist 7 Meilen von Badulla entfernt und liegt am östlichen Abhange des Berges, dessen Besteigung wir vorhatten. Die Bananen, welche hier gedeihen, gehören zu den kleinsten, welche ich in Ceylon sah, haben ein dunkelgelbes Fleisch und sind im höchsten Grade aromatisch.

Am folgenden Tage bei Sonnenaufgang begannen wir die Besteigung. Ein großer Vorberg war mit Gräsern überwachsen, welche in großen Flecken dicht gedrängt, wie angehäufelt stehen und stellenweise abgebrannt waren. Unsere Führer nahmen den kürzesten, aber in echt singhalesischer Weise auch steilsten Weg, den sie mit großer Schnelligkeit hinaufliefen. Die Bergpfade, die von ihnen begangen und improvisirt wurden, sind viel schlechter und anstrengender als die von Büffeln und Elephanten ausgetretenen. Die Wege gehen steilrecht hinan und auf der andern Seite halsbrecherisch hinunter. Die Singhalesen sind übrigens sehr sicher und geübt im Steigen; sie laufen in einer Art Sturmschritt die Bergabhänge hinan, ganz entgegengesetzt ihrem bequemen schlendernden Gang in der Ebene. Höher hinauf weichen die Gräser; der Bergbambus erscheint, der hier in zwei deutlich getrennten Species vorkommt und sich auch in den Wald zieht, wo er stellenweise bis 5300 Fuß das Unterholz vertritt. Bei 4563 Fuß hört das Grasland auf und macht

dem Walde wieder Platz. Höher oben ist ein niedriger kleinblättriger Bambus (Nastus), der große Neigung zum Schlingen hat und das Haupthinderniß des Fortkommens ist, da er den Boden weithin bedeckt. Der Wald besteht meistens aus Eugenien mit langem Moos, grauen und weißen Usneen, blühenden Orchideen und Jungermannien bedeckt. Oft ging es durch dichtes Unterholz, durch welches unsere Führer einen Weg hauen mußten. Der Boden war stellenweise mit Lycopodien und Moosen wie mit einem grünen Rasen bekleidet. An einigen Punkten wurde das Aufsteigen sehr beschwerlich und wir waren mehrmals genöthigt, uns improvisirter Leitern zu bedienen; an andern Stellen war der Boden so schlüpfrig von dem nächtlichen Regen, daß wir häufig ausglitten. Bei jedem Anstoßen an einen großen Strauch bekamen wir ein Regenbad und ich war ganz durchnäßt vom Schweiß und dem Wasser, welches von den Baumzweigen tropfte, und schlüpfte mit vielem Behagen in eine Flanelljacke, als wir um 10 Uhr am Gipfel angelangt waren. Der oberste Theil ist eine große, nur wenig gewölbte, mit Rhododendron bedeckte Platte. Zwischen dem Rhododendron waren blühende Osbeckien, Rubiaceen und Hedyotis. Unsere Führer bauten uns eine Hütte aus Baumzweigen. Um eine ungetrübte Fernsicht zu genießen, waren wir um eine Stunde zu spät gekommen; denn das Spiel der vorüberziehenden Wolken, von denen wir mehrmals ganz eingehüllt wurden, hatte schon begonnen.

Der westliche Horizont wurde durch den centralen Bergstock begrenzt, dessen Berge von hier aus nicht so pittoresk erschienen, als ich vorausgesetzt hatte. Die Mehrzahl der Randberge des Plateaus sind ziemlich flach; aus ihnen ragte der Peduratalagalla hervor, der höchste Punkt Ceylons. Im Norden lagen die

Berge von Bintenne und der Mahawelle, der hier und da im Sonnenglanz durchblitzte. Im Osten lagen die Vorberge, aber nicht als Kettengebirge, sondern als isolirte Hügel, Bergrücken oder Berggruppen, die immer weiter aus einander treten, niedriger und sanfter werden, je mehr sie sich der Küste nähern. Nach Süden war die Aussicht durch Wolken und Berge am meisten beschränkt. Der Name Namuna-Kuli-Candy bedeutet doppelter Berg wegen seiner zwei schon aus weiter Ferne sichtbaren Gipfel, die durch einen Sattel getrennt sind. Der Barometer stand um 11 Uhr 267,5 Pariser Linien, die Temperatur der Luft 16,8° R., die Temperatur des Quecksilbers 18° R., nasser Thermometer 14,6° R. Der höchste Punkt ist 6342 Pariser Fuß, der Sattel 5707 Pariser Fuß hoch.

Auf der Höhe hörte ich die glockenähnlichen kurzen Töne des Ixalus, eines kleinen silbergrauen Laubfrosches. Einige unserer Kulies, welche aus Battikaloa mit uns gekommen waren, erklärten, es seien die singenden Muscheln ihrer Lagunen. Am Gipfel war eine Quelle von 18° C., in welcher einige kleine Hydrophilus schwammen. Sehr kleine Helicinen, aber in geringer Zahl, krochen im Grase umher. Elephantenspuren waren in geringer Entfernung auf dem Gipfel, sogar an den Graten und steilen Abhängen. Etwas tiefer unten fand ich eine große, glänzend braune Rollassel von 2 Zoll Länge. Die Wolkenmassen mehrten sich und zogen nicht mehr weiter, sondern blieben an der nördlichen und östlichen Wand hängen und bauten sich zu großen Wolkenbänken auf. Wir traten daher um 11½ Uhr den Rückweg an, um nicht vom Gewitter auf den steilen Abhängen überrascht zu werden und langten um 2 Uhr in Pilgahatenne wieder an, hungrig und durstig, da wir den ganzen Tag außer unserm Morgenkaffee nichts genossen hatten. Einer unserer

Diener, den wir zurückgelassen, hatte unser frugales Mittagsessen bereitet, das wie immer aus Kurri und Reis bestand und welches die aromatische Bergbanane als ein erwünschtes Dessert beschloß. Um 3 Uhr waren wir schon im vollen Rückzuge nach Badulla. Die Wolken zogen sich immer dichter um den Berg zusammen, der wie in einen schwarzen Mantel gehüllt erschien und parallel mit uns nur durch eine Schlucht getrennt zog eins der prachtvollsten Gewitter. Es waren schwere schwarze Wolkenmassen, aus welchen Blitz auf Blitz zuckte und der Donner in betäubenden, durch das Echo vervielfältigten und lange rollenden Schlägen brach, als sollte der Berg bersten. Wir theilten unsere Aufmerksamkeit zwischen dem Spiel der drohenden Wetterwolken und der reizenden Scenerie des Badullathals, das wir am Rückwege fortwährend im Auge hatten und das sich uns bei verschiedenen Windungen des Weges in immer neuen Reizen und abwechselnder Beleuchtung zeigte, bis endlich der dicke Regenmantel auf dasselbe hinabsank und es verhüllte. Es waren die Wolken, die sich auf der andern Seite des Thals in ähnlicher Weise gebildet hatten. Wir hatten Regen an unserer Seite und Regen vor uns wie Scylla und Charybdis. Wir trösteten uns jedoch, daß wir in Badulla trockne Kleider und ein gutes Abendessen finden würden und einer solchen Aussicht gegenüber erhöhte ein beschwerlicher Marsch im Regen nur die Empfänglichkeit für den in Aussicht stehenden Comfort.

Unsere hoffnungsvolle Perspective war jedoch nahe daran, vereitelt zu werden. Von den Regen, die seit 2 Stunden von den Bergabhängen herabstürzten, war der Badulla-Oya so angeschwollen und reißend geworden, daß an der Stelle, wo wir 30 Stunden zuvor anstandslos durchgeritten waren, keine Möglichkeit des Durchkommens war, weder zu Fuß, noch auf unsern

Pferden, die der Strömung noch weniger Widerstand leisten konnten; zudem trieb der Fluß entwurzelte Bäume herab und unsere Kulies kehrten bei dem Anblick des wilden Bildes erschreckt um und suchten am rechten Ufer in einigen Hütten Unterkunft. Von uns mußte einer hinüber, denn Fridau hatte zwei Chronometer in Badulla, die in 48 Stunden ablaufen, daher aufgezogen werden mußten; also beschlossen wir beide, hinüberzugehen. Wir untersuchten eine Stelle nach der andern, bis wir endlich zu einer Art Steg kamen, den wir im letzten Schimmer des kurzen Zwielichts erkannten. Die Eingeborenen nennen das allerdings eine Brücke, es ist aber ein Urzustand von Brückenbau; denn zwei lange entrindete, aber nicht zugehauene Baumstämme, durch den Regen vollkommen schlüpfrig gemacht, waren darüber gelegt. Einige Schlingpflanzen und Luftwurzeln von einer Ficus dienten, quer übergespannt, als Brückengeländer. Die dünnen Stämme schaukelten während des Hinübergehens und die nicht vollkommen am Stamm abgehauenen Zweige gaben wiederholt Gelegenheit, alle möglichen Kunststücke zu versuchen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Wir kamen hinüber, hatten aber damit keineswegs das andere Ufer, sondern nur eine kleine Insel im Flusse erreicht, auf welcher wir unsere Berufung zu einer zweiten Turnübung fanden. Ueber den zweiten Arm war ohne alle weitern Umstände und ohne Geländer ein einziger schlanker Stamm gelegt. Wir bewerkstelligten den Uebergang im Reitsitz, schwangen uns über die Knorren mit sehr viel Elasticität und konnten nicht umhin, während des Uebergangs Vermuthungen auszusprechen, in welchem Zustande sich unsere Beinkleider befinden dürften.

Wir hatten unsern Uebergang hoch über Badulla bewerkstelligt und tappten über eine halbe Stunde durch Reisfelder,

übersprangen Gräben und kletterten über Zäune, bis wir endlich in der Dunkelheit die Lichter von Badulla sahen.

Der Regen hatte sich in kurzen Schauern, die mit mehreren Pausen wechselten, durch die ganze Nacht hindurchgezogen und der Morgen war trüb. Massenhafte Wolkenbildungen, meist aus schweren Cumulostrati bestehend, bedeckten den größten Theil des Horizonts und der Regen drohte jeden Augenblick sich zu erneuern; ich brachte daher den Vormittag mit Untersuchung mikroskopischer Thierformen zu. Euglena viridis kommt auch hier vereinzelt vor, außerdem fand ich auch eine Nais und eine Turbellarie, ähnlich der aus dem Peili-Aar.

Mittags wurden wir durch eine Procession der Bewohner aufgestört. Schaaren von Singhalesen waren vom Lande hereingekommen und hielten mit Trommeln und Pfeifen, weiße Fahnen voran, einen feierlichen Umzug zur Dagoba, dem Ziel ihrer Wallfahrt, an welcher sie ihre Opfer niederlegten, um die Cholera abzuwenden, die um diese Zeit nicht nur in Badulla, sondern in ganz Ceylon auftrat. Abends hielten die Mohamedaner aus derselben Veranlassung einen Umzug unter ohrzerreißendem Allahgeschrei.

Vor einigen Jahren residirte Major Rogers hier als Commandant und als Chef der Administration, der renommirteste Elephantenjäger, der bis jetzt in Ceylon gelebt hat. Das Andenken an ihn hat sich in der Anlage eines Gartens um das Regierungsgebäude und in den zahlreichen Trophäen seiner Jagd erhalten. So wie wir in unsern Gartenanlagen Vasen oder Statuen aufstellen, so hatte er in seinem Garten in regelmäßigen Zwischenräumen die Schädel der größten Elephanten aufgestellt. Die tödtliche Wunde ist bei allen in der Mitte der Stirnglatze oder am äußern Winkel des Augenbrauenbogens oder hinter

dem Ohre. Rogers ist der Stolz und das Ideal aller Elephantenjäger und soll 1400 Elephanten geschossen haben, als er aufhörte, sie zu zählen, obwohl er noch 7 Jahre darnach lebte und ihnen mit derselben Leidenschaft nachstellte. Er ist oft mit genauer Noth der größten Lebensgefahr entgangen, hat Arme, Beine und mehrere Rippen gebrochen, da er mehrmals von Elephanten niedergetreten worden war. Man sollte glauben, daß er seinen Tod zuletzt auf der Jagd gefunden haben würde; er wurde aber vom Blitz erschlagen. Trotzdem daß Rogers viele glückliche Nacheifrer hat, gibt es noch immer eine Menge Elephanten und eine einzige glänzende Jagdpartie hat im letzten Sommer 52 Stück in 14 Tagen erlegt. Die Elephantenjagd erfordert ein sicheres Auge und eine ruhige Hand. Gewöhnlich nähert sich der Jäger dem Elephanten bis auf wenige Schritte; dieser sucht, als vernünftiges Thier, in der Regel in's Dickicht zu entkommen und setzt sich nur verwundet zur Wehr. Die Kugel muß in's Gehirn dringen, was nur auf einer der drei oben bezeichneten Stellen möglich wird. In diesem Falle tödtet schon die erste Kugel das Thier; beim Gegentheil ist sein Tod ganz unabsehbar und es sind Fälle bekannt, daß Elephanten mit 10 bis 15 Kugeln im Leibe noch entrannen. Die Engländer bedienen sich zur Elephantenjagd großer langer Flinten, welche Kugeln von 4 Loth Gewicht schießen. Man zieht jetzt die Spitzkugeln allen andern vor. Gewöhnlich hat jeder Jäger mehrere geladene Flinten in Bereitschaft, um wiederholt und schnell auf einander schießen zu können, wenn die erste Kugel gefehlt hat. Diese Schnelligkeit ist um so nothwendiger, als man dem Thiere den Krieg in der Regel aus sehr kurzer Entfernung macht. Die Jäger lassen sich ihre Reserveflinten von einem der Moormen nachtragen. Die letztern jagen die Elephanten nicht wie die

Engländer des Vergnügens, sondern um der Stoßzähne willen. Ihre Ausbeute ist nicht sehr glänzend, da kaum der zehnte Theil der männlichen Elephanten in Ceylon ausgebildete Stoßzähne hat, die leichter und weniger geschätzt sind als das Elfenbein des afrikanischen Elephanten.

Von den europäischen Jägern wird der kurze, mit steifem, borstenähnlichem Haar besetzte Schwanz als Trophäe abgeschnitten. Bei noch nicht vollständig verendeten Elephanten soll es komische Scenen gegeben haben, wenn dieser Act der Despoliation vorgenommen wurde. Auf die billigste Weise kann man die Trophäe von den Moormen erhalten, die sie frei von Ehrgeiz um eine Kleinigkeit verkaufen. Die Eingeborenen fangen die Elephanten auch lebendig in Schlingen, die sie ihnen im Gehen beim Aufheben der Füße umwerfen und deren Enden sie an den Bäumen befestigen und den Elephanten so durch einige Zeit festgebunden stehen lassen. Während der Zeit füttern sie ihn täglich, bis er zahm wird. In den nördlichen Wildnissen fängt man sie häufig auch in eingezäunten Plätzen, in welche man sie durch die zahmen hineinlockt. Die Elephanten aus Ceylon werden nach dem indischen Festlande ausgeführt; obwohl sie kleiner sind als die dort heimischen, schätzt man sie doch sehr wegen ihrer leichten Zähmbarkeit. Von der buddhistischen Priesterschaft werden Elephanten in der Nähe aller großen Tempel für die feierlichen Processionen gehalten; diese sind immer sogenannte Tuskers, d. h. mit Stoßzähnen versehen. Elephanten werden vom Gouvernement zu Straßenbauten, bei der Ziegelbrennerei und dergleichen verwendet.

Auffallend war am Abend die Menge geflügelter Termiten, welche in ganzen Schaaren die Lichter in den Häusern umschwärmten. Die Termiten fand ich noch in 2500 Par. Fuß Höhe.

Am 23. September um 12 Uhr, kurz nach unserm Frühstück, brachen wir in der Richtung von Neuwara-Ellia auf. Die Straße ist vortrefflich, hat anfänglich eine südliche, später eine westliche Richtung. Sie ist 36 Meilen lang, breit und hat eine sanfte Steigung. Gleich hinter Badulla hatten wir eine schöne Aussicht auf das Thal und die es einschließenden Berge; besonders schön ist der dunkelgrüne Namuna mit seinen vorgeschobenen niedrigen Grasbergen. Nachdem wir die Wasserscheide des Badulla-Oya überschritten hatten, stiegen wir in das Thal des Dikwelle-Oya, über den eine hölzerne Brücke führt. Dort liegt das Dorf Dikwelle, meist von Mohamedanern bewohnt. Ihre Moschee ist nur eine große, mit Fähnchen verzierte, vorn offene Hütte. Dort, in einer Entfernung von 4 Meilen von Badulla, zweigt sich die Straße nach Hambantotte an der Südküste ab. Drei Monate früher war es unser Plan gewesen, auf dieser Straße vorzudringen und den Süden zu besuchen. Gegenwärtig war es rathsam, die Tour zu unterlassen, da die Regen nahe bevorstanden.

Ringsum sahen wir dürre Grasberge, die monoton in ihren runden Umrissen und melancholisch in ihrer gelbbraunen oder gelbgrauen Färbung aussahen. Die starke Bewölkung des Himmels trug das Ihrige mit bei, um den Eindruck zu einem beinahe peinlichen zu machen. Nichts war hier grandios, weder die Masse, noch die Erhebung der Bergformen, noch ihr Pflanzenkleid, das aus Gräsern (Schoenanthus, Andropogon, Anthoxanthum) besteht. Es ist keine blumenreiche Wiese, sondern eine monotone Grasflur. Der dichte Rasen, der unsern natürlichen Wiesen das sammtartige und gleichförmige Aussehen gibt, fehlt nicht in den Tropen, wie so häufig behauptet wird, dagegen aber die übrigen krautartigen Pflanzen. Die tropischen

Gräser sind die höchstentwickelten, bei welchen die Trennung der Geschlechter häufiger, die Blätter breiter, die Blüthen reicher, die Individuenzahl dagegen geringer ist, denn die Rasen sind sehr artenreich. Der einzige Schmuck der öden Grasberge sind die einzeln stehenden Giftschuben (Careya arborea), hochstämmige Myrtaceen, mit großer dunkelgrüner Laubkrone und weißen, aber schlecht riechenden Blüthen und birnförmigen schädlichen Früchten.

In den Thälern und Schluchten sind überall kleine Culturflecke mit Bananen und Reis bepflanzt. Allerorts ist die Wassermenge groß und selbst an dem vegetationsarmen Bergrücken tropft und rieselt es beständig, und wie man höher hinaufsteigt, findet man muntere Bäche und kleine Cascaden.

$9^1/_2$ Meile von Badulla ist in der Höhe von 3858 Pariser Fuß ein zweiter Sattel, von dem aus die Fernsicht groß und malerisch ist. Ueber der Einsattlung liegt das jetzt verlassene Fort Higastenne, das den Paß beherrscht. Der Namuna bewölkte sich und wir bemerkten ein rasches Herabsinken eines großen Cumulostratus aus der Höhe an seinen Wänden. Die Kühle that uns sehr wohl. Die Luft hatte um 5 Uhr eine Temperatur von 17° R.

Wir stiegen in das Thal hinab und erreichten bei einbrechender Nacht das Resthaus von Attampittia. Die Wolken verschwanden und die Nacht wurde hell und klar. Das Resthaus von Attampittia liegt in einer Höhe von 3102 Pariser Fuß.

Bei Sonnenaufgang verließen wir die Station. Der Morgen war wundervoll schön. Die grasbedeckten Berge glänzten in der aufgehenden Sonne in goldbraunen und purpurnen Lich-

tern; aus dem niedern Buschwerk, das die herabrinnenden Bäche umsäumt, brachen die lustigen Chöre der Vögel hervor.

Nach der 15ten Meile stiegen wir aus dem Thale wieder aufwärts. Der hier zu Tage ausgehende Gneiß enthält sehr viele blutrothe Granaten. An den kleinen Bächen blühte eine niedliche weiße Scitamine und an den Abhängen standen baumartige Sträucher mit dem Habitus unserer Nadelhölzer (Emblica officinalis). Blau uniformirte Straßenarbeiter, theils Singhalesen, theils Malabaren und Kaffern, besserten die Wege aus.

Nach der 19ten Meile steigt die Straße nicht mehr bedeutend, sie zieht durch eine große Fläche mit kleinen wellenförmigen Grashügeln, die stellenweise mit niedrigem dunkelgrünen Buschwerk myrtenartiger Pflanzen bedeckt sind; diese Ebene ist sehr trocken und führt den Namen Wilson's Plain; nur da, wo diese Hochebene im Westen von steil aufsteigenden Bergen begrenzt wird, sind Quellen und Wasserfälle wieder häufig.

Wir hatten den ganzen Vormittag einen kühlen Bergwind. Um 12 Uhr erreichten wir Wilsons-Bungalow. In diesem Resthause lebten wir sehr schlecht, ein Umstand, den wir fast überall in Ceylon antrafen; hier mußten wir im umgekehrten Verhältniß zu den Leistungen des Wirthes bezahlen. Es ist jedenfalls eine schöne Rechnung, mehr als 15 Schilling (7 Gulden 30 Kreuzer) für etwas gekochten Reis und einen gekochten Hahn zu bezahlen, an dem nichts zu rühmen war als sein ehrwürdiges Alter. In der Nähe waren einige kleine Reisfelder. Die verticale Erhebung beträgt 3864 Pariser Fuß, die Bodentemperatur 17,8^{0} R. in 2 Fuß Tiefe.

Wir trafen hier mit einem Civilbeamten der Regierung zusammen, der nach Badulla reiste. Er ist ein Eingeborener, der

aber mit der Annahme des steifen englischen Halskragens und des englischen Backenbartes seine natürliche Unbefangenheit verloren hatte. Im stehenden Wasser der Umgebung fand ich einige mikroskopische Thiere, die weit verbreitete Arcella vulgaris, eine Philodina mit orangegelber Leber und Rhabditis.

Einer unserer Kulies war heftig an der Ruhr erkrankt. Er war der fünfte Kranke unserer Begleitung; schon in Badulla hatten wir 4 Mann zurückgelassen, einen mit Wechselfieber und drei mit Entzündungen der Haut in Folge des Drucks von den getragenen Lasten. Der hier Erkrankte war ein sehr brauchbarer, ruhiger und verständiger Mensch, der zum Tragen aller delicaten Instrumente, wie der Chronometer und Barometer, verwendet wurde und der von uns immer scherzweise der Chronometerkulie genannt wurde. Wir fanden die Singhalesen überhaupt sehr anstellig und verständig; beim Transport der Instrumente, beim Sammeln von Naturalien, Trocknen der Pflanzen und ähnlichen Hilfleistungen waren sie besser verwendbar als ein europäischer Diener, so lange wir nichts Ungebührliches von ihnen verlangten, z. B. eine Schlange zu tödten.

Hinter Wilsons-Bungalow fanden wir ein schlingendes Polygonum, einen schlingenden Asparagus und mehrere Erdorchideen. Von Wilsons-Bungalow steigt die Straße allmälig am Abhang hoher Berge auf. Die Steigung beträgt auf eine Strecke von 7 englischen Meilen mehr als 2000 Fuß. Von der Höhe ist die Aussicht eine der großartigsten, die wir in Ceylon hatten; wir sahen eine große Zahl von Berggipfeln, Höhenzügen und Thälern, an deren Außenseite in südöstlicher Richtung wie ein großes Bollwerk der Namuna liegt. Von den Randbergen gehen die meisten Ketten in der Richtung von Süd nach Nord. Auf der zurückgelegten Strecke fanden wir die erste

Unterbrechung der Einförmigkeit in den geologischen Verhältnissen, denn 3 Meilen von Wilsons-Bungalow ist der Gneiß vom Kalk überlagert; dieser ist weiß und seine großen Theilungsflächen lassen ihn weithin erkennen, wenn diese frische Bruchflächen sind, sonst ist er mit grauen Flechten dicht überzogen. Eingesprengt in ihn fanden wir braunen Glimmer, Augite, Granaten und Spargelsteine.

Je weiter wir hinaufstiegen, um so leichter wurde uns das Gehen, denn die kühle Bergluft wehte herab wie der Athem der Gesundheit und milderte die Mittagshitze. Manchmal stürzten einzelne kalte Windstöße herunter, die aus den Schluchten und Einsattlungen kamen. In diesen zogen Pflanzenformen mit nordischem Habitus: Prunella, Cerastium, Plantago, Polygala und andere herab und erhöhten die klimatische Illusion. Die Abhänge waren mit Gräsern, stellenweise aber auch mit Wald bewachsen. Diese Wälder von Cedrelaceen und Elaeodendron mahnen an das dunkle tiefe Grün unseres Nadelholzes. Höher wird der vorwaltende Waldbestand aus Laurineen und Myrtaceen gebildet. Die glänzend dunkle Blätterfülle erinnert an die europäische Mittelmeerregion. Hier ist ihr Wuchs aber höher und kräftiger. Eine von diesen Myrten (Mesua) ist ein hoher stattlicher Baum, von mehr als 50 Fuß Höhe, der durch seine verschiedene Blattfärbung einen hervorstechenden Zug in der Vegetation bildet. Die alten Blätter sind dunkelgrün, die jungen, an der Spitze der Zweige stehend, hell carminroth bis dunkelblutroth. Eine zweite neue Pflanze des Plateaurandes ist eine Alpenrose (Rhododendron), aber nicht, wie die unserer Alpen, ein kleiner Strauch, sondern ein Baum von 20 Fuß Höhe, mit dickem knorrigen Stamm, gedrungener, aber eckiger Asthaltung. Die Blätter sind groß und oval, oben dunkelgrün, glänzend, auf

der untern Fläche mit kurzem rostfarbigen Haar bedeckt und stehen am Ende der Zweige büschelförmig zusammengedrängt. Die großen Blüthen sind dunkelpurpurroth, waren aber in dieser Localität nur spärlich. Zu diesen Bäumen kommen endlich prachtvolle, bis 20 Fuß hohe Baumfarren (Alsophila), die mit ihren zierlichen Wedeln aus dem dichten Unterholz ragen und hier in der kühlen Region durch ihre Schönheit die Palmen der Ebenen vergessen machen und besonders schön an den feuchten Abhängen gedeihen. Auch an krautartigen Farren ist ein großer Ueberfluß und viele erinnern auffallend an die unserer Wälder, obwohl die Speciescharaktere verschieden sind.

Vierzehntes Capitel.

Das Hochland von Neuwara-Ellia. — Subalpine Vegetation. — Der Boden. — Besteigung des Pedura-Talla-Galla. — Klima des Plateaus. — Werth als Sanatarium. — Werth als Culturland. — Fauna. — Lebensweise.

Sieben Meilen von Wilsons-Bungalow hatten wir den höchsten Theil der Straße erreicht und damit die Hochthäler des centralen Berglandes. Die Straße durchschneidet den Ostrand des Plateaus in einer Höhe von 5870 Pariser Fuß. Auf der fast ebenen Fläche sind schöne subalpine Wiesen von den Myrtenwäldern wie von einem dunkeln Rahmen eingefaßt. Riedgräser, Binsen (Carex und Juncus), epigäe Orchideen, Baldrian, Anemonen, hellblauer Enzian, eine blaublühende Boraginee, Cerastien, Alsine, Pedicularis, Asparagus, Scabiosa, Glockenblumen und Veilchen, Hecken von Brombeeren (Rubus) erinnern an die europäische Flora, dazwischen stehen weiße und rosenrothe Hibiscus, Polygonum und ein großblättriger fremder Enzian (Exacum) mit violetten Blumenblättern und hochgelben Staubgefäßen. Leguminosen und Cruciferen wurden vermißt. Die Hauptvegetation sind grobe rauhe Gräser, zum Theil verschieden von denen der untern Grasberge, die gegenwärtig eine gelbe

Farbe haben. Der Boden wird von einer schwarzen moorartigen Erde gebildet, unter der in $1/2$ bis 1 Fuß Tiefe ein rothbraunes Thonlager aus zersetztem Gneiß liegt. An manchen Stellen sind Ansammlungen von Kaolin (Porcellanerde) aus zersetztem weißen Feldspath des Gneißes entstanden, der hier zum Tünchen der Wände benutzt wird. An höhern Punkten ragen Gneißfelsen oft sehr schroff hervor. Eisenerze, Sumpferz und Brauneisenstein werden hier und da gefunden, eben so Edelsteine im Gerölle, die erstern in geringer Menge; die Eingeborenen kamen jedoch früher oft herauf, um sie zu schmelzen. Von Edelsteinen sind Adulare besonders häufig auf der Moon=Plain. Bäche in mäandrischen Windungen hier rasch fließend, dort fast stagnirend, durchschneiden das Terrain. Vier Meilen weiter vom östlichen Rande sind die ersten europäischen Ansiedlungen. Es sind die der Gebrüder Baker, die sich hier niederließen, um Landwirthschaft im europäischen Stile zu treiben. Sie suchten eine Ackerbaucolonie zu gründen und europäische Ansiedler als Pächter zu gewinnen; ein Versuch, der bis jetzt noch nicht gelungen ist. Ein kleiner Theil ihres Besitzthums ist mit Kartoffeln und europäischen Futtergräsern bepflanzt. [33]) Sie betreiben eine Bierbrauerei. Von da an weiter gegen Westen werden die europäischen Häuser, die an den Abhängen der Thalmulde zerstreut sind, häufiger. Der bewohnte Theil dieser Gegend besteht aus zwei parallelen Thälern, von denen das weitere und größte 4 englische Meilen lang und bis $3/4$ Meilen breit ist. Sie sind durch eine Hügelreihe, die mit Grasland und Wald bedeckt sind, getrennt und von höhern Bergen von 1000 bis 2000 Fuß eingefaßt. Diese erscheinen daher von der Thalsohle aus, die schon 5926 Pariser Fuß über dem Meere liegt, nicht hoch und wegen ihrer abgerundeten Form nicht wild und grotesk. Das Thal hat überhaupt wenig oder

nichts Romantisches, im Gegentheil ist es sehr ernst, fast düster, wozu die dunkeln Töne der Wälder und das Braun der Gräser nebst einem fast immer bewölkten Himmel viel beitragen. Der Graswuchs des Plateaus entstand wahrscheinlich durch Waldbrände. Des Naturereignisses hat sich der Mythus bemächtigt und ließ die Grasflur entstehen, nachdem Sita, die Gemahlin Rama's, die am Hackgalle von ihrem Entführer Rawana verborgen und vom Affenkönig Hanuwan, dem Bundesgenossen Rama's, entdeckt worden war; im Kampfe wurden die Wälder in Brand gesteckt und die Schöne befreit.

Am 7. October bestiegen wir den höchsten Punkt der Insel, den Pedura-Talla-Galla oder, wie er abgekürzt bei den Engländern heißt, Pidro. Der Name Pedura ist singhalesisch und bedeutet ursprünglich Mattengewebeberg, weil viel Binsen und Gräser an seinem Fuße wachsen, die zu Matten verarbeitet werden. Der Weg ist anfänglich ziemlich steil, windet sich aber dann sanft schlangenförmig aufwärts. In 2 Stunden hatten wir den Gipfel erstiegen. Der Weg führt durch einen Wald, in dem Alpenrosen (Rhododendron) und Myrtaceen den vorwaltenden Baumschlag bilden. Unter letztern finden sich oft sehr schöne Stämme, bis 60 Fuß hoch, die untern Theile 3 bis 4 Fuß im Durchmesser, dann sich schnell kegelförmig verschmälernd. Die Aeste sind dick und knorrig und tragen eine sehr hohe luftige Laubkrone von dunkelgrünen, glänzenden Blättern (Gordonia und Michelia). Die Zwischenräume sind theils mit strauchartigem Unterholz (Berberis, Viburnum, Arbutus), theils mit krautartigen Pflanzen (Digitalis, Talictrum, Agrimonia, Hypericum) ausgefüllt, die in dem beständig nassen Boden üppig gedeihen und manchmal bis 9 Fuß hoch werden; besonders gilt dies von den krautartigen Euphorbiaceen und Farren, den

weißlichen Rubiaceen und gelben Lysimachien. Die Hauptzierde ist ein rosenrothes Melastomum mit gelben Staubfäden. An den Bächen blühen eine Menge von Balsaminen, eine rothe Maßlieb (Bellis?), Aronsstäbe (Ariserna), ein blauer Boretsch, Hydrocotyle, Maiglöckchen (Convallaria), Hahnenfuß (Ranunculus) und Doldengewächse. Zierliche Lycopodien bedecken den Boden und selbst isolirte Felsen tragen noch Orchideen. An andern Punkten blüht massenhaft ein hoher Labiat (Salvia oder Plectranthus?) und eine Acanthacee, der große nesselartige Nelu (Strobilanthus) mit 1/2 Zoll langen Brennborsten. Ein kleinblättriger, am Boden kriechender Bambus und üppige Brombeersträucher mit gelben und schwarzen Früchten machen das Dickicht oft unzugänglich. Das große schwarze Eichhörnchen und der schöne Waldhahn (Gallus Lafayetti) sind häufig und mehrere Affen gehen hoch an den Abhängen hinauf und treiben ihr keckes Spiel in den Bäumen.

Auch dem Elephanten ist die mittlere Jahrestemperatur noch nicht zu niedrig und das Dickicht ist von seinen Pfaden, die aber mit kluger Berechnung der Steigung angelegt sind, durchkreuzt. Unter den Gliederthieren waren kleine Spinnen und Heuschrecken häufiger als Käfer und Schmetterlinge, was mir in Hinblick auf die große Feuchtigkeit auffiel. In der Dammerde leben hier die großen Regenwürmer, die Riesen ihres Geschlechts, die bis 5 Fuß lang werden und einer Gruppe angehören, die sich durch Borstenkränze auszeichnet, welche an der Peripherie eines jeden Ringes ringsum stehen. Kleinere Regenwürmer und selbst eine kleine Planarie leben im feuchten Moose der Bäume. Die Moose sind sehr häufig und überziehen dicht oft ganze Stämme und Aeste, von denen sie wie lange grüne Zipfel herabhängen, aus denen das Wasser herabtropft. Aus dem großen

Aufwand dieses einfachen hydrostatischen Apparates, welchen die Natur hier angelegt hat, erklärt sich die Menge von Feuchtigkeit.

Die Aussicht vom Gipfel ist großartig, leider ward sie uns jedoch theilweise durch Wolken verhüllt, die im Nordwesten an den Candybergen eine festgeankerte, meilenlange Bank bildeten. Es waren große, weiße, combinirte Wolken; aus einem unten scharf abgeschnittenen Stratus hoben sich nach aufwärts die Haufwolken wie über einander gethürmte Berge. Gegen Nordost zogen lange Reihen von Wolken, hier und da von einem Berggipfel festgehalten, bis der Monsum sich verstärkte, sie losriß und gegen das Meer hinaustrieb. Sie wurden immer kleiner und verschwanden endlich gänzlich, wie sie über der heißen Tiefebene fortrückten. Zu unsern Füßen lag das Thal von Maturata mit seinen Kaffeepflanzungen, Reisfeldern, Wiesen und Wäldern, wie ein schön gezeichneter Situationsplan in seinen Umrissen deutlich vor uns. Gegen Osten war der Himmel klar, der Namuna und die ganze Kette von Badulla lagen in der durchsichtigen Luft sehr nahe, eben so die bastionartigen Berge des Welasselandes. Selbst die niedern Bergreihen südlich von Battikaloa waren in scharfen Umrissen sichtbar und wir erkannten sie an einem Berge, der die Form der alten venetianischen Dogenmütze hat; die englischen Residenten nennen ihn Friars hood, die Mönchscapuze. Der ganze Schauplatz unserer letzten Reise im östlichen Lande lag wie eine Karte zu unsern Füßen aufgerollt. Der Pedro-Talla-Galla besteht aus Gneiß, welcher nahe an der Spitze Hornblende und Granaten enthält; seine Höhe ist im Mittel aller unserer Messungen 7791 Pariser Fuß. Die Temperatur einer an uns vorüberziehenden Wolke betrug 12,5° C., die einer am Gipfel befindlichen Regenpfütze 20° C.

Das Klima von Neuwara-Ellia ist das unseres Frühlings.

Der Vergleich, den man mit unserm Herbst gemacht hat, würde nur auf einen sehr nassen anwendbar sein. Nach Boden- und Quellentemperatur zu schließen, wäre die mittlere Jahrestemperatur 14° R., was ich jedoch eher für etwas zu groß als zu klein halte. Während unseres beinahe vierwöchentlichen Aufenthaltes, vom 25. September bis 19. October, war die Wärme Mittags im Schatten nicht selten 17° R. Morgens und Abends zwischen 10 und 12° R., die aber bis 10 Nachts häufig bis 8° R. sank. Im December und Januar sind Reif und Eis am frühen Morgen nicht selten.

Das Klima ist dabei sehr feucht, die Differenz zwischen dem nassen und trocknen Thermometer erreichte oft durch viele Tage nicht einen Grad, oft war sie Null. Die Wohnungen sind im Innern reich an Schimmelbildung und die Vermoderung geht schnell vor sich. Die Bewohner sind daher nicht nur wegen der großen Kühle, sondern auch wegen der beständigen Feuchtigkeit genöthigt, Feuer zu erhalten. Die Thaubildung ist sehr stark. Der Himmel war den größten Theil über bewölkt; er war allerdings mehrere Vormittage sehr klar, vom glänzendsten Blau und wolkenlos, aber es bildeten sich stets um Mittag Wolken, und zwar dicke Cumuli. Während der ganzen Zeit kam es nur eines Nachmittags nicht dazu, während welchem kleine hochgehende Federwolken wie ein Silbergespinnst in der Luft hingen. Die Luft war dabei von einem tiefen Blau. Dies ist gewöhnlich nur in einer gewissen Höhe der Fall, meist waren die nahen Berge mit einem verwaschenen weißlichen Blau umsäumt, das erst nach oben in Dunkelblau überging. Die Färbungen der Atmosphäre waren prachtvoll und die Bewegung und Farben der Wolken mannigfaltig; blaugraue oder bleifarbige dichte schwere Wolken zogen unter den hochgehenden weißen rasch

hinweg. Wurden diese von der für die Thalsohle schon untergegangenen Sonne beleuchtet, so flammten sie in Gold und Purpur auf und warfen ihre feurigen Lichter auf die Wälder; die unten vorüberziehenden ließen dann bald diesen, bald jenen glühenden Rand der obern sichtbar werden. Bei regnerischem Wetter zogen große graue Wolken über die Berge und fegten, vom Wind gejagt, mit dem untern Saum wie mit weit herabhängenden Fransen die Grasflur. Oft sinken sie langsam in den Thalgrund, immer tiefer, bis sie auf dem Boden umherwandern und uns mit ihren Schleiern einhüllen, die einen geräuschlosen, aber dichten Staubregen über uns ausschütten.

Die Bildung der Wolken und ihre Bewegung war in jener Zeit, die dem Monsumwechsel voranging, höchst interessant und wir sahen sie so nahe, gleichsam an der Schwelle unserer Thür, daß sie mir in ihrem Kommen und Gehen wie lebende Wesen erschienen. Jeden Abend lagerte sich auf der Thalsohle eine große weiße Nebelschichte, ungefähr 200 Schritt von unserm Hause; wenn der Mond darauf schien, so glaubte man einen See vor sich zu haben.

Regen war häufig; im October waren die Hälfte der Tage Regentage, doch waren nicht alle gleich heftig; während es zu Anfang des Monats 3 Tage continuirlich und stark regnete, war der Regen an andern Tagen in wenigen Stunden vorüber. Die Bewohner unterscheiden zwei Jahreszeiten, von denen sie die eine mit dem Namen der trocknen belegen. Es ist ein leeres Compliment, das man den hiesigen meteorologischen Verhältnissen macht, denn es regnet auch in dieser sehr häufig. Die nasse Jahreszeit fällt mit dem Südwestmonsum, die trockne mit dem Nordostmonsum zusammen. Die letzte ist viel kürzer, so daß in dieser Weise das Klima des Plateaus eigentlich das

Doppelklima der beiden Inselhälften in sich vereinigt. Die herrschenden Winde sind die beiden Monsume, meist ziemlich intensiv. Locale Winde sind selten. Im October, wo der Monsumwechsel vor sich geht, hatten wir häufige Calmen und veränderliche Winde. Um die Mitte des Monats wurden die Luftströme aus Nordost häufiger; sie begannen zuerst in den größten Höhen, wie wir dies aus dem Zuge der Wolken sahen, während der Südwestmonsum noch auf dem Plateau wehte. Täglich senkten sie sich jedoch tiefer, und als sie weiter herabkamen, begannen auch die Regen des Nordostmonsums; sie stellten sich Nachmittags ein, während die Vormittage noch heiter waren, und zwar jeden Tag früher. Während der Zeit, als sich hier oben der Wechsel vorbereitete, gab es in der Ebene noch mehrere Küstenregen und Gewitter, die sich aber manchmal bis gegen den Fuß der Berge in's Land zogen. Wir sahen oft die aufwärts gehenden Blitze und hörten die dumpfen Donner am Fuße der Bergabhänge. Auf dem Plateau hatten wir kein Gewitter.

Neuwara-Ellia wurde 1819 von den Engländern aufgefunden. Reste eines Tempels und einige Wohnungen waren damals noch zu sehen. Von den Eingeborenen scheint es in frühern Zeiten sehr selten besucht worden zu sein. Ein König oder eine Königin retteten sich einst vor den Portugiesen hierher. Davy sah die Wichtigkeit der Localität für eine Reconvalescentenstation ein, aber erst 1829 wurde das Sanatarium angelegt, um als Erholungsplatz für Jene zu dienen, deren Gesundheit durch einen mehrjährigen Aufenthalt in dem heißen Tieflande gelitten hatte, oder für Solche, die von einer Krankheit genesen sind. Es ist für alle Jene von unberechenbarem Vortheil, deren Mittel kostspielige Erholungsreisen nach Europa nicht gestatten oder die nicht lange von ihren Posten wegbleiben wollen. Wenn

wir Neuwara-Ellia als Heilanstalt im Auge haben, dürfen wir jedoch nicht vergessen, zu bemerken, daß es nicht eine passende Station für Kranke aller Art ist. Die fortwährende Feuchtigkeit, die scharfen Winde, die großen Temperaturwechsel, so wie die sehr verdünnte Luft sind Gegenanzeigen für viele Individuen. Wer zu Rheumatismen, Gicht, zu Krankheiten der Athmungs- und Kreislaufsorgane disponirt ist, thäte besser, Neuwara-Ellia zu vermeiden. Unter den längere Zeit hier lebenden Europäern tritt eine eigene Kolik auf, die mit der Bleikolik Aehnlichkeit haben soll, sonst sind Krankheiten nicht häufiger als in einem gesunden feuchten Lande Europa's.

Für die im Lande geborenen Kinder der Europäer wäre es ein guter Aufenthalt. Gegenwärtig schicken besorgte Eltern ihre Kinder nach dem fünften bis achten Jahre nach Europa, nicht allein der Erziehung willen, sondern auch um sie dem schwächenden Einfluß des indischen Klimas zu entziehen. Nach 17 bis 18 Jahren können sie ohne Gefahr wiederkehren. Neuwara-Ellia wäre ein tauglicher Platz für ein Erziehungsinstitut, welches den Familien bedeutende Reisekosten und lange Trennungen ersparen würde.

Die Europäer haben nicht bloß unsere Zierpflanzen eingeführt, sondern auch Obst, Futterpflanzen, europäisches Getreide und die Kartoffeln zu acclimatisiren versucht. Die letzte gedeiht vortrefflich und gibt mehrere Ernten auf demselben Felde bei zureichender Düngung in einem Jahre; manchmal sogar vier. Die Düngung besteht aus Knochenmehl; auch Guano hat man versucht, aber als zu kostspielig wieder aufgegeben. Man schreibt ihm wohl mit Unrecht auch die Kartoffelkrankheit zu, die auch hier sich schon eingestellt hat. Die im März gelegten gedeihen in der Regel am besten; die Decemberernte wird durch Fröste

heimgesucht. 3 Wochen nach der Aussaat kommen die Pflanzen zum Vorschein, nach 6 Wochen blühen sie. 100 Pfund Kartoffeln werden an Ort und Stelle mit 20 bis 25 Schilling bezahlt (10 Gulden bis 12 Gulden 30 Kreuzer). Es wird nicht viel davon an die Küste geführt, denn die hohe Fracht vertheuert sie so, daß sie ein theurer, nur für die Engländer zugänglicher Artikel bleiben, die nun einmal dafür schwärmen. Die Eingeborenen sind bescheiden genug, billigen Reis und Bananen theuren und schlechten Kartoffeln vorzuziehen. Getreide wird nur als Grünfutter für das Vieh gebaut, da es mit Ausnahme der Gerste nur selten reift. Europäisches Obst blüht, trägt aber nur selten und auch dann nur schlechte Früchte. Die Feuchtigkeit ist zu groß, der Himmel zu bewölkt und nach der Blüthezeit die Temperatur zu niedrig, um vorzügliches Obst zu erzielen. Von Gemüsen gedeiht Kohl, Erbsen und Bohnen sehr gut; Alles findet guten Absatz. Die beiden letzten Früchte werden jedoch nur im grünen Zustande verzehrt. Die ganze Landwirthschaft wird von wenigen angesiedelten Singhalesen und einigen Europäern betrieben. Die Gebrüder Baker, welche unter sanguinischen Hoffnungen englische Landwirthschaft begonnen hatten, haben diese, durch üble Erfahrung belehrt, sehr beschränkt. Gegenwärtig betreiben sie eine Brauerei. Ihr Bier soll sich nicht so lange halten als das englische und wird daher diesem nachgesetzt, ob mit Recht oder aus patriotischem Vorurtheil, kann ich nicht entscheiden.

Von Thieren geht ein Affe (Presbytis ursinus) zu vielen Tausenden bis in die Wälder des Plateaus, eben so der fliegende Fuchs (eine große fruchtfressende Fledermaus, Pteropus Edwardsii), der Elephant, der Leopard, der Schakal, die Viverricula, Herpestes, Mäuse, der schwarzhalsige Hase, Eichhörnchen,

Stachelschweine, die Zwerghirsche, ein großer Hirsch (Cervus hippelaphus), dessen Schrei häufig in den Wäldern gehört wird. Unter den Vögeln sind Drosseln (Turdus), Amseln (Merula) und Finken (Fringilla) am häufigsten. Ich fand wieder die Bestätigung, daß viel mehr Säugethiere als Vögel eine größere verticale Verbreitung haben. Von den Reptilien gehen einige Calotes herauf. Unter den Sauriern gibt es eine große Merkwürdigkeit, es ist die Ceratophora Stoddarti, eine Eidechse mit einem kleinen Horn auf der Nase. In den Moorwassern gibt es Frösche (Rana tigrina, Bufo melanostictus) und die Wälder wimmeln von kleinen Laubfröschen (Ixalus und Polypedates). Die Zahl der Schlangen scheint nicht unbedeutend an Individuen, aber nicht an Formen. Kleine erdbohrende Schlangen (Aspidura scytale) sind häufig. Von Gliederthieren sind Spinnen und Heuschrecken die zahlreichsten. Der große schwarze Julus mit gelben Füßen so häufig um Candy, findet sich auch in Neuwara-Ellia, eben so die großen blauen Regenwürmer. Die Landblutegel sind selten, ich fand nur ein Exemplar unter Baummoosen. Es gibt nur wenig schwarze Ameisen und die Termiten fehlen gänzlich. Cicaden sind zahlreich, besonders eine kleine, die ein hartes Metallgeräusch hervorbringt und absatzweise den ganzen Tag singt, während eine größere sich besonders des Abends gern hören läßt. Käfer waren unverhältnißmäßig selten, obwohl ich deren Engerlinge häufig genug sah; nur wenig zahlreich sind die Schmetterlinge. Von Landschnecken fand ich nur zwei, von Süßwasserschnecken nur eine Species. In den Bächen sollen zwei Fischgattungen vorkommen, von denen ich mir jedoch keine verschaffen konnte.

Die Wohnungen der Europäer liegen zerstreut, näher den beiden Gehängen des Thals als dem Grunde. Kleine Gärten

und im englischen Geschmack gebaute kleine Häuschen (Cottages) mit stattlichen Kaminen liegen weit aus einander, was wohl ein Hauptgrund ist, daß unter den Bewohnern so wenig Verkehr herrscht. Wir bewohnten in einer Höhe von 5926 Pariser Fuß eine allerliebste Hütte, ungefähr wie ein anständig gehaltenes Bauernhäuschen bei uns: es ist ebenerdig, hat ein dickes, warmes Strohdach und ein weites, halb offenes Vorhaus, nicht mehr die tropische Veranda. Vor dem Hause ist ein Garten, in dessen Mitte ein großes baumartiges Rhododendron steht, die einzige locale Zierpflanze, welche der Besitzer tolerirt; dagegen sind eine Menge Zierpflanzen der europäischen Gärten da, Steinnelken, weiße und rothe Rosen, Pelargonien, Wicken, Georginen, Erdbeeren und weiße Lilien, Capuzinerkresse und dergleichen. Man hat sogar alle Anstrengungen gemacht, einen Weinstock zu cultiviren. Alles blüht zu gleicher Zeit.

Wir haben das Häuschen für 6 Pfd. Strl. für einen Monat gemiethet, mit Möbeln, Betten und Tischzeug. Die Küche, wo unsere Diener kochten, befand sich getrennt von dem Hause. Unsere Mahlzeiten, der Vielseitigkeit der Lage entsprechend, waren Bananen neben Kartoffeln mit Butter. 50 Schritt hinter dem Hause beginnt der Wald, welcher uns mit Brennholz versorgte. Von unsern Fenstern sahen wir den Pedura-Talla-Galla und den größten Theil der Thalmulde. Wir waren sehr zufrieden und sehnten uns höchstens nach unsern Oberröcken. Unsere ewig fröstelnden Singhalesen boten dagegen ein Bild des Jammers.

Die Saison für die elegante Welt ist vom Januar bis März, dann kommen, um ihre Verdauung und Muskelreizbarkeit zu stärken, Viele aus Colombo herauf und die beiden Hotels sind nicht genügend, die Gäste aufzunehmen. Alle Lebensbedürf-

nisse sind theuer, selbst die auf dem Plateau erzeugten, so kosten Kohl und Kartoffeln eben so viel als die aus dem Tieflande gebrachten Bananen. In der Mitte großer Wiesen kostet 1 Pfund Butter 5 Schillinge. Der Milchertrag ist gering, selbst bei Kühen europäischer Race, denn der Graswuchs ist wenig nährend.

Fünfzehntes Capitel.

Der Rand des Plateau. — Rambodde. — Pusilawa. — Die Kaffeepflanzungen und ihr Ertrag. — Wer soll Pflanzer werden?

Unsere Arbeiten in Neuwara-Ellia waren abgeschlossen und wir hatten nur auf die erste Intermission des Regenparoxysmus auf dem Hochlande gewartet, um aufzubrechen. Die Regen waren in der letzten Zeit regelmäßig Mittags eingetreten, aber der letzte hatte mit geringen Unterbrechungen und Nachlässen 18 Stunden gedauert; wir benutzten daher die Ruhe der Atmosphäre, um am 20. October aufzubrechen.

Auf einer breiten, gut erhaltenen Straße, die sich an den die Thalmulde in westlicher Richtung begrenzenden Höhen hinaufwindet, ist das Gefälle so gut vertheilt, daß Wagen ohne alle Schwierigkeit fortkommen. Wir langten um 9 Uhr auf der Höhe des Ramboddepasses an. Vor uns lag das Thal Rambodde oder Kotmalle wolkenlos und sonnenhell, aber hinter uns zogen die Haufwolken auf und begannen sich zu Bergen aufzuthürmen, frühen Regen verkündend. Die Flaggenstange steht auf dem höchsten Punkt der Fahrstraße und wurde von uns mit 6128 Pariser Fuß über der Meeresfläche bestimmt.

Rechts und links liegen hohe Bergspitzen und lange Rücken, die mit dichten Wäldern wie mit einem Vließe bedeckt sind. Das schöne waldreiche Kotmallethal glänzte uns im Sonnenschein wie eine neue Welt aus der Tiefe, in welche die Straße in zahllosen Windungen hinabführt, entgegen. Vom höchsten Punkte des Passes bis zum Resthause von Rambodde (2990 Fuß) beträgt die Entfernung nur 9 englische Meilen, der Höhenunterschied aber über 3000 Fuß.

Die Vegetation der Hochebene zieht sich ziemlich weit herab, denn die Pflanzen gehen mit den fließenden Wässern aus dem Hochthal, wie Freunde, die dem in die Fremde Ziehenden das Geleit geben; einer nach dem andern scheidet, bis auch der treueste Freund zurückbleibt und dem Wandernden nachblickt. Die meisten Pflanzen werden in den unteren Regionen größer und üppiger; es sind dieselben Myrtenwälder, aber stattlicher, und dieselben Melastomen, aber mehrere Fuß höher und mit einer größeren Fülle rother Blüthen bedeckt. Das Wasser gibt der Berglandschaft Reiz und Leben, da es reichlich vorhanden ist; die entfernteren Bäche hängen wie silberne Fäden oder schmale Bäche an den Felswänden, während die nächsten als tobende Wasserfälle herabstürzen, denen der Wanderer, wenn er tiefer herabsteigt, immer wieder begegnet.

Am Wasser ist die Vegetation von Balsaminen und großblätterigem Bambus am üppigsten; der größte Schmuck sind aber die großen Baumfarren, von denen zwei Species (Alsophila) vorkommen, welche über 20 Fuß hoch werden und eine große Krone von 6 bis 7 Fuß langen, zierlich gefiederten Wedeln tragen.

Tiefer unten, wo die subalpinen Pflanzen vor der höheren Temperatur zurückweichen, erheben sich über die dunklen Laubmassen die hohen weißen, mit Orchideen und Pothos bedeckten

Stämme einer Myrtacee mit langen, schlanken Aesten, aber mit spärlicher Belaubung. Bei dem kleinen Dorfe Lobugalle, 7 Meilen von Neuwara-Ellia, in einer Höhe von 4943 Fuß, traten die ersten Culturen von Bananen und Aronswurzeln (Caladium esculentum) auf. In der Nähe stürzt ein Wald unter der Axt zusammen, um Boden für die Anlage einer Kaffeepflanzung zu gewinnen. Ringsum ragen Gneißfelsen mit horizontaler Schichtung wie Cyklopenmauren über die Schlucht, durch die der Kotmalle-Ganga stürzt und sich an den Felsblöcken in weißen Schaum zerschlägt. In ungefähr 4700 Fuß Höhe trafen wir eine bereits bestellte, aber noch nicht im Ertrag stehende Kaffeepflanzung; sie war im letzten Jahre bepflanzt worden; die angebrannten Stämme liegen noch umher und Baumstumpfen stehen zwischen dem dunklen Grün. In dieser Höhe trafen wir eine kleine wilde oder vielleicht nur verwilderte Banane, kleine und große Aristolochien.

Tiefer unten folgt wieder eine Strecke Wald, der immer höher und glänzender wird und dessen Grün zunimmt, je spärlicher die Myrtenbäume werden. Lorbeer- und Feigenarten sind mit Lianen von Wald- und Pfefferreben (Clematis und Piper), wildem Wein (Vitis), Guilandia, blauem Cissus und anderen Leguminosen durchflochten. Eine minder elegante aber kräftigere Schlingpflanze derselben Familie ist die oft riesige Puswael (Entada Pursaetha) der Singhalesen, die tiefer unten immer häufiger wird. Lycaena, Nymphalis, Polyomatus, ein kleiner gelber Pieris, zierliche Zygänen, ein großer dunkelgrüner Papilio schwärmten am Saume des Waldes und Libellen an den Bächen.

Dann folgen wieder Plantagen durch kleinere Waldstrecken getrennt und endlich einen Zusammenhang von Culturen bildend.

Am Wasser erscheinen niedrige Pandanusgebüsche, welche der Gegend eine große Anmuth verleihen.

Mittags brach der lange gefürchtete Regen über uns los und in kurzer Zeit waren die Wasserfälle, die hell und durchsichtig herab rannen, in schäumende Wassermassen, welche durch die mitgerissene Dammerde gelblich gefärbt waren, verwandelt. Ich wurde für die Traufe durch eine Krabbe, die durch den Regen gelockt aus ihrem Versteck gekrochen war, entschädigt; sie ist die erste in Ceylon beobachtete Landkrabbe. Wir erreichten ganz durchnäßt die Pflanzungen und ließen uns im ersten Hause nieder, obwohl wir nur den Aufseher, einen Singhalesen, fanden, der uns die Früchte der Guava (Psidium pyriforme) als Erfrischung brachte. Diese haben einen faden, süßlich-schleimigen Geschmack und sind nach unsrem besten Dafürhalten im rohen Zustande für den verwöhnten europäischen Gaumen ungenießbar. Der Baum war von den Portugiesen aus Amerika eingeführt worden und hat sich seitdem aus den Gärten auch in die Wälder verbreitet.

Weiter abwärts beginnt der District von Pusilawa, welcher die meisten Kaffeepflanzungen enthält und gegenwärtig der wichtigste Theil der Insel ist. Meilenweit ziehen sich die Kaffeepflanzungen an den Abhängen der Berge hin, nur an kleinen Stellen von einem Waldreste oder einem Stück Grasland unterbrochen. Die erstern sind sehr selten und in festen Händen; sie bilden schon Theile der Estates, das heißt der Pflanzungen und werden urbar gemacht, sobald es die Verhältnisse dem Pflanzer erlauben. Das Grasland reicht nicht so hoch hinauf, als an den östlichen Abhängen des centralen Bergstockes, hat aber denselben Charakter der Pflanzenarten, nur sind die Gräser in dem feuchtern Klima höher, kräftiger, üppiger und dunkler gefärbt,

und der Bestand so wie ihre Bewurzelung ist dichter. Als Viehfutter taugen diese rauhen Gräser auch hier nicht viel, außer bei der neuen Bestellung kurz nach dem Abbrennen. Um diesen Mangel, der bei dem für den Transport des Kaffee sehr nothwendig vermehrten Viehstande sehr fühlbar wurde, abzuhelfen, ist vielfältig das Guineagras (Panicum maximum) in neuerer Zeit angepflanzt worden.

In den Pflanzungen der Europäer wird der Kaffee nicht als Baum und hoher Strauch, zu welchem er im Naturzustande erwächst, gezogen, sondern durch Beschneiden niedrig gehalten, um den Ertrag zu steigern und die Arbeit des Einsammelns zu erleichtern. Die Höhe von 2 bis 3 Fuß gibt allen Pflanzungen aus der Entfernung eine Aehnlichkeit mit unsern Weinbergen, die noch dadurch gesteigert wird, daß sie sich auf abschüssigem Terrain befinden. In der Nähe ist jedoch der Eindruck ein gänzlich verschiedener, da die Blätter des Kaffees eine andere — nämlich die oblongovale Form haben, dunkelgrün, glänzend und lederartig sind. Einen ebenso freundlichen Eindruck als die Kaffeestauden machen die Umzäunungen, die aus Hecken von Lantana und Rosen bestehen, von denen die meisten zur Zeit blühten. Zwei Meilen weit zieht sich an den Windungen der Straße dieser duftende Kranz hin und unterbricht die Einförmigkeit, welche der Begleiter jeder landwirthschaftlichen Cultur ist. Auf einigen neuen Pflanzungen ließen die Besitzer einzelne Bäume stehen, die viel Reiz und Wechsel in das Ganze bringen. Auf einigen dieser Bäume fanden wir eine schlingende Aroide (Scindapsis incisa).

Zur Zeit unserer Anwesenheit waren die Preise der Pflanzungen wieder im Steigen und beim Verkauf einer tragbaren Pflanzung wurde der englische Acre zu 10 Pfd. Strl. im Durch-

schnitt berechnet, bei sehr gutem Boden und leichter Communication aber höher. Aller Boden, der noch in den Händen der Regierung ist, wird von dieser ausgeboten. Wenn Jemand Ländereien zu kaufen wünscht, so meldet er es der Regierung, welche einen Feldmesser zur Vermessung ausschickt und eine Licitation ausschreibt, bei welcher jedoch in der Regel der Käufer keine Concurrenten findet. Der Ankauf des Bodens ist die geringste Auslage. Weit mehr kostet die Urbarmachung, die 7 bis 12 Pfd. Strl. pro Acre betragen kann; die des Graslandes ist viel billiger, da der Waldboden jedoch ungleich fruchtbarer ist, so ist er der beliebtere. Das Urbarmachen besteht darin, daß der Wald umgehauen und niedergebrannt wird. Diese Arbeit ist eine der wenigen, zu denen sich die Singhalesen gut verwenden lassen, da sie durch ihre Chinawirthschaft daran gewöhnt sind. Die Bäume werden nicht vollständig durchgehauen, sondern nur bis zu drei Viertel ihres Durchmessers oder etwas darüber. Die Arbeiter hauen zuerst die untersten Bäume an und steigen allmälig nach aufwärts. Die obersten werden vollständig durchgehauen. Es geschieht dies mit Aexten; es haben erst in neuerer Zeit große Baumsägen Eingang gefunden, da die Singhalesen Vorurtheile dagegen haben. Ist die oberste Reihe durchsägt, so wird sie so umgeworfen, daß sie auf die darunterstehenden fällt, die sie mit verstärkter Wucht fortreißt, bis sie lawinengleich die ganze ungeheure Waldstrecke zu Boden gelegt hat. Die Bäume bleiben liegen, bis sie trocken geworden sind, und werden dann niedergebrannt, wobei jedoch nur die Zweige und Aeste verbrennen; die unverbrannt gebliebenen Stämme werden bei Seite geschafft und entweder als Brennholz oder anderweitig verwerthet oder aber später, nachdem sie ausgetrocknet sind, vollkommen verbrannt.

Alle folgenden Arbeiten werden von Malabaren ausgeführt. Der Boden wird umgegraben und die jungen in der Baumschule gezogenen Pflanzen reihenweise versetzt. Diese haben gewöhnlich ein Alter von 9 Monaten und eine Höhe von 8 Zoll. Die für sie gegrabenen Löcher sind 18 Zoll weit und eben so tief. Die Entfernung der einzelnen Pflanzen von einander beträgt 4 bis 6 Fuß. April oder October ist die beste Zeit zur Anpflanzung, da dann die starken Regen die Bewurzlung und den schnellen Wachsthum begünstigen. Sorgfältiges Jäten, wenigstens einmal im Monat durch die ganze Pflanzung, ist nothwendig. Nach einem Jahre werden sie beschnitten. Die Blüthezeit für die meisten Pflanzen ist im März und April. Von der Blüthe bis zur Reife dauert es 6 bis 8 Monate. Die Blätter werden dann in großer Zahl gelb. Die Haupternte ist im December und Januar; viele Pflanzen blühen das ganze Jahr hindurch.

Die Ernten sind einträglicher bei Pflanzungen in niedriggelegenen Oertlichkeiten. Im Westen der Insel und im Centralberglande ist eine Haupternte um das Neujahr, vor und nach dieser kleinere Lesen. Im Osten der Insel hat man zwei Ernten, deren Erträgnisse zusammen aber kleiner sind als die Haupternte im Westen. Mit der verticalen Erhebung nimmt die Menge der Früchte ab, die Qualität aber zu und die Bohnen werden schwerer. Der vorzüglichste Kaffee wächst bei 4000 Fuß Höhe und darüber.

Die Kaffeebäume leiden durch Ratten, welche das Fruchtfleisch der Beeren benagen, durch Krabben, welche die Wurzel anfressen, durch eine Blattschildlaus (Lecanium Coffeae), welche die Pflanze langsam aussaugt, und endlich durch Trockenheit. Steine müssen aus dem Grunde entfernt werden, da sie das Wachsthum des Unkrauts begünstigen.

Nach dem Einsammeln der Beeren wird die fleischige Fruchthülle vom Kern durch rotirende Cylinder getrennt. Diese sind aus Eisen oder Holz, das mit Blech überzogen ist, und haben eine unebene Oberfläche, ungefähr wie ein Reibeisen. Die Körner werden darauf gewaschen und getrocknet. Die Trennung der silberglänzenden inneren Samenhaut erfolgt gewöhnlich erst in Colombo und geschieht durch ein schweres Holzrad.

Der Kaffee wird durch Siebe von verschiedener Größe sortirt. Man sagt, daß der Kaffee in Colombo durch die feuchte Seeluft während dieser Processe leide.

Vom Hafen aus wird der Kaffee meist in Fässern verschifft. Die frühere Art der Verladung in Säcken gibt man auf. Bei der Verpackung in Fässern findet freier Luftzutritt statt; die Masse erhitzt sich daher weniger und der Kaffee behält seine Farbe. Zur Zeit des südwestlichen Monsums hat die Verladung Schwierigkeiten, weil die See sehr hoch geht. Die meisten Pflanzer glauben, mit Unrecht, daß der Schatten den Kaffeepflanzungen schade.

Ein Centner Kaffee kostete im Mittel 34 Schillinge. Die Ausfuhr ist frei, ebensowenig findet eine Besteuerung der Pflanzungen statt. Die Pflanzungen rentiren der Mehrzahl nach mit 20 bis 30 Procent; da aber Capital in Ceylon nicht unter 15 bis 20 Procent erhalten wird, so ist der hohe Ertrag für viele Pflanzungen ein imaginärer.

Der Kaffee erschöpft den Alkalienreichthum des Bodens sehr bald und da die Tiefe der Humusschichten eine geringe und auf den Bergabhängen einer fortwährenden Auslaugung unterworfen ist, so ist die Düngung der Plantagen eine Nothwendigkeit. Drei Jahre nach dem ersten Ertrage verlangt selbst guter Boden schon eine Nachhilfe durch Düngung. Der gebräuchlichste Dünger ist Rindermist, selten Knochenmehl und am seltensten Guano.

Der Osten der Insel ist im Ganzen weniger geeignet für den Kaffeebau wegen seiner größeren Trockenheit. Der beste Boden ist Kalkboden, nach diesem lockerer, zersetzter Gneiß. Im Lehmboden dringen die Wurzeln nicht tief ein. Die verticale Erhebung des Bodens hat den größten Einfluß. Die Versuche, den Kaffee im Tieflande im Großen zu pflanzen, sind, wie schon Seite 219 erwähnt, gescheitert. Um die Hütten der Singhalesen wächst er sehr gut. Der Grund liegt weder in der Menge noch der specifischen Qualität des Düngers, den der Singhalese darauf verwendet, sondern in der Würdigung der Natur des Kaffees. Dieser ist eine Waldpflanze, liebt Schatten und Feuchtigkeit und kann daher nur in großen Höhen, wo er diese und eine niedrige Temperatur findet, gedeihen. Im Schatten der Gartenpflanzen, der Obstbäume, vielleicht im Cocoswalde selbst würde er ein großes Erträgniß liefern.

Die ausgedehnteste Cultur findet sich im Berglande der Centralprovinz, [34]) wo 40,000 Acres im Betriebe waren, in der westlichen Provinz 5727, in der nordwestlichen 400. Das Erträgniß im Jahre 1851 war 399,957 Centner im Werthe von 688,156 Pfd. Strl., also beinahe 9 Centner für den Acre. Dies ist jedoch nicht correct, da der von den Eingeborenen im Kleinen cultivirte Kaffee (native coffee) in dem Exporte eingezogen und die Consumtion im Lande nicht in Anschlag gebracht ist. 580 Pfd. Erträgniß für den Acre gilt als ein sehr günstiges Verhältniß. Die Eingeborenen bauen auch Kaffee, meist ohne viel Sorgfalt; sie lassen ihn hoch aufschießen und halten ihn selten unter dem Messer; erst in der Neuzeit begannen sie Pflanzungen nach Art der europäischen Pflanzer. [35]) Der Kaffee der Eingeborenen, native coffee, geht um bedeutend niederere Preise ab, obwohl er nicht schlechter ist und ein Kaufmann ver-

sicherte mir, daß der einheimische Kaffee auf den europäischen Märkten gar nicht weiter unterschieden wird. Die Kaffeecultur wird im Großen seit 1820 betrieben und General Barnes war der erste Engländer, der eine Pflanzung anlegte, grade ein Jahrhundert, nachdem der holländische Generalgouverneur in Batavia Zwaardenkraom den Kaffee aus Mokka eingeführt hatte. Die Arbeiter für Umgraben, Jäten, die Ernte und dergleichen sind Malabaren. Im Jahre 1851 waren 50,000 Malabaren nach Ceylon gekommen. Sie erhalten täglich 8 Pence bis 1 Schilling an Arbeitslohn. Die Erntezeit erfordert 100 Mann auf je 100 Acres.

Man unterscheidet im Kaffee zwei Sorten. Die eine ist schwer und von bläulicher Farbe, die andere ist leicht und lichtgrün, selbst weißlich. Die Kaffeecultur war mehrmals sehr fluctuirend. Als die Europäer den großen Ertrag sahen, bemächtigte sich augenblicklich die Speculation dieser Cultur, als ein Mittel, schnell reich zu werden. Das Land wurde um theure Preise gekauft und große Capitalien in die Urbarmachung des Terrains und den Aufbau der Häuser, Magazine und Maschinen gesteckt. Bei der Wahl der Localitäten waren die Käufer häufig sehr unvorsichtig; sie kannten nicht die Bodenbedingungen und so wurden eine Menge Plantagen gleich in den ersten Jahren wieder aufgegeben oder fristeten unter großen Opfern eine kümmerliche Existenz. Dies war der Fall mit den Pflanzungen in der Ebene und selbst mit einem großen Theil im östlichen Berglande, welche nur die Regen des Nordostmonsums haben. Dazu kamen zwei andere Uebelstände: daß viele Pflänzer abwesend waren, welche bloße Aufseher hatten, und daß die meisten Plantagen schon nach wenigen Jahren im Ertrage nachließen, weil sie eine kräftige aber deshalb auch nicht leicht zu beschaffende Düngung

forderten. Bei den von den Hauptstraßen abseits liegenden Pflanzungen vertheuerte noch die Nothwendigkeit, Verbindungsstraßen zu bauen und zu erhalten oder bei der Unmöglichkeit, diese auszuführen, die Ernte auf den Rücken der Kulies bis zu den für die weitere Versendung geeigneten Plätzen schaffen zu lassen, sehr die Anlage- und Betriebskosten. Die Folge dieser Ueberstürzung war, daß der Werth der Pflanzungen fiel, um so mehr, als den Regierungsbeamten der Ankauf von Ländereien untersagt worden war. Viele Pflanzungen mußten verschleudert oder verlassen werden und die Kaffeecultur kam noch viel rascher in Mißcredit als vordem in Aufnahme. Leute die auf die Baisse speculirten, brachten Pflanzungen, die 10,000 Pfd. Strl. gekostet hatten, um 400 bis 500 Pfd. Strl. unter den Hammer, eine die 15,000 Pfd. Strl. gekostet, wurde sogar um 40 Pfd. Strl. verkauft. Das richtige Verhältniß stellte sich bald wieder her und seit 1850 nahm die Zahl der Plantagen langsam, aber beständig wieder zu.

Für Auswanderer, welche Capital zur Disposition haben, die hier eine bleibende Heimath aufschlagen, ihre Schicksale und Zukunft auch mit denen des Landes in Harmonie bringen wollen, die nicht von krankhafter Ungeduld getrieben werden, Europa schon vor der ersten Kaffeeernte wiederzusehen, und ihre Pflanzung nicht als ein leichtes Mittel, reich zu werden, ansehen, würden die Kaffeepflanzungen immer ein sicheres Mittel eines bescheidenen Wohlstandes sein, da der neue Pflanzer bei der freien Arbeit malabarischer Kulies, die ihm in beliebiger Zahl zu Gebote stehen, nicht jenes große Anlagecapital bedarf wie der brasilianische Pflanzer, der seine Sclaven kaufen muß. Der Emigrant darf aber nicht mit leeren Händen kommen und mit Credit allein beginnen wollen. Daß man Colonialproducte

ohne große Mittel cultiviren könne, gehört zu den Märchen, welche von deutschen schlecht unterrichteten Reisenden und erkauften Agenten verbreitet werden. Ich würde 3000 Pfd. Strl. als das kleinste Capital betrachten, um damit anzufangen, würde aber Jedem rathen, ehe er sein Pflanzerleben beginnt, sich im Lande umzusehen und für ein Jahr sich bei irgend einem Pflanzer einzumiethen, um die Cultur des Kaffees an Ort und Stelle praktisch zu studiren. Ist es möglich, Terrain auf altem Kalkboden zu kaufen, so verdient dieses den Vorzug; ebenso ist die Nähe einer Straße und eines bewohnten Ortes wegen der billigeren Fracht und um sich von dort aus mit Dünger zu versehen, von Wichtigkeit. Es ist nicht räthlich, mehr als 500 bis 600 Acres zu kaufen und von diesen im ersten Jahre nicht mehr als 100 bis 150 urbar zu machen und zwar in der Art, daß man unten beginnt und dann auf den Abhängen aufsteigt, um die oben abgeschwemmten Theile den untern so lange als möglich zuzuführen. Sehr große Plantagen von mehreren Tausend Acres haben den Uebelstand, daß sie der Eigenthümer nicht im Detail überwachen kann und daher genöthigt ist, Vieles fremden Leuten anzuvertrauen. So bescheiden in Wirklichkeit die Aussichten von der finanziellen Seite sind, so sehr sind noch andere Umstände zu betrachten. Dahin gehört vor Allem das Klima und die isolirte Stellung. Das erste ist auf Berghöhen von 3000 Fuß und darüber ein sehr mildes, aber eben durch den Mangel an Jahreszeiten, die sich hier nur durch ein Mehr oder Weniger des Regens markiren, europäischen Constitutionen noch immer nicht ganz zuträglich. Wechselfieber, Verdauungsbeschwerden, chronische Leberleiden kommen auch hier vor; wenn auch die ersteren nicht so bösartig sind und die letztern sich ungleich später einstellen als im Tieflande, so gehören sie doch jedenfalls zu den

Schattenseiten und die Dysenterie ist eben so gefährlich als in der Ebene.

Das gesellige Leben hat wenig Reize, besonders in den neueren Kaffeedistricten. Da die Pflanzungen weit aus einander liegen, so ist selbst der nachbarliche Verkehr während heftigen Regens unterbrochen und die Leute sehen sich oft nur Sonntags in der Kirche. Gegenseitige Hilfe und Theilnahme bewegen sich daher in weit engeren Grenzen als in eigentlichen Colonien, wo der Colonist selbst in seinen Arbeitern, die derselben Race und demselben Volke angehören, mehr Theilnehmer seiner Sorgen als seine Diener findet. Die Reisen nach Colombo, Candy oder Galle sind kostspielig und zuletzt bieten auch diese Orte nicht jene Annehmlichkeiten, die derjenige gewohnt ist, der sich in seiner Heimath viel in feinen geselligen Kreisen bewegt hat. Die Männer finden sich im Allgemeinen viel leichter und besser als die Frauen in das einsame Leben des Pflanzers. Denn bei dem von den Europäern adoptirten morgenländischen Vorurtheile, daß sie ihre Würde vergeben, wenn sie sich viel um die häuslichen Angelegenheiten bekümmern, und bei der Gewohnheit, die Kinder zur Erziehung aus dem elterlichen Hause zu schicken, berauben sie sich des größten Theils jenes Wirkungskreises, in dem die Frauen allein sich wohl fühlen können. In der Nachbarschaft gibt es keine Gesellschaft, denn die meisten Nachbaren oder vielleicht alle sind unverheirathet; die Frauen gerathen daher in eine Stimmung von Unzufriedenheit und Langeweile, die sie treibt, um jeden Preis das Pflanzerleben aufzugeben. Aber wer Freude am Naturgenuß und vor Allem am Waldleben findet und so viel geistige Fonds mitbringt, um sich in der Regenzeit zu beschäftigen, der wird hier seine Rechnung finden. Der Blasirte oder mit der Welt Zerfallene würde aber besser thun, in der

Mitte einer großen Stadt, wo der Einzelne in den Massen verschwindet, die Einsamkeit zu suchen, denn dem Pflanzer ist ein Isoliren unmöglich.

Die größten Plantagen in Pusilawa von beiläufig 10,000 Acres werden durch zwei Deutsche verwaltet und gehören dem Hause Rothschild, das auch in das Herz dieser Insel seine Hände gesteckt hat. Die eingeborene Bevölkerung ist nicht groß. Ich sah hier noch den Brotfruchtbaum.

Wir waren diesen Tag glücklicher, wir brachen um 6 Uhr Morgens auf, aßen um 10 Uhr unser Frühstück stehend und erreichten um 2 Uhr Gampola. Wir beeilten uns so, um dem Regen auszuweichen, auf welchen wir in den ersten Nachmittagsstunden rechneten. Eine halbe Stunde nach unserer Ankunft stürzte auch einer jener Regenschauer herab, gegen welche weder Schirm noch Regenmantel hilft.

Zwischen Gampola und Candy geht täglich ein Wagen, so daß wir die letzten 12 Meilen am andern Morgen schnell zurücklegten. Wir fanden die ganze Straße von Badulla über den Bergstock bis Candy nicht nur meisterhaft angelegt, sondern auch in einem ausgezeichneten Zustande der Erhaltung.

Candy's warme Treibhausluft war mir viel weniger unangenehm als das erste Mal, wo ich doch von dem heißern Colombo gekommen war und durch die Fahrt im Rothen Meere, wo wir täglich 26 bis 28° hatten, für ein heißes Klima hätte vorbereitet sein sollen. Bei dem zweiten Aufenthalte fühlte ich mich sehr behaglich, trotzdem daß wir 25 Tage in der kühlen Bergluft von Neuwara-Ellia gelebt hatten. Ich schreibe dieses grade der starken und vielen Bewegung zu. Wir lachten oft über den Appetitmangel, an dem die Europäer schon binnen wenigen Wochen in den Tropen leiden, während wir ganze

Berge von Reis vertilgten. Ich glaube, daß Appetitmangel und schlechte Verdauung der Fremden mehr von der sitzenden Lebensweise, der schweren englischen Kost, die damit in Widerspruch steht, und den Spirituosen herrühren, die wegen schlechten, oft schädlichen Trinkwassers, der gesteigerten Transpiration und aus Langeweile die Grenzen gewohnter Mäßigkeit überschreiten. Eine geringe Menge kann und soll von dem daran Gewöhnten genossen werden, um der Verdauung aufzuhelfen, und eine solche wird als gelindes Reizmittel nie schädlich. Candy kam uns nach dem Leben in den einsamen Wäldern und den wenigen kleinen Dörfern wie eine große Stadt vor.

Sechzehntes Capitel.

Rückreise nach Colombo. — Die Zimmtgärten. — Nebenproducte. — Zimmtwasser. — Zimmtöl. — Der Ruin des Zimmtbaues.

Wir verließen Candy nach kurzem Aufenthalte, um die Bereisung des südlichen Theiles von Ceylon nicht zu lange hinauszuschieben. Da wir die Culturdistricte schon kannten, so benutzten wir, um Zeit zu ersparen, den Postwagen und langten am 5. November nach einer elfstündigen Fahrt in Colombo an. Der Postomnibus läßt auch auf dieser Strecke nichts zu wünschen übrig als weniger Passagiere, übertrifft aber an Schnelligkeit manchen deutschen.

In Colombo fanden wir unsere Sammlungen, die wir im östlichen Theile der Insel und im centralen Berglande gemacht hatten, bereits vor. Die ersten hatten wir von Trinkomalie zur See, die letzten auf einem Ochsenkarren von Neuwara-Ellia vorausgeschickt. Unter diesen war auch eine große Anzahl lebender Pflanzen, besonders Baumfarren, welche wir auf dem kürzesten Wege, nämlich von Galle mit dem ostindischen Dampfer nach Suez und von dort über den Isthmus schickten, die aber bei

ihrer Ankunft in Suez liegen blieben und in der heißen trocknen Luft zu Grunde gingen. Die übrigen Sammlungen gelangten um's Vorgebirge der guten Hoffnung im erwünschten Zustande in Europa an.

Während unseres zweiten Aufenthaltes in Colombo erfreuten wir uns derselben Aufmerksamkeit von Seiten der englischen Residenten, wie während des ersten. In Colombo herrschte etwas mehr Leben in den englischen, besonders in den officiellen Kreisen. Der Gouverneur und der Colonialsecretär, so wie mehrere Beamte, hatten ihren Sommeraufenthalt in Candy beendet und befanden sich nun in Colombo. Es gab noch mehr Diners und selbst einen Ball beim Gouverneur, wo wir einen großen Theil der Residenten fanden. Denn Sir George Anderson stand über den kleinlichen Vorurtheilen und empfing in seinen Salons Alle, die auf den Charakter eines Gentleman Anspruch machen konnten, ob sie nun Regierungsbeamte, Pflanzer oder Kaufleute waren. Es ging dabei ungezwungen her und die Geladenen schienen sich trotz des schwarzen oder rothen Fracks, in dem sie walzten und schwitzten, sehr zu unterhalten. Einen Monat zuvor hatte der Gouverneur sogar einen Ball in Costümen gegeben, der, als der erste seiner Art (Fancy-ball) eine große Sensation auf der Insel hervorgerufen und viele Familien veranlaßt hatte, nach Colombo zu kommen.

Die officielle Repräsentation des Gouverneurs ist nach den orientalischen Begriffen der Singhalesen nicht prächtig genug. Sie besteht aus einigen englischen Schildwachen in rothen Röcken, einigen berittenen Malaien in Lancieruniform und einer Art Thürsteher, die weitaus das Pikanteste sind, das wir an Uniformen in Ceylon sahen. Sie tragen die nationalen Comboi, Tuchjacken mit kurzen kleinen Schößen, mit goldenen Epauletten und

reicher Tressenverzierung. Sie hatten die stattlichsten Zöpfe, die ich in Ceylon gesehen, und es schien als ob dieser Umstand die einheimischen Gentlemen in ähnlicher Weise wie ein stattlicher Bart einen Tambourmajor empfohlen hätte. Die großen, steifen Halskragen und Halsbinden, sowie der englische Backenbart vollendete die originelle Erscheinung.

Am 14. November besuchten wir die berühmten Zimmtgärten (Cinnamomgardens). Der Zimmtbaum (Laurus Cinnamomum, singhalesisch: Kurundu) wächst in Ceylon nebst andern zimmtgebenden Laurineen wild. Er gedeiht vorzüglich in den westlichen Wäldern der Candyprovinz und wurde dort ausschließlich bis 1770 abgerindet. Eine eigene Kaste, die der Chalias oder Zimmtschäler, ging in die Wälder, um Rinde zu holen. Schon unter den einheimischen Königen war der Zimmt ein Monopol. Als zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Portugiesen in Ceylon erschienen, legte Almeida 1506 dem einheimischen Herrscher Dharma Praakramabahu IX., der damals in Kotta residirte, einen Tribut von 250,000 Pfd. Zimmtrinde auf; wofür Almeida ihm den Schutz des portugiesischen Königs Don Emanuel zusicherte. Als die Herrschaft der Portugiesen sich ausbreitete, war das Zimmterträgniß eine bedeutende Quelle des Einkommens. Mit dem Verbote Philipp's II. an die aufrührerischen holländischen Provinzen, nach Lissabon zu handeln, kamen 1596 die ersten holländischen Handelsflotten, halb Kaufleute, halb Soldaten, in den indischen Ocean und verdrängten allmälig die Portugiesen von den Märkten und später aus ihren Besitzungen.

Die Holländer hielten als Herren der Insel das Monopol mit eiserner Strenge aufrecht. Niemand durfte Zimmt pflanzen oder schälen. Der Grundbesitzer mußte den Inspector benachrichtigen, wenn er auf seinem Grunde einen Zimmtstrauch

entdeckte. Gefängniß und Geldstrafen standen auf der Verheimlichung oder dem Zimmtschälen. Durch ein Jahrhundert sollen die Holländer eine Jahresrente von 400,000 Pfd. Strl. aus ihren Zimmtmonopolen gezogen haben. Um es einträglicher und von dem Willen der Candykönige, welche den Zimmtschälern oft den Eingang in ihre Wälder verwehrten oder sie mißhandelten, unabhängig zu machen, begannen die Holländer seit 1765 die Cultur des Zimmts, doch erst 1770 durch Gouverneur Falck in großem Maßstabe. Von Matura und Galle aufwärts wurden an der Westküste Regierungsgärten angelegt; der größte in der Nähe von Colombo. Die Eingeborenen sträubten sich dagegen; die Häuptlinge und Edeln erklärten, der Zimmt würde degeneriren, sobald er künstlich gepflanzt würde. Der eigentliche Grund war aber die Furcht, an ihm die Procente zu verlieren, die sie von ihren für das Gouvernement im Innern arbeitenden Zimmtschälern zogen, die als eine Art Leibeigene zu ihren Domänen gehörten. Die Anlagen verhießen den besten Erfolg, als auf einmal die meisten Pflanzen dahinwelkten. Eine angestellte Untersuchung bewies, daß die Wurzeln der Pflanzen mit heißem Wasser begossen worden waren. Die strengsten Strafen folgten; das Abhauen der Hand wurde auf das Abschneiden oder Zerstören eines Zimmtstockes gesetzt. Die drakonische Strenge rettete das Project.

Gegen das Ende der holländischen Herrschaft auf Ceylon war der Ertrag der Zimmtgärten schon 400,000 Pfd., also hinreichend für die Nachfrage und diese vom Einsammeln des wilden Zimmts unabhängig. Das Unternehmen rentirte sich mit 200 Procent. Der Handel war ausschließlich in den Händen der holländisch-ostindischen Compagnie, die Alles, was über den Bedarf vorhanden war, vertilgte, um die Preise in der Höhe zu

halten. Eine Politik, die sie auch mit andern Gewürzen in der Sundawelt befolgte.

Die Chalias waren in mehrere Kasten getheilt und lebten unter einem furchtbaren Drucke. Schon von seinem zwölften Jahre an mußte jeder eine Pingo, das ist 56 Pfd., abliefern. Mit dem Heranwachsen wurde es bis auf 11 Pingos, das ist 616 Pfd., erhöht. Für außerordentliche Bestellungen wurden sie besonders bezahlt. Für die gewöhnliche Zimmtabfuhr erhielten sie nur kleine Rationen an Reis und Befreiung von den Steuern. Die Zimmtschäler suchten wiederholt der harten Behandlung durch die Flucht in die Wälder und durch Auswanderung zu entgehen.

Die Engländer überließen das Monopol gegen eine Jahresabgabe von 60,000 Pfd. Strl. an ihre ostindische Compagnie bis zum Jahre 1823, wo die Colonialregierung die Zimmtgärten in ihre eigene Verwaltung übernahm. 1831 war der Ertrag auf 16,000 Pfd. Strl. gesunken, der Ertrag der früheren Jahre war sehr schwankend, von 50,000 bis 170,000 Pfd. Strl. Die Zimmtgärten hatten sich seit der Besitznahme des Candyreichs schlecht rentirt, da durch den freien Waldschlag große Massen aus den Wäldern genommen werden konnten.

1832 gab die Regierung das Monopol und damit die organisirte Einsammlung durch die Chalias auf. Zimmtsammeln und Zimmtbau wurden den Privaten erlaubt; die Ausfuhr jedoch durch einen Zoll von 2 Schilling pro Pfd. Zimmt, während der Preis des Zimmts auf der Insel 6 Pence bis 1 Schilling war, ohne Rücksicht auf Qualität belastet und Colombo und Galle als die Ausfuhrhäfen bestimmt. 1840 wurde ein Acre um 11 Pfd. Strl. bis 11 Pfd. Strl. 10 Schilling verkauft. So blieb es bis zum Jahre 1842, wo sich der Ausfuhrzoll, der

schon lange als viel zu hoch getadelt worden war, als unmöglich erwies. Der Gouverneur Rafles hatte während der Zeit der englischen Besitznahme von Java die Zimmtpflanze dort eingeführt und 1825 wurden heimlicher Weise von holländischen Speculanten über 3000 Zimmtstauden nach Batavia ausgeführt. Da der Zimmt von Java und Malabar, sowie die vortreffliche Cassiarinde aus Chochinchina eine große Concurrenz auf dem Weltmarkte zu machen begannen, so wurde der Zoll auf einen Schilling [36]) ermäßigt. 1844 war diese Revenue noch 53,000 Pfd. Strl., 1846 sank sie schon auf 20,000 Pfd. Strl. Sollte die Zimmtcultur nicht zu Grunde gehen, so mußte eine weitere Herabsetzung folgen. Dies geschah im Jahre 1848, wo der Ausfuhr-Zoll auf 4 Pence pro Pfd. und auf den nach England gehenden auf 3 Pence herabgesetzt wurde. Auch dies blieb bei der vermehrten Concurrenz noch immer eine große Last; und während unseres Aufenthaltes (1853) ist der Ausfuhrzoll gänzlich aufgehoben worden. Alle Zimmtgärten, sowohl die der Regierung, welche die ihrigen verpachtet, als die der Privaten, nehmen einen Flächenraum von 12,000 Acres ein, sie producirten 1851 508,400 Pfd. Zimmt, im Werthe von 50,849 Pfd. Strl. Das Areal war also bedeutend kleiner (um 5000), als 1825; denn damals betrug es 17,000 Acres. In der Nähe von Colombo sind 3000 Acres Regierungsgärten, die auf 7 Jahre um die Summe von 5000 Pfd. Strl. verpachtet sind.

Wir besuchten am 18. November die Pflanzung des Herrn Steward. Sie liegt 2 Meilen südlich von Colombo nicht weit von der Straße. Zuerst passirten wir einen der verpachteten Regierungsgärten, der in schlechter Cultur mit wucherndem Strauchwerk und Farren (Gleichenia) durchwachsen ist, zwischen denen die Krugpflanze (Nepenthes destillatoria) üppig wuchert.

Das Ganze gleicht mehr einem vor Kurzem abgetriebenen und wieder heranwachsenden Walde. Sehr vortheilhaft nimmt sich daneben die Steward'sche Pflanzung aus. Sie ist sehr rein von jedem Unkraut gehalten. Röthlicher, sehr sandiger Thon und feiner weißer Quarzsand bilden den Boden. Der weiße Sand wird als die beste Bodenart betrachtet, bedarf aber sehr viel Regen, der ihm im südwestlichen Theile der Insel nie fehlt. Viel Sand, viel Wasser, viel Sonne und viel Termiten sind das, was nach der Meinung der Singhalesen den Zimmt am meisten begünstigt. Die Termiten fehlten auch hier nicht und ungestört haben sie ihre hohen kegelförmigen Baue selbst an und in die Zimmtbüsche hineingebaut. Da sie die Pflanzungen nicht angreifen, wohl aber viele Insecten zerstören, so belästigt man sie nirgend. Das Aussehen der Zimmtgärten ist ziemlich monoton. Es sind große Felder, in welchen die Büsche reihenweise in Entfernungen von 4 bis 5 Fuß von einander stehen. Jeder Busch besteht aus 4 bis 5 Pflanzen, die eine Höhe von 9 bis 12 Fuß haben und deren schlanke Stämmchen, die mit Haselstauden eine große Aehnlichkeit haben, von oben bis unten belaubt sind. Die Blätter haben eine eiförmige Gestalt, sind 7 Zoll lang und 2 Zoll breit, lederartig, leicht brüchig, oben hellgrün und glänzend, unten matt und graugrün. Der kurze Blattstiel theilt sich in drei stärkere und zwei schwächere Rippen am Grunde des Blattes. Nur die ersten laufen bis zur Blattspitze. Beide Flächen sind häufig durch Gallen, die durch den Stich eines kleinen Cynips entstehen, verunstaltet. Die zerriebenen Blätter haben einen Geruch wie Nelken; sie haben auch einen diesen ähnlichen Geschmack. Die Blüthe riecht schwach, aber keineswegs angenehm und erinnert an den Geruch thierischer eiweißstoffreicher Flüssigkeiten; von Duft ist in den Zimmtgärten

nirgends etwas zu spüren. Er gehört zu den vielen Ceylonmärchen, wurde aber erst unlängst von einem Deutschen wieder aufgewärmt. Die Blüthen sind klein, unansehnlich weiß und stehen in Trauben. Wir fanden schon einige blühend, obwohl die Mehrzahl der Blüthen sich erst in Januar entfaltet. Die Samen gleichen den Lorbeeren, sind jedoch etwas kleiner. Im Zustande der völligen Reife sind die Fruchthüllen roth. Die Vermehrung geschieht theils durch Samen, die auf eignen gedüngten Beeten ausgesäet und, wenn sie handhoch sind, versetzt werden, was in 4 Monaten geschieht, wo die jungen Pflanzen eine Höhe von 4 Zoll erreicht haben. Sie können aber auch durch Schößlinge fortgepflanzt werden. In $1^1/_2$ bis 2 Jahren sind die Sträucher zum Schnitte reif; sie haben dann die Dicke von einem halben Zoll erreicht und das graue Grün der Oberhaut der Stämmchen beginnt sich in Braun zu verwandeln. Viele Sträucher hatten schon ein Alter von 15 Jahren erreicht, und da die Schößlinge immer geschnitten werden, kommt es nie zur Bildung eines eigentlichen Stammes, so daß der mehr oder minder dicke Wurzelstock das einzige Kriterium des Alters ist.

Das Zimmtschälen geschieht zwei Mal im Jahre, im Mai bis Juni und im November; in beiden Monaten findet in Folge der stärkeren Regen ein vermehrter Safttrieb statt; Oberhaut und Bast lösen sich dann leichter vom Holzkörper. Die Stöcke werden geschnitten, entlaubt und in die Veranda gebracht, wo die Zimmtschäler mit unterschlagenen Beinen in langen Reihen sitzen. Zuerst wird die Rinde ringförmig, in Entfernungen von 1 Fuß beiläufig durchschnitten, diese Segmente der Länge nach aufgeschlitzt und mit eigenen Messern, die an der Spitze gebogen und verdickt sind, die Rinde abgelöst. Ist die Saftströmung hinreichend stark, so geht das Abrinden durch das Einschieben

des Messers leicht von Statten; im entgegengesetzten Falle wird die Rinde mit dem Messerhefte etwas geklopft. Der Arbeiter gibt nun diese halben Röhren einem andern, der sie auf einem höchst einfachen Instrumente von der Oberhaut befreit. Dieses ist ein dreibeiniges Stativ, an welches ein Stab gelehnt wird, der die Dicke der Zimmtstöcke hat und dessen unteres Ende vom Arbeiter mit dem Fuße gehalten wird. Auf diesen Stab wird die Rinde gelegt und mit einem sichelförmigen Schabeisen die Oberhaut abgekratzt. In Herrn Steward's Pflanzung wird sie mit andern Abfällen als Dünger verwendet. Das Abschälen geschieht gewöhnlich durch Weiber. Die Rinde ist im Anfang weiß, hat wenig Geruch und Geschmack, ändert jedoch beim Trocknen ihre Farbe in Braun. Die Rindenstücke werden nun nach ihrer abnehmenden Dicke in einander geschoben, auf ein bestimmtes Normalmaß mit Scheeren beschnitten, dann im Schatten getrocknet, wobei sie sich stark einrollen, endlich sortirt und in Bündel à 100 Stück gebunden.

Die beste Sorte ist dünn wie starkes Schreibpapier, hellbraun, sehr süß und aromatisch. Durch das Klopfen reifer Stöcke erhält die Rinde ein dunkleres Braun, durch das der unreifen wird sie roth. Früher wurde der Zimmt immer mit schwarzem Pfeffer verpackt, von dem große Quantitäten von der Malabarküste eingeführt wurden, da der ceylonische nicht hinreichte. Dadurch soll der Zimmt viel besser erhalten werden. Wahrscheinlich wirkt dabei der Pfeffer als hygroskopischer Körper auf die Absorbirung der Feuchtigkeit. Die Chalias werden nach dem Gewichte der abgelieferten Waare bezahlt. Sie bekommen für 1 Pfd. Rinde erster Qualität 4½ Pence und so abwärts, der Durchschnitt für das Pfd. war 3¾ Pence. Ihre Bezahlung und Behandlung ist eine gute, und man sucht sie an

die Zimmtgärten zu fesseln, um sie vom Schälen des wilden Zimmts, der den Markt verdirbt, abzuhalten. Sie verdienen sich in den 4 Monaten der beiden Zimmterntcn so viel, daß sie das ganze Jahr damit ausreichen. Sie und ihre Aufseher haben eine große Uebung, die verschiedenen Zimmtsorten durch den Geschmack zu unterscheiden. In früheren Zeiten des Monopols bestanden eigene Zimmtkoster, welche durch den Geschmack allein acht verschiedene Sorten zu unterscheiden im Stande waren und die während ihrer Geschäfte viel Butterbrot essen mußten, um ihre Geschmackswerkzeuge nicht zu sehr zu irritiren.

Die schlechte Rinde, die Abfälle, die sich beim Beschneiden ergeben, die Rinde dicker Stöcke und Stämme werden zur Erzeugung des Zimmtöls verwendet.

Diese Theile werden durch 24 Stunden in Wasser eingeweicht und dann durch 10 bis 12 Stunden mit Wasser destillirt. Aus einem großen Kessel geht durch ein Kühlfaß ein Rohr, in welchem sich die Wasserdämpfe, die das Oel mitreißen, condensiren. Das Destillat wird in große Thongefäße geschüttet, in denen sich das Oel am Boden abscheidet, da es schwerer als Wasser ist. Es ist goldgelb, hat einen starken Zimmtgeruch und schmeckt süß zimmtartig; auf zarten Hautstellen verursacht es leichtes Brennen. Aus 13 Pfd. Rinde wird eine Unze Oel erzeugt, im Preise von 2 Schilling.

Auf Herrn Steward's Pflanzung wird kein Zimmtwasser bereitet, dessen Preis von 2 Schilling bis 2 Schilling 6 Pence die Gallone variirt.

Dagegen erzeugt er ein zweites sehr verschiedenes Oel aus den Blättern durch Destillation mit Wasser, wie in dem vorigen Falle. Das Product ist dunkelbraun bis schwarz, weniger leichtflüssig als das Zimmtöl, dem es mit Ausnahme seiner Schwere

in nichts gleicht. Es ähnelt im Geruch dem Oele der Gewürznelken und enthält Benzoë. Es ist viel billiger und wird in Europa wahrscheinlich als Gewürznelkenöl verkauft. Die Destilliranstalt ist von dem Zimmtmagazine entfernt.

Die ganze Plantage scheint sich in einem Zustande von Reform zu befinden; in einem Theile sind Cocospalmen, Muskatnuß- und Gewürznelkenbäume dazwischen gepflanzt. Die Gewürznelken sind erst kürzlich angepflanzt worden. Vom Muskatnußbaume (Myristica moschata) sahen wir ausgewachsene Exemplare. Es ist ein schöner, hoher Baum, mit ausgebreiteten Aesten, aber wenig dichter Laubkrone. An einem hingen noch Blüthen in kleinen Bündeln, wie Maiglöckchen; die Frucht hat das Aussehen eines Pfirsichs. Wenn die äußere Fruchthülle entfernt ist, kommt man zur Macis (Muskatblüthe), welche frisch roth und morphologisch die Erweiterung des Samenstranges ist. Erst getrocknet wird sie gelb. Sie umgibt wie ein Gitter die Nuß. Macis und Nuß verlangen große Sorgfalt beim Trocknen. Dieser Theil der Pflanzung ist weniger einförmig und steif, und in seinem Ertrage vielseitiger. Ich glaube, daß der Anbau der Cocos viel vortheilhafter wäre als die fortgesetzte Zimmtcultur, da die Concurrenz in Zimmt immer größer wird, ohne daß der Verbrauch desselben wächst, da für die Schokoladenfabrication, die Zuckerbäckereien und dergleichen die billigere Cassiarinde ein vollständiges Surrogat ist, wogegen sich die Ausfuhr von Cocosöl bei der steigenden Consumtion von Fett in allen Industriezweigen fortwährend steigern wird.

Auffallend ist es mir, daß zwei Producte gegenwärtig fast ganz aufgehört haben, Gegenstand des Exportes zu sein, der Pfeffer und Indigo. [37])

Wir hatten mit Vergnügen die Pflanzung besichtigt. Ein

alter Kaffer ist der Aufseher und machte mit viel Emphase den Cicerone. Die Wolken hatten sich zerstreut und wir fuhren bei klarem Himmel zurück, um andere Etablissements Mr. Steward's zu besuchen. Ein frischer Seewind wehte über das glänzende Grün des Zimmtlorbeerhains, hinter dem die Fruchtgärten der Eingeborenen sich ausdehnen, und am Ende der grünen Ebene glänzte in scharfen blauen Contouren der Adamspik herüber, den wir zum ersten Male in solcher Klarheit erblickten.

Siebzehntes Capitel.

Die südlichen Wälder zwischen Galle und Ratnapura. — Flüsse und ihre Uebergänge. — Eine Missionsanstalt. — Besteigung des Haycocks. — Teufelstanz. — Landblutegel.

Die letzten bedeutenden Regen, die den Nordostmonsum eingeleitet hatten, waren vorüber und man versicherte uns, daß wir von nun an das herrlichste Wetter an der Westküste haben würden. Wir verließen daher am 30. November Galle, um in einer möglichst graden Linie über den Haycock Ratnapura zu erreichen und dann den Samanala oder den Adamspik zu besteigen. Dieses Terrain ist so durchschnitten und das Fortkommen so erschwert, daß man uns die Reise auf dieser Route als unmöglich geschildert hatte; wir zweifelten jedoch keinen Augenblick, auf den Fußpfaden, auf denen die Eingeborenen verkehren, zu Fuß — eine bei den residirenden Engländern ungewohnte Art zu reisen — eben so gut fortzukommen. Wir nahmen daher bloß die hinreichende Zahl von Kulies an, die das nothwendigste Gepäck tragen sollten. Die Reiseroute war von uns in folgender Weise ausgesteckt worden: Erster Tag, nach Baddagamme, 14 Meilen; zweiter Tag, nach Maplegamme; dritter Tag, für Excursionen; vierter Tag, nach Hinnidun, 10 Meilen; fünfter

Tag, Besteigung des Berges von Hinnidun, der wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Heuschober von den Engländern Haycock genannt wird; sechster Tag, nach Helesse, 16 Meilen; siebenter Tag, nach Pittigalle-Candy, 14 Meilen; achter Tag, nach Kalawani, 6 Meilen; neunter Tag, Karawetti, 11 Meilen; zehnter Tag, Ratnapura, 10 Meilen.

Der Anfang unserer Reise ging durch den Cocoswald, der alle seine Reize entfaltete, die wir genießen konnten, da im Anfang der Weg gut war; bald aber hatten wir den dicht bevölkerten Küstengürtel hinter uns und die Hindernisse des Weges begannen. Diese sind für den halbnackten Eingeborenen viel geringer als für uns. Die erste Probe unserer Geduld waren die vielen Flüsse und Bäche, die nach den Regen sehr wasserreich waren. Allerdings findet man über die schmälern eine Art Brücke aus neben einander gelegten Bambusstäben und oft sogar den Luxus eines quer übergespannten Seiles aus Schlingpflanzen, welches die Stelle eines Geländers vertritt. Häufiger ist aber bloß ein Palmenstamm über die Flüsse und Bäche geworfen. Wo die Breite der Flußbetten die Baumlänge übertrifft, hört jede Ueberbrückung auf. Der Singhalese hilft sich leicht, denn er hebt nur seinen Comboi in die Höhe, wenn es seicht ist, oder nimmt ihn herab und wickelt ihn in ein kleines Bündel, das er während des Durchwatens in die Höhe hält. Wir bedauerten zum ersten Mal unsere Tracht als Gens braccata im Gegensatz zu der einheimischen Gens togata, welche in ihren Weiberkitteln über die Terrainhindernisse triumphirte. Anfänglich zogen wir Schuhe und Beinkleider aus und wateten in derselben Art durch. Aber des fortwährenden Aus- und Ankleidens waren wir bald überdrüssig, da wir in einer der ersten Nachmittagsstunden fünf- bis sechsmal unsere Toilette machen mußten. Wir

griffen also zum zweiten Auskunftsmittel: Wir suchten die drei größten Kulies aus und passirten, auf ihren Rücken sitzend, die stehenden und fließenden Wasser. Es ist wahrlich nicht viel Vergnügen darin, in zu nahen Contact mit ihrer Haut zu kommen, die von Schweiß und Hauttalg ganz schlüpfrig ist, und gewährte nur sehr wenige Garantien. Als wir an einer tiefern Stelle trotz unseres menschlichen Fuhrwerks bis an die Knie naß wurden, gaben wir unsere Christophe auf und vereinfachten die Methode des Flußüberganges, indem wir im vollen Anzuge oft bis an die Brust durchwateten und höchstens die Vorsicht gebrauchten, die Notizbücher aus der Brusttasche zu ziehen. Diese Art des Reisens ist nur im Anfang unangenehm, wo man sich mit der Empfindung eines nassen Pudels schüttelt und die eng anliegenden Kleider unbequem findet. Später betrachteten wir diese Halbbäder immer als leichte Erfrischung, da die Temperatur der Flüsse wenigstens im Tieflande nur wenig von der der Luft verschieden ist, und als ein Reinigungsmittel, wenn wir kurz zuvor einen morastigen Grund passirt hatten. Um den Wiederaustritt des Wassers aus den Schuhen leichter zu bewerkstelligen, schnitt ich am Rücken derselben zwei kleine Löcher ein.

Ich bemerkte, daß unsere Kulies die tiefen nassen Wege sogar mit einer sichtbaren Vorliebe aufsuchten. Für mich war es nicht angenehm, da ich während des ganzen Marsches nie mehr trockne Füße hatte. Dies ist wohl die einzige Unbequemlichkeit und da das Wasser fast nirgends eine Temperatur unter 20° R. hat, ist bei der fortwährenden Bewegung an eine Erkältung nicht leicht zu denken. Die Menge Wasser im Flachlande überraschte uns, da die Regen jetzt nur gelegentlich fallen. In vielen Theilen des Tieflandes ragen nur die Hügel wie Inseln

aus der mit Wasser bedeckten Ebene hervor. Große Sumpfpflanzen, unter denen der Hydrosaurus und im Wasser lebende Schlangen aufgestört hervorschießen, zogen unsere Aufmerksamkeit oft grade an den unbequemsten Stellen an. Unser erstes Nachtquartier in Baddagamme erreichten wir früh und schlugen im dortigen Resthause unser Lager auf.

Wir besuchten den Missionär Mr. P. Der Verkündiger des Evangeliums war ein junger Mann, der auf einem Hügel über dem Dorfe in einem schönen, geräumigen und elegant möblirten Hause wohnt, eine hübsche Frau, Wagen und Reitpferde besitzt. Er hat zwar keine zahlreiche Gemeinde, ungefähr 40 Erwachsene im ganzen Bezirk, aber mit seinem Amt als Seelenhirt vereinigt er das eines Lehrers. Die Mission unterhält eine Schule und ein Erziehungsinstitut für 12 Knaben, die in den Elementargegenständen unterrichtet werden; die Hauptaufgabe bleibt ihre Bekehrung zum Christenthum, zu dessen Verbreitung die Jünglinge indirect oder direct beitragen sollen. Erwachsene lassen sich selten taufen, und wenn es geschieht, so kehren sie doch meist auf die Bitten, Vorstellungen oder Drohungen ihrer Freunde in Kurzem zum Buddhismus zurück. Bekehrungen in hohen Kasten kommen nie vor. Beweisen sie auch keine Eile, Christen zu werden, so sind sie doch klug genug, die Vortheile der europäischen Erziehung für ihre Kinder einzusehen. Aber auch die zur Schule geschickten Kinder leiden an denselben Rückfällen, da sie in beständiger Berührung mit ihren Familien bleiben und die buddhistischen Priester Schlauheit genug besitzen, um die Zahl ihrer Gläubigen voll zu erhalten. Die einzige Hoffnung bleiben daher die 12 Seminaristen. Ich besah ihre Wohnungen im Schulhause. Jeder Knabe hat ein kleines Kämmerchen ohne Fenster, mit einer Bettstelle, die nur mit einer Matte bedeckt ist.

Die Schüler kleiden sich in die Landestracht: ein weißes Tuch um die Lenden und eine weiße Baumwolljacke. Ihre Beköstigung ist der landesübliche Reis und Curri. Sie zahlen nach dem Maß der Mittel ihrer Angehörigen 2 bis 4 Schillinge monatlich. Das Fehlende wird von Seiten der Missionsgesellschaft zugezahlt. Die Gesammtauslage für das Seminar sind 42 Pfd. Strl. jährlich. Die Abiturienten, auf die man größere Hoffnungen baut, beziehen ein höheres Seminar bei Colombo, dessen Zöglinge der Mehrzahl nach als Priester ordinirt werden. Die Zahl der Externisten beläuft sich auf 40 Knaben und eben so viele Mädchen. Der Missionär wird durch einen eingeborenen Priester, der singhalesisch predigt, und einen eingeborenen Schulmeister unterstützt, so daß jener eigentlich nur der Director der ganzen Anstalt ist. Mr. P. veranstaltete uns zu Ehren eine Prüfung der obern Classe, zu der fünf von den internirten Knaben gehören. Den Anfang machte englisches Lesen aus Lesebüchern, welche für die Dorfschulen in England gewiß recht brauchbar sind, da sie sich auf Gegenstände des englischen Lebens und Producte der Heimath beziehen, aber für junge Singhalesen nicht passen. Was weiß ein armer Junge von Stachelbeeren und Kirschen und was interessirt ihn die Bereitung des Weins oder des Mostes aus Aepfeln und Johannisbeeren? Wie soll er die Freude der Christmas oder die einer Schlittenfahrt begreifen, da er nie Schnee gesehen hat, wenn er sich auch noch so oft nach den Berggipfeln seines Heimathlandes umgesehen hat? Wir wissen, wie argwöhnisch der englische Klerus die Fortschritte der Geologie und der historischen Forschungen in der Geschichte jener Völker überwacht, die in ihren Zeitrechnungen weit über die christliche Aera hinaufsteigen. Hier hatten wir aber das Vergnügen, die Zöglinge die Bewegung und die Kugelgestalt der

Erde mit allen Beweisen demonstriren zu hören, selbst mit solchen, die weit über die Fassungskraft ihres Alters hinausreichen und Galiläi in die Kerker der Inquisition brachten, bloß aus dem einen Grunde, weil die buddhistische Kosmogenie die Scheibengestalt der Erde lehrt. Man geht hier von dem ganz richtigen Grundsatz aus, daß die jungen Buddhisten die Zweifel an der Echtheit ihrer Offenbarung weiter ausdehnen werden, sobald sie nur erst von der Unhaltbarkeit eines Pfeilers ihrer Dogmatik auf mathematischem Wege überwiesen sind.

Die Gegend von Galle bis Maplegamme ist sehr üppig und Reisfelder wechseln mit Fruchtgärten. Wir erfrischten uns überall mit Cocosnüssen und Orangen, von denen mehrere Species hier cultivirt werden und ganze Haine bilden. An den Flüssen stehen Bambus mit goldgelben Stämmen, Pandanus und Calophyllum mit großen musaartigen, quergerippten Blättern. Nasse Wiesen mit Cyperaceen (Scleria), Butomaceen, Droseren und Orchideen, Exacum und der unsern Muscari ähnlichen Burmannia. An trocknern Stellen Curcuma und eine blaue Scrophularinee (Torenia). Hier gibt es eine Menge Heuschrecken und Sandkäfer (Cicindela), darunter einer von ameisenartigem Aussehen. Auf den Hügeln sind Nepenthes, Gleichenia und eine stachlige Phönix. Neben Helix und Limax fand ich hier Repräsentanten des tropischen Schneckengeschlechts Vaginulus.

In Maplegamme beherbergte uns der Headman oder eingeborene Häuptling, eine Art Dorfrichter, in seinem rein gehaltenen Hause, das außer dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk mit umlaufender Galerie trug. Wir erlangten hier einige Schnepfen, die wir aus einer Art Pietät für die ferne Heimath verzehrten und nur die Köpfe zur Identificirung der Species aufbewahrten.

Am 4. bestiegen wir den Hinidunberg, welcher nicht hoch ist, sich aber sehr stattlich ausnimmt, da er unmittelbar aus der Ebene aufsteigt und steile Böschungen hat. Seine Gestalt ist kugel- oder kopfförmig, größtentheils mit schönem Wald bedeckt, eben weil er schwer zugänglich ist. Hochwald war auf unserer Route selten, da fortwährend Wald niedergebrannt wird, um Korakan oder Bergreis zu bauen. Mr. Talbot, der uns stets viel Aufmerksamkeiten bewies, hatte auch für diese Excursion uns allen Vorschub geleistet und auf officiellem Wege die ihm unterstehenden Mudliars in Kenntniß setzen lassen. Der Headman erzählte uns, daß er Befehl erhalten hatte, uns mit Führern und Kulies zu versorgen und den Weg nach dem Gipfel möglichst zu lichten. Wir konnten daher die schwierigen Stellen passiren und steile Abhänge auf improvisirten Leitern ersteigen. Der Berg ist trocken und wasserarm. Auf dem Gipfel fanden wir eine Laubhütte aufgeschlagen. Der Barometer zeigte 313 Pariser Linien. Die Luft hatte um $11^1/_2$ Uhr eine Temperatur von 21,9° R. Obwohl die Höhe 2000 Fuß nicht viel übertrifft, ist die Aussicht doch groß und schön, eins der lieblichsten Rundgemälde. Im Nordost der Adamspik, östlich von ihm der Karawetti-Candy (Candy heißt Berg) und der Tibottuen-Kotte, westlich davon ein Tafelberg, der Habru-Candy-Sawe. Im Osten des Haycock liegt der Udua-Candy, im Südwest Galle und das Meer; dazwischen liegt ein grüner Teppich, in dem man die Orte nur nach langem Suchen findet, durchzogen von silbernen Flüssen.

Die schönsten Bäume des Hochwaldes sind Kalumander (Kalu heißt schwarz und mindiri gefasert), es ist eine Art Ebenholz (Dyospyros hirsutus?); außerdem große Sterculien, deren abgefallene Früchte wie große Seeigel den Boden bedecken,

eine hohe Bassia und zwei Palmen (Phoenix und Areca sp. ?). In 1600 Fuß Höhe fanden wir zu unserm Erstaunen einen Baumfarren (Cyathea sinuosa).

Am 5. gingen wir nach Haborene, dessen Mudliar, der eingeborene Beamte des Districts, uns entgegenkam und an der Fähre wartete; er war ein hübscher dunkelbrauner Mann von 27 Jahren, der aber wie ein Europäer mit Vierzig aussah, er trug einen dunkelblauen Tuchrock mit vergoldeten Messingknöpfen, eine weiße Weste und untadelhafte weiße Halsbinde mit großem steifen Halskragen. Der elegante englische Backenbart fehlte nicht. Statt der Hosen trug er seinen weißen Comboi (Weiberrock) mit blauen Blumen von der Form unserer Vergißmeinnicht, aber von der Größe einer Päonie. Lackirte Stiefel trug er nicht, denn er war barfuß. Ein armdicker Zopf, um den ihn jede europäische Dame beneiden würde, war im Nacken in Form eines Vogelnestes aufgebunden und durch einen großen, mit goldenen Arabesken eingelegten Schildpattkamm befestigt. So wie sein unterster Theil, so war auch sein Kopf vom europäischen Zwang noch nicht unterjocht worden, aber ein Diener stand hinter ihm und hielt einen großen ausgespannten Sonnenschirm über seinen Kopf. Er lud uns ein, bei ihm ein Frühstück einzunehmen und stellte uns seine Frau vor, ein Vergnügen, das uns zum ersten Mal bei der einheimischen Aristokratie widerfuhr. Die Dame hatte sich uns zu Ehren in hohen Staat geworfen und ein nach einer der vorletzten Pariser Moden gefertigtes Musselinkleid, mit Spitzen und Silberflittern bedeckt, angelegt, in dem sie ganz niedlich aussah. Ich bin aber überzeugt, daß sie im Sarong und der kurzen Jacke auch nichts verloren hätte, denn sie war wirklich eine der schönsten Gestalten, die wir in Ceylon gesehen hatten. Unserer Bitte, daß sie an unserm Früh-

stück theilnehmen möchte, willfahrte sie und unsere Einladung machte ihrem Gemahl das größte Vergnügen. Sie benahm sich höchst ungezwungen und doch mit viel Grazie. Ich erwähne diese Kleinigkeiten, um zu zeigen, wie sich auch die Orientalen allmälig von ihren Haremsvorurtheilen emancipiren und ihre Weiber als ebenbürtig betrachten. Es fehlt ihnen dazu nichts als häufigerer Verkehr mit den Europäern. Obwohl das englische Gesetz die Gleichstellung der Racen ausspricht, so wird in der Praxis des geselligen Verkehrs der gebildete Hindu nur zu bald inne, daß der Europäer ihn nur aus Gnade oder Nothwendigkeit, nicht aber aus Ueberzeugung und Humanität als seines Gleichen betrachtet. Eine halbe Stunde nach unserm Frühstück, um 11½ Uhr, brachen wir auf und wateten auf sehr beschwerlichen, oft völlig grundlosen Wegen über Berg und Thal. Die Thäler sind sehr naß und es zieht sich längs der Flußufer oft bis an die Berggehänge versumpfter Boden hin. An den unwegsamsten Stellen sind Baumzweige oder Bambuszweige oder Bambusstöcke gelegt.

Auf einem dieser Knüttelwege glitt ich aus und versank bis an die Brust in den Morast. Glücklicher Weise hatte ich bei meinem Falle mich mit dem rechten Arm an die Bambusstangen angestemmt, was mich vor tieferm Einsinken bewahrte. Unsere Kulies zogen mich nicht ohne Mühe heraus und ich war genöthigt, bei dem nächsten Flußübergang eine möglichst tiefe Stelle aufzusuchen, um den Schlamm von mir abzuspülen. Auf dem weitern Wege sah ich im Dickicht einen Pangolin auf den Aesten kriechen, das einzige Exemplar, dem ich auf allen Wanderungen begegnete. Er gehört zu der Ordnung der zahnlosen Säugethiere und ist dicht beschuppt. Ich rief meinen Diener, der einige Stricke bei sich führte, um eine Schlinge zu machen

und das Thier darin zu fangen. Kaum wurde er des Thieres ansichtig, das ruhig durch das Gestrüpp kroch, als er mit dem Schreckensruf „der Negomboteufel" seinen Comboi hoch aufschürzte und in größter Eile die Flucht ergriff. Der panische Schreck theilte sich allen unsern Kulies mit, die ihre Schritte möglichst beschleunigten, um dem gefährlichen Wesen zu entkommen; denn die Eingeborenen halten, wie ich später erfuhr, den harmlosen Manis für die Incarnation eines bösen Geistes.

Wir erreichten kurz vor Sonnenuntergang Helesse. Die Wälder bis dahin sind reich an Dillenien, Barringtonien und Calophyllum. In den Flüssen fand ich Muscheln (Unio) und Schnecken (Neritina, Lymnaeus und Paludina) sehr zahlreich. Die Gegend nördlich von Helesse gleicht der den Tag zuvor durchzogenen. Die Wege sind aber sehr beschwerlich. Die ganze Gegend ist Hügelland und die Thäler oft voll Morast und Sumpf. Außer Sumpfgräsern, besonders Cyperus, sind Pfeilkraut (Sagittaria), ein Aronsstab (Lasia?) und die Hydralea ceylanica häufige Pflanzen. Obwohl die Hügel nicht hoch sind, gewöhnlich nur zwischen 500 und 1500 Fuß, so ermüden sie wegen der steilen Böschungen. Ihre Hauptrichtung ist eine nördliche und südliche. Die Wege, die auf die Höhen führen, sind sehr steil, oft im Bette der Bäche, gewöhnlich ist es mehr ein Klimmen als ein Gehen, denn die Fußpfade sind vom Regen schlüpfrig. Hat man die Höhe erreicht, so ist man in der Hoffnung, auf dem Kamme oder sanften Abhängen weiter zu gehen, bitter getäuscht, denn es geht auf der andern Seite eben so steil wieder hinab. Das Thal besteht überall aus einem morastigen Grunde, in dessen Mitte ein Bach oder ein Fluß durchzieht und auf dessen entgegengesetzter Seite wieder Bergabhänge zu erklimmen sind. Die Passage durchs Thal ist weitaus die ärgste.

Ein Glück, daß die Gewässer auch hier nur wenig kühler sind als die Luft. Das sandige Bett ist sogar bequemer und fester als der tiefe morastige Thalgrund, der stellenweise mit trübem Wasser überfluthet ist, durch welches man den weichen schlammigen Grund, in dem man bis an die Knie einsinkt und aus welchem man sich nur mit Mühe herausarbeitet, nicht sieht. Alle Berge der ganzen Gegend von Helesse sind bis zu ihrem Fuße bewaldet. Nur wenige Spuren menschlichen Wirkens sind sichtbar, hier und da ein Dach als Zufluchtsort oder eine verfallene, längst verlassene Hütte oder eine niedergebrannte Waldstelle, die mit Bergreis oder Korakan bestellt war, in deren Mitte auf einem Baum ein morsches Wächterhäuschen wie ein Taubenschlag hängt. Selbst wenn schon lange Hütte und Wächterbaum verschwunden sind, trägt die Natur noch die Spuren des Waldfrevels, das ihr vom Menschen aufgedrückte Brandmal. Die Vegetation solcher Stellen ist auf den ersten Blick kenntlich, es ist die Chena aus Gynoon, Eurya, Eläocarpus, Croton, ein lichtgrünes und graugrünes Strauchwerk, das schon aus der Ferne vom dunkelgrünen Hochwald absticht.

Die Wälder wimmeln von Wild und der Wanderer trifft überall auf Elephantenspuren. Diese imponirten unsern Kulies so, daß sie sehr früh Halt machen wollten. Einer von ihnen, den wir vorausgeschickt hatten, um Quartier zu machen, hatte es nicht gewagt, allein durch die Wälder zu gehen; wir trafen ihn an einem der ersten Rastplätze. Bei unserer Ankunft in Helesse fanden wir die Einwohner in großer Bewegung und Alle kamen, um uns zu sehen, da es selten ist, daß einmal ein Europäer hierherkommt. Wir kamen sehr zur Unzeit, da in dem für uns bestimmten Hause eine religiöse Feierlichkeit stattfinden sollte. Diese nächtlichen Feste, die in Trommelschlagen,

Singen und Tanzen bestehen, haben eine religiöse Bedeutung und finden in vielen Landestheilen beim Eintritt der verschiedenen Mondesphasen, also nach je 7 Tagen, Statt. Eine Procession begibt sich unter dem Schall kleiner gellenden Pfeifen und der Handtrommel oder kleiner Kesselpauken in den Tempel oder in das für die Ceremonie bestimmte Haus. Aehnliches findet bei manchen Krankheiten Statt, da die einheimische Arzneimittellehre größtentheils nur aus Anleitungen zum Wurzel- und Kräutergraben, den dabei zu sprechenden Formeln und Gebeten, der Angabe der günstigen Constellation, in Incantationen an den Mond und die Gestirne besteht und auf's Haar der mystischen Quacksalberei unseres schönen romantischen Mittelalters gleicht, deren letzte Spuren selbst jetzt noch im Aberglauben unseres eigenen Volkes, trotz des beständigen Prahlens mit unserer Bildung und Aufklärung, nicht verschwunden sind. Kann der einheimische Arzt die Krankheit nicht heilen, so erklärt er, statt den Patienten in ein Bad oder auf Reisen zu schicken, wie wir es thun, um ihn los zu werden, den Kranken für verhext oder von einem Dämon besessen. Diese Dämonologie des singhalesischen Volksglaubens muß in den Zeiten vor der Einführung des Buddhismus ihre Wurzel haben, da dieser als eine Alleinslehre keine Naturerscheinungen mit individueller Persönlichkeit kennt. Die Verwandten und Freunde des Kranken versammeln sich um diesen und führen Tänze und Musik auf. Die Engländer bezeichnen es mit dem Namen Teufelstanz (Devil-dance) und die Theilnehmer Teufelstänzer. Letztere sind oft maskirt. Eine Maske, welche man mir an einem andern Orte gezeigt hatte, trug zwei Köpfe der heiligen Naga (Brillenschlange). Der englische Klerus machte es hier grade so, wie der erste christliche es mit den Gottheiten der Römer und Griechen machte, die er weder für Fictionen,

noch für Personificationen von Naturkräften, sondern für wirkliche Persönlichkeiten hielt, welche das Menschengeschlecht verderben wollten. Es muß in Helesse ein schwerer Fall gewesen sein, denn das Trommeln dauerte die ganze Nacht. Die Weisen dieser heiligen Tarantella erinnern sehr an die der Araber. Da ich mich erinnerte, daß wir am Vorabend des heiligen Nikolausfestes waren, so drängten sich während der monotonen Schläge der Tam-Tam und dem Tanzen der maskirten Singhalesen allerhand Vergleiche mit dem Spuk auf, mit dem wir in einigen der gebildetsten Länder der Erde jährlich noch unsere Kinder erschrecken. Ich schlief trotzdem gut und der Klang der Kesselpauken gab höchstens meinen Träumen eine andere Form.

Unsere Verproviantirung hatte uns einige Sorge gemacht, denn die buddhistische Bevölkerung genießt, wie schon erwähnt, kein Fleisch und in diesen von Europäern wenig betretenen Theilen halten die buddhistischen Priester die kirchlichen Speisegesetze mit aller Rigorosität aufrecht, so daß eine Art Abneigung gegen Fleischgenuß von Jugend an eintritt und die Priester es dann nicht nöthig haben, indulgent zu sein und Dispensationen zu ertheilen. Für die armen Fremdlinge, bei denen die Abwesenheit der Fleischtöpfe immer eine Art Heimweh erzeugt, ist die ewige Fastenzeit der Singhalesen sehr unbequem. Wir hatten schon in Haborene den Mudliar ersucht, sein amtliches Ansehen geltend zu machen, um uns mit einigen Hühnern zu versorgen. Er theilte uns mit, daß die Leute hier keine Hühner, sondern ausnahmsweise nur Hähne halten, als eine Art Ersatzmittel für eine Uhr oder als musikalische Nachtwächter, um ihres Krähens willen, und daß in seinem ganzen Bezirke nur fünf existirten. Wir fanden jedoch zu unserm Vergnügen, daß die officielle Statistik, wie so häufig auch in civilisirten Ländern, etwas

uncorrect war, und unsere Diener brachten nach und nach gegen ein Dutzend zusammen. Von Helesse an trafen wir auf unserm Wege keine Wohnungen mehr und schlugen uns auf engen Pfaden durch die ununterbrochenen Wälder. Das Ziel unseres Marsches am 6., während dessen die Terrainschwierigkeiten dieselben blieben, war Pittigalle-Candy, 14 Meilen von Helesse. Wir nahmen unser Frühstück in einem offenen Restplatze, wo wir eine ungeheure Menge Schaben trafen. Wir hatten unsere Hüte abgelegt und fanden sie nach wenig Minuten mit Hunderten in allen Lebensaltern bedeckt, die sie zu benagen begannen. Hingeworfene Abfälle unserer Mahlzeit verschwanden in wenigen Augenblicken. Eine andere Plage fanden wir in kleinen Mücken, die sehr empfindlich stachen.

Beide Plagen sind jedoch nichts gegen die viel größere, die den Wanderer überall verfolgt; denn in den Wäldern und Wiesen wimmelt es von kleinen Landblutegeln, es ist die Hirudo ceylanica älterer Berichterstatter. Sie leben im Grase, unter abgefallenen Blättern und Steinen, hier auch auf Bäumen und Sträuchern. Sie sind äußerst schnell in ihren Bewegungen und müssen ihre Beute schon aus einiger Entfernung wittern. Sobald sie einen Menschen oder ein Thier wahrnehmen, kommen sie aus der ganzen Nachbarschaft und stürzen sich auf ihre Beute. Das Aussaugen des Blutes bemerkt man oft kaum. Nach einigen Stunden sind sie voll gesogen und fallen dann von selbst ab. Die Eingeborenen, welche uns begleiteten, bestrichen solche Stellen oft mit Aetzkalk, den sie in ihrer Betelbüchse mit sich führen, oder mit dem durch Betel und Kalk scharf gewordenen Speichel. Ich fand es natürlich, daß eine heftige Entzündung darauf eintritt und erklärte mir leicht die tiefen Geschwüre, welche viele von den Eingeborenen an ihren Füßen

haben. Viele betrachten den Saft einer Citrone (Citrus tuberoides) als ein Specificum. Alle diese Dinge sind recht gut, um durch Betupfen die Blutegel zum Abfallen zu bringen, müssen aber in der Bißwunde Reizung hervorbringen. Besonders unangenehm ist es, daß die Blutegel solche Stellen am liebsten aufsuchen, wo ihre Vorgänger schon eine gute Weide gefunden haben, da die entzündete, mit Blut unterlaufene und wärmere Haut sie lockt. In diesem Theile des Landes leidet man mehr von Blutegeln als von Schlangen, Elephanten und Raubthieren. Um sich gegen die Angriffe dieses kleinen, aber fürchterlichen Feindes zu sichern, ist es unabweislich, besonders die Füße zu schützen. Dieses geschieht durch lederne oder dicke wollene Strümpfe, welche man über die Beinkleider anzieht und unter dem Knie festbindet. Wir fanden die letztern ausreichend und bequemer, führten jedoch immer ein Reservepaar mit, da sie sehr leicht im Dickicht zerreißen oder beim Gehen durchgerieben werden. Ich fand sie am Bunde oft zu Dutzenden sitzen, bemüht, durchzudringen. Während des Marsches litten wir viel weniger, am wenigsten leidet der Erste in der Reihe. Die Fußpfade sind so schmal, daß nur Mann hinter Mann gehen kann. Haben die Blutegel einmal die Witterung, so fallen sie die Nächstfolgenden um so begieriger an. Selbst bei aller Vorsicht hatten wir sie bald im Nacken, in den Haaren oder am Arme, da sie nicht nur im Grase und unter dem abgefallenen Laub, sondern auch auf den Bäumen leben, von denen sie sich auf die vorübergehenden Menschen oder Thiere herabfallen lassen.

Abends trat ein heftiger Regen ein und die Flüsse begannen rasch zu schwellen; wir wünschten einen baldigen Nachlaß, denn ein fortdauernder Regen würde uns in dieser Lage durch die tosenden Bergwasser, über welche nirgends Brücken führen, einige

Tage eingeschlossen haben, eine Aussicht, die bei dem niedern Stande unserer Provisionen, die nur in einigen Hühnern und einigen Pfunden Reis bestanden, wenig tröstlich war.

Am 7. wurde der Regen Morgens schon schwächer und wir konnten um Mittag aufbrechen. Abends erreichten wir Kaliwany, das nur 6 Meilen entfernt ist, zu deren Zurücklegung wir jedoch 6 Stunden brauchten, da auf den schlechten Wegen unser Fortkommen sehr langsam war. Der Wald ist hoch und schön.

Wir erreichten den folgenden Tag Karawetti, das zwischen hohen Bergen liegt und der nächste bewohnte Ort ist. Einige Meilen früher passirten wir einige Chenas mit Eurya und Eläocarpus und von den Höhen sahen wir den Adamspik. Die Häuser der Einwohner bestehen aus Reisigwänden, die mit Lehm verstrichen sind.

Am 9. langten wir in Ratnapura an. Der erste Theil des Weges ist noch hügelig, der zweite mehr eben. Wir kamen nach ungefähr 15 Meilen auf eine sehr gut erhaltene Straße. Flecken von Culturland wechseln mit hohen Wäldern und schönen Wiesen. Auf letztern wächst eine Cassia (Cassia alata), die über den ganzen Westen verbreitet ist, hier aber eine große Zahl Gebüsche bildet, ferner Eranthemum striatum und die falsche Sassaparille (Asclepias curassavica). Der Rasen besteht aus Gräsern, krautartigen Mimosen und Compositen.

Achtzehntes Capitel.

Ratnapura, die Stadt der Edelsteine. — Gemmen und andere Mineralien. — Eine singhalesische Eisenhütte. — Arbeitselephanten.

Ein stolzer Name, der Etymologie nach die Stadt der Edelsteine, in der That eine orientalische Hyperbel. In einem freundlichen saftgrünen Thale, das vom Kalu-Ganga seine reiche Bewässerung erhält, liegen nicht fern von dem Punkte, wo der Fluß schiffbar wird, zwischen Hainen von Cocos- und Arecapalmen, Brotfrucht, Orangen und Bananen, Gruppen von Häusern und Hütten zerstreut und versteckt. Den Mittelpunkt dieser Ansiedelungen bilden wenige kleine, ebenerdige Häuser, die, in einer Doppelreihe an einander gebaut, eine Gasse bilden; es ist der Bazar. Auf einem Hügel liegt ein Fort, das von der benachbarten Höhe dominirt wird und als Militärstation schon vor längerer Zeit aufgegeben worden ist. Gegenwärtig ist der Gerichtshof darin. Einige hundert Schritt davon ist ein geräumiges schönes Haus, welches von dem Vorsteher des Bezirks bewohnt ist. Mr. M., der uns in sein Haus einlud und uns viel Hospitalität erwies, ist einer der gediegensten Männer der Civilverwaltung. Das, was Ratnapura heißt, hat eine beiläufige Bevölkerung von

2000 bis 3000 Einwohnern, meist Singhalesen, dreißig bis vierzig Burgers, wenige Moormen, welche Handelsleute und Juweliere sind.

Das Thal von Ratnapura ist sehr malerisch, neben Reis wird hier und da Sorghum und Mais gepflanzt. Einige Kaffeepflanzungen sind im Ertrag, andere im Entstehen. Ein üppiger Baumschlag bekleidet die Höhen, über deren nördlichen Reihen der Adamspik an heitern Morgen und Abenden sichtbar ist. Wenn die Luft besonders klar ist, zeichnet sich selbst der kleine Tempel auf seinem Gipfel wie ein winziges Prisma mit einer aufgesetzten kleinen Pyramide scharf am Himmel.

Das Thal ist sehr fruchtbar, bei seiner niedern Lage jedoch häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, die in wenigen Minuten verheerend werden können, da manchmal ungeheure Wassermassen von den steilen Abhängen der benachbarten Berge herabstürzen.

Ratnapura ist berühmt durch seinen Reichthum an Edelsteinen, die hier theils als vollkommen scharfkantige Krystalle, theils als Geschiebe vorkommen. Früher war das Graben der Edelsteine ein Regierungsmonopol, nun ist es freigegeben. Die Edelsteine kommen im Gerölle der Bäche und Flüsse und in den morastigen Niederungen vor; durch Waschen in flachen Körben wird das Gerölle vom Schlamm befreit. Die Mineralien, die hier gefunden werden, gehören meist dem Quarz- und Korundgeschlechte an. Von dem erstern sahen wir in der Localsammlung des Mr. M. Bergkrystalle, Rauchtopase, Rosenquarz, Amethyste. Die durchsichtigen Bergkrystalle enthalten mitunter Stücke von Antimon eingeschlossen. Unter den Korunden ist der rhomboëdrische am häufigsten und unter diesen wieder die blauen Varietäten. Diese Saphire sind jedoch nicht immer rein blau,

sondern oft blau und weiß oder roth und blau gestreift. Die letztern werden gebrannt. Die Juweliere kleben sie in ein Stück Thon ein, wobei sie dem aus den Hügeln der Termiten den Vorzug geben, und brennen sie durch eine halbe Stunde in kleinen Tiegeln, wodurch das Blau verschwindet. Schöne rothe Rubine sind seltener, ein durchsichtiger, mehr als taubeneigroßer (2 Zoll Durchmesser) Saphir war vor einiger Zeit am Platze um 300 Pfd. Strl. verkauft worden. Der Werth der im Jahre 1851 ausgeführten Edelsteine belief sich auf 1205 Pfd. Strl. Der Demantspath ist gleichfalls sehr häufig; er wird zum Schleifen der Edelsteine verwendet. Es soll aber auch viel davon vom Festlande Indiens herkommen. Gelbe und grüne Korunde werden als orientalische Topase und Smaragde verkauft. Der dodekaëdrische Korund ist in rothen durchsichtigen Varietäten (Spinell und Ballasrubin) und in undurchsichtigen häufig. Von den letztern sind die gewöhnlichsten große violette Octaëder, schwarze Varietäten in Combination des Octaëders mit dem Dodekaëder sind seltener; jene sind die eigentlichen Ceylanite oder Pleonaste. Zirkon kommt in dunkeln Varietäten und häufig krystallisirt vor in der Combination der vierseitigen Pyramide mit der vierseitigen rechtwinkligen Säule.

Die Turmalingruppe ist häufig und unter ihren Varietäten ist wie überall auch hier der schwarze Schörl der gewöhnlichste; neben ihm die grüne und rothe Varietät, oft in schönen rhomboëdrischen Combinationen. Aus der Gruppe der Flußhaloide sahen wir einen weißen, vollkommen durchsichtigen Würfel in Combination mit dem Tetraëder. Von Feldspath findet sich hier eine blaue Varietät (vielleicht Lasulit?). Der Glimmer ist grün, blau und braun, letzterer in schönen sechsseitigen Säulen.

Auch eisenhaltige Erze sind vorhanden: Es sind rothe und

braune Eisensteine. Es wird jedoch kein Bergbau darauf getrieben, sondern die Erze werden nach Bedarf von der Oberfläche gesammelt und von Zeit zu Zeit auf sehr einfache Weise ausgebracht.

Vierzehn bis sechzehn Meilen südlich von Ratnapura wird Graphit in größerer Menge gefunden und abgebaut. 1851 wurden 25,800 Centner im Werthe von 5,600 Pfd. Strl. ausgeführt. Ein älterer Kalk kommt in geringer Ausdehnung unter ähnlichen Verhältnissen im Gneiß aufgelagert vor wie am östlichen Rande des centralen Bergstocks; eben so Conglomerate. Kohlen sind am südlichen Abhange der Hortonsplain, aber bis jetzt nur in geringer Ausdehnung und Mächtigkeit gefunden worden.

Die Eisenerzeugung der Eingeborenen ist höchst einfach und hat in den letzten Jahren sehr abgenommen, da das englische Eisen, welches eingeführt wird, viel billiger zu stehen kommt. Am 13. December besuchten wir einen urzuständlichen Hohofen in der Nähe von Ratnapura. Wir schifften den Fluß hinauf und wurden stellenweise von den in's Wasser gestiegenen Ruderern fortgestoßen. Die Flußufer sind mit schönem goldgelben Bambus besetzt, welcher die Höhe von 30 bis 40 Fuß erreicht und einen sehr mannigfaltigen Baumschlag, unter dem besonders viele Ficus und Aurantiaceen sind, verdeckt oder durch seine Contraste mehr heraushebt. Hier und da liegt eine Hütte unter Fruchtbäumen. Vier Fuß lange Wassereidechsen (Hydrosaurus) spielten im Wasser und ließen uns oft ganz nahe herankommen. Trotz des singhalesischen Phlegmas unserer Ruderer war der Schauplatz der einheimischen Eisenindustrie in kurzer Zeit erreicht. Unter einem leichten Dache waren zwei Herde aus Thon, ganz in der Form der hessischen Tiegel und auch nicht viel größer. Durch eine Lehmwand waren sie von dem Gebläse,

welches höchst originell ist, getrennt. Ein hölzernes Gefäß ist mit einer nassen Thierhaut, die in der Mitte ein Loch hat, zugebunden. Ein dünner Baumstamm, ungefähr 2 Zoll dick, ist mit dem einen Ende an einem Querbalken befestigt und hat an seinem freien Ende einen Strick, welcher durch das Loch in die Haut geht und durch ein am Ende befestigtes Stückchen Holz diese gespannt erhält. Für jeden Herd sind zwei solche Bälge neben einander, die nicht durch ein Windrohr, sondern durch eine oben offene Rinne in den Grund des Herdes münden. Die Blasebälge werden durch einen mit den Füßen arbeitenden Mann in Bewegung gesetzt, indem er abwechselnd die gespannte Haut niedertritt, wobei er mit seiner Fußsohle wie mit einem Ventil die Oeffnung des Balges schließt. Durch die (allerdings geringe) Elasticität des dünnen Baumstammes, der aus der gebogenen Lage in seine normale zurückzukehren strebt, wird die Haut wieder in die gespannte Lage gebracht. Das Treten der Bälge geht rasch vor sich und ist sehr anstrengend, daher sich die Arbeiter dabei alle Viertelstunden ablösen. Die Zuschickung des Herdes war folgende: Mit einer aus Palmblättern geflochtenen Schaufel werden glühende Kohlen in den Grund des Herdes gebracht und mit einer Lage anderer Kohlen bedeckt. Der übrige Raum wird durch eine Matte in zwei Kammern getheilt; in die hintere werden Kohlen, in die vordere die gerösteten Erze geschüttet; die Röstung derselben geschieht im Freien durch Holzfeuer. Darauf wird nun angeblasen, indem der Arbeiter bald den einen, bald den andern Blasebalg niedertritt. Die hintere Kammer wird mit kleinen Quantitäten Kohle fortwährend gespeist und von Zeit zu Zeit mit einem Stück Holz durchstoßen, um einen größern Zug zu erzeugen. Am Ende der Feuerung, die 15 singhalesische Stunden, à 20 Minuten, dauert, wird die

Schlacke entfernt und das Eisen bleibt als großer Klumpen im Grunde des Herdes zurück. Die auf einmal in einen Herd gebrachte Erzmasse enthält 40 bis 50 Pfund, die gewonnene Eisenmasse 20 bis 25 Pfund. Die Erze mögen also 50- bis 60procentig sein. Das Eisen ist weich und gut und hat alle Eigenschaften des Stabeisens, daher können die Schmiede es auch unmittelbar verarbeiten.

Bei Ballangodde wird auch Stahl gemacht, es ist 24 Meilen von Ratnapura. Herr von Fridau verschaffte sich Proben des Stahls; es ist Gußstahl, der in kurze Thonröhren gegossen wird. Die Einwohner glauben, daß zu ihrer Eisen- und Stahlerzeugung nur die Kohlen gewisser Hölzer tauglich sind. Hier ist die Cassia das Substrat der Holzkohle.

Ratnapura ist nach einer Reihe von Messungen nur 72 Pariser Fuß über der Meeresfläche erhaben. Die geographische Position 6° 40′ 58,1″ nördlicher Breite. Der Kaluganga ist ziemlich reich an Fischen, die aber alle nur drei Familien, den Cyprinoideen, Gabioideen und Siluroideen angehören. Crengonartige Süßwasserkrebse bis 6 Zoll Länge sind häufig. Auffallend waren in der Umgebung die Menge von Dornspinnen (Acrosoma), schwarz, mit gelben und rothen Flecken. Wasserschlangen sind nicht selten; von Landschlangen sind die Naja und die kleine roth- und schwarzgefleckte Korallenschlange die am meisten gefürchtete, letztere wohl mit Unrecht. Eine andere Giftschlange ist Trigonocephalus (Tettalys). Auf Bäumen und auf der Erde lebt die hellgrüne Peitschenschlange (Passerita mycterizans).

Die Anzahl der Vögel ist groß, besonders viele Singvögel und Tauben nisten in der Nachbarschaft. Vögel mit auffallend prächtigem Gefieder sind nicht häufig und werden von der

prachtvollen Fauna des tropischen Amerika's bei Weitem übertroffen.

Die mikroskopische Fauna bot außer einigen neuen Lagenellen weder etwas Neues, noch besonders Interessantes. Einige Elephanten wurden hier zu Straßenarbeiten, besonders zum Fortschaffen der Baumstämme und Balken verwendet. Sie sind dazu sehr geeignet, viel besser als zum Lasttragen oder zum Ziehen. In beiden letzteren Beschäftigungen werden sie leicht unter dem Kummet oder dem Packsattel wund. Die Erhaltungskosten sind sehr groß, 3 bis 4 Schilling im Tage. Welcher Luxus daher an den Wiharen, wo sie für die Processionen gehalten werden und die Erhaltungskosten eines einzigen größer als die für ein Dutzend Priester sind! Die Regierungselephanten werden selten alt, leiden viel an Lungen- und Augenkrankheiten und Fußgeschwüren. In Colombo sind mehrere Fälle vorgekommen, daß sie sich in der Gefangenschaft fortpflanzten. Ihre Bewegungen sind nichts weniger als langsam; zu meinem Erstaunen sah ich Einen jeden Tag nach vollbrachter Arbeit seinen Stall im Galopp suchen.

Während der Zeit unseres Aufenthaltes war das Wetter fortwährend schön. An einigen Morgen lag ein leichter Nebel über den Wäldern, der sich nur über den Flußufern etwas verdichtete. Gegen Mittag bildeten sich große Wolkenmassen, meist lichtgrau und weiß, an den Bergabhängen, die sich aber später wieder auflösten. Die Abende und Nächte waren hell und klar. Auf den Sonnenuntergang folgte ein feuriges Abendroth, das nach aufwärts oft in ein intensives Grün und dann durch vielfarbige Mitteltinten in Meergrün, Violett und Blau überging. Der westliche Himmel war, wie wir es in Galle schon sahen, von großen speichenartigen Streifen, die über der unter-

gegangenen Sonne ausstrahlten, bis zu einer Höhe von 60° durchschnitten. Die Gestirne glänzten in einer Helligkeit, die alle unsere frühern Vorstellungen übertraf und das weiße Licht der Venus beleuchtete die Körper so stark, daß sie einen leichten Schatten warfen.

Neunzehntes Capitel.

Samanala, der Adamspik auf Ceylon.

Für den aus dem Abendlande kommenden Seefahrer ist der Samanala eine weithin sichtbare Landmarke. Er wird von der ganzen Westküste aus während des Nordostmonsums fast zu allen Tagesstunden gesehen, denn dann ist er wolkenfrei; während des Südwestmonsums aber ist er nur selten und nur in den Morgenstunden sichtbar, da in jener Zeit, welche die der Regen für den Westen der Insel ist, die Winde die Wolkenmassen um seine Hänge und seinen Gipfel häufen. — Ich werde nie den Eindruck des schönen Anblicks aus den Zimmtgärten und Palmenhainen von Colombo vergessen, von wo er, obwohl noch sehr entfernt, in seinen Hauptumrissen sichtbar ist. Von dem hochgelegenen Neuwara-Ellia ist nur sein Gipfel sichtbar — ein spitziger blauer Kegel über den grauen alpinen Myrtenwäldern, welche das Grasland einrahmen, und wieder in anderer Gestalt erscheint die südliche Seite von dem Fort von Ratnapura aus.

Am 14. December brachen wir von Ratnapura nach dem Pik auf. Unser freundlicher Wirth that Alles, was er konnte, um unser Fortkommen zu erleichtern. Ich kann buchstäblich von

ihm sagen, daß er uns die Wege im bewohnten Theile geebnet hatte. Der erste Theil unsers Marsches ging durch die obern Gegenden des Ratnapurathales, wobei wir jedoch eine der Flußkrümmungen durch einen kürzern Weg über die Höhen abschnitten. Sobald wir die trockenen Hügel aufwärts gestiegen, trat die Einförmigkeit der Chena, welche der stete Begleiter dieser Form im Culturdistricte ist, an die Stelle des saftigen Grüns. Die Chena hat in ihrem grünen Grau und ihrer Blüthenlosigkeit immer etwas Monotones und Abschreckendes. Diese niedere Waldform ist in Ceylon die einzige unschöne und unangenehme; denn obschon hoch genug, die Aussicht zu hemmen, schützt sie nicht gegen die Sonne und erhöht die Beschwerden eines mittägigen Marsches, ohne durch die Mannigfaltigkeit der Formen, wie sie der Hochwald bietet, das Auge zu erfreuen. Spärlich finden sich einzelne Lichtungen, Rasenplätze mit kurzhalmigen Gräsern oder Gruppen von Melastomen und Hediotys, welche das Buschwerk unterbrechen. Das Gebüsch besteht aus Sträuchern und niedern Bäumen von Eläocarpus, Croton, Clerodendron, Doddalia, Gynoon, Eurya. Die Zweige sind steif, die Belaubung spärlich, die Blätter grau, meist ohne Glanz, als wären sie aus Drath und Papier gemacht. Nur wenige Hütten mit ihren Fruchtgärten von Bananen, Yam, Brotfrucht, liegen zerstreut in der den Fleiß nur spärlich lohnenden Region. Termiten, Heuschrecken, die große Mygale in ihrem künstlichen Bau, und die phantastischen Dornspinnen (Acrosomen) sind die einzigen Thiere, welche wir trafen.

Sobald man gegen den Fluß herabsteigt, wird die Vegetation schöner in Form und Farbe; besonders beleben sie die Bambusgebüsche, mit grünlichen und goldgelben Stämmen, die bald als einzelne Garben, bald als ununterbrochene Garnituren

die Flußufer einfassen. Der Weg wird reicher an landschaftlicher Schönheit; er zieht sich an den Hügeln über den Kalu-ganga, der wenige Meilen oberhalb Ratnapura nicht mehr schiffbar ist, denn sein Bett wird felsiger und sein Gefälle stärker. Plötzlich macht der Weg eine Biegung, und der dunkle Fluß zieht sich durch ein lachendes Thal, voll des frischesten Grüns, umgürtet von dunkeln, dichten Wäldern; im Hintergrunde die Massen des Hochgebirges, über welches drei große Zacken hervorragen. Es ist das Thal von Gillemalle, ein reizender Fleck Culturland, schön wie ein Vorhof des Paradieses; sammtgrüne Reisfelder und Wiesen wechseln mit kleinen Hainen von Fruchtbäumen, welche um die zerstreuten Hütten liegen, Cocos und Arecapalmen sind vorherrschend. Das Auge ist befangen, welches Grün das üppigere und frischere, welche Baumform die schönste ist. Hoch über die Orangengärten ragen jedoch zwei blühende Talipatpalmen; riesig sind ihre Kronen, deren einzelne Blätter, 14 bis 20 Fuß große Fächer, nicht nur als Sonnen- oder Regenschirme, sondern als einfaches Zelt dienen; sie wiegen sich anmuthig im Abendwinde, aus ihrer Mitte hebt sich wie ein goldenes Banner eine hohe, gelbe Spindel, die ein ganzes Blüthengebüsch von langen, aus dem Schafte allseitig ausstrahlenden goldgelben Blüthensträußen trägt. Eine friedliche Rinderheerde weidet zu unsern Füßen; gesellige Tauben und Papageien kehren nach Hause. Wir sahen die zwei Vorberge des Piks in glänzender Abendbeleuchtung, und sie scheinen in der durchsichtigen Luft so nahe, daß man glaubt, hinüberrufen zu können. Auf allen Bergen, nah und fern, ist keine einzige Blöße zu entdecken; Alles ist dicht bewaldet. Im Walde erkennt man deutlich, selbst aus der Entfernung, zwei Vegetationsgürtel; der niedrige, wie wir später sehen werden, bis 5000 Fuß Höhe,

ist glänzend dunkelgrün, und hier und da vom jungen Laub des Eisenholzbaumes (Mesua) blutroth gepfleckt, wie ein geschliffener Heliotrop. Der höhere Gürtel ist ein mattes Graugrün, und verdankt seine Farbe den Eugenien und Rhododendren. Ueber Alles war ein durchsichtiger purpurner Schleier hingehaucht. Neben der tiefstehenden Sonne hing eine große Wolke in allen Farben des Regenbogens, ein über dem Meere fallender Staubregen, der in den untern, warmen Luftschichten augenblicklich wieder verdunstet. Wir standen von dem Zauber festgebannt, bis die warmen Farbentöne zu erblassen begannen und lange graue Streifen in fabelhafter Schnelligkeit aus dem Thalgrunde die Bergabhänge hinaufliefen. Noch glänzten die Bergspitzen in goldenem Lichte, obwohl für uns die Sonne schon untergegangen war; doch auch oben wandelt sich das Gold in dunkles Roth, und die Spitzen, die noch wie Fackeln über Land und Meer leuchteten, sind in der Tropennacht plötzlich erloschen. Die Farben sind glänzender, aber das Abendroth ist eine flüchtigere Erscheinung als in unsern nördlichen Breiten. Die Wärmestrahlung begann unmittelbar nach Sonnenuntergang, und nach einer halben Stunde war die Oberfläche aller frei liegenden Gegenstände schon mit Thau bedeckt, der gegen Morgen wie ein leichter Regen von den Bäumen rieselte. Die Temperatur war bei Sonnenaufgang bis 16° R. gesunken.

Am 15. erreichten wir Palabatola, das nur 11 Meilen entfernt ist. Der größte Theil des Weges ging durch den Wald; die Stämme sind gewaltig, viele erst hoch oben belaubt, mit dichten lichtsuchenden Kronen, die dem Walde das Aussehen einer unermeßlichen Säulenhalle geben. Ein Hauptschmuck des Waldes sind außer der Mesua die Terminalien, schöne Ficusarten, Garcinien, Diospiren, Sandelholz, Pterocarpus, Ebena-

ceen und Sterculien. — Piperaceen und eine Menge anderer Schlingpflanzen winden sich an den Stämmen hinauf oder hängen in zierlichen Festons von den Zweigen; andere klettern von Krone zu Krone oder spannen sich wie Taue über den Weg. Balsaminen, Aaronsstäbe und Begonien, Compositen und Scrophularien bilden die niedere Vegetation. Im Ganzen blühen nur wenige Pflanzen. Grüne Tauben und Papageien fliegen in großen Schaaren auf; Eichhörnchen und behende Affen springen aus einer Baumkrone in die andere, und der weißgefleckte zierliche Axishirsch entflieht scheu in das Dickicht. Ein kleiner Trupp Meropiden fliegt nach den Waldbienen und andern Hymenopteren. Wie grüne Luftwurzeln hängen lange Schlangen mit lanzenförmigem Kopfe von den Aesten, den dünnen peitschenförmigen Schweif um einen Zweig gewickelt, in ihrem Colorit von hellen Blättern kaum unterscheidbar. Gehörnte Cicaden (Darnis) stimmen ihre Concerte an. Von Käfern sahen wir rothe und rothbraune Sagra mit langem verdickten Oberschenkel der Hinterfüße, metallisch glänzende grüne Buprestiden und Cetonien mit schwarzen und rothen Flecken. Am Flusse sind die Steine von Balsaminen, Begonien und Aroideen umkleidet. Unter abgefallenem Laub und Steinen verbergen sich glänzende braune und schwarze Rollasseln, Riesen im Vergleiche mit ihren europäischen Verwandten, denn sie erreichen die Länge von 2 bis 3 Zoll, und haben zusammengerollt die Größe einer Wallnuß. Ein schwarzer schwerfälliger Tausendfuß (Iulus) von 5 Zoll Länge kriecht auf den Steinen und wie ein unbeweglicher Wächter harret ein glänzendblauer Eisvogel (Alcedo brama) mit Anglersgeduld auf die kleinen Welse. Von Schmetterlingen sah ich bloß einen Poliomatus, und im grünen Dämmerlichte des Dickichts schwärmende Nachtfalter (Bombyx). Wir fanden

keine Elephantenspuren und die Landblutegel, die an andern Orten eine wahre Plage sind, quälten uns wenig.

Was am meisten meine Aufmerksamkeit erregte, war ein ungeheurer prachtvoller Parasit, ein Baum, der in Form einer Spirale gewunden ist, und der nach allen Richtungen hin seine Aeste ausstreckend, mehrere Morgen Landes bedeckt. Wie ich es aus andern Exemplaren derselben Gattung erschließe, hat dieser Schmarotzer (Inga?) sich anfänglich um einen bedeutend dicken Baum geschlungen, seine Haftwurzeln in seine Rinde versenkt und ihn so ausgesogen. Der Träger ist lange gestorben und vermodert, so daß der Parasit jetzt die vollständige Form eines Korkziehers darstellt. Er streckt seine großen dicken Aeste wie Polypenarme mit tausend Haftorganen nach allen Richtungen hin aus, um die benachbarten Bäume zu umklammern und zu verderben. Auch an kleinen Schmarotzern ist kein Mangel, und sind sie auch unscheinbar, so werden sie doch durch die Menge ihren Trägern gefährlich. Selbst auf dem Todten sproßt dieses parasitische Leben, und wo der Blitz einen Baum erschlagen und der Sturm oder das Alter gebrochen hat, ist die verkohlte Rinde mit wuchernder Vegetation überzogen. Vor Palabatola passirten wir eine kunstlose Brücke aus Bambus; am Wasser stehen Bassia wie Weiden mit überhängenden Zweigen.

In Palabatola ist eine Wihare oder ein Tempel [38]). Er ist, wie die singhalesischen modernen Bauwerke überhaupt, klein, niedrig und unansehnlich, weder dem Begriffe von Schönheit noch Eleganz entsprechend; die Grundfläche bildet ein Rechteck, dessen Seiten sieben und acht Schritte lang sind; er ist aus gebrannten Ziegeln gebaut, weiß getüncht, hat eine Veranda und ein vorspringendes rothes Ziegeldach, das auf rohen hölzernen Säulen ruht. Vor dem Eingange hängt eine Glocke, ganz wie die unsern, welche

die frommen Pilgrime bei ihrer Ankunft anschlagen. [39]) Zur Zeit der Pilgerfahrten scheint der Tempel beleuchtet zu werden, denn in der Veranda sind viele Laternen aufgehängt. Einige sind aus Weißblech und offenbar europäisches Fabricat, die meisten sind jedoch inländisch und höchst originell; es sind von oben nach unten plattgedrückte Thonkugeln, die an der ganzen Oberfläche siebförmig durchlöchert sind. Ein großes Thongefäß mit Wasser gefüllt, dient zur Abwaschung. Fenster fehlen, wie in allen buddhistischen Tempeln. Die Wihare von Palabatola wird von allen Pilgrimen auf ihrer Fahrt besucht, denen sie schon ein Vorgeschmack oder Surrogat der Freuden von Sripada ist; denn hier befindet sich eine wahrhafte Nachbildung des heiligen Fußstapfens aus Kupfer, — weiß verziert. Dieser Gegenstand religiöser Verehrung liegt in einem gelb angestrichenen Palankin. [40]) Daneben steht in einem Tabernakel ein Miniatur-Buddhu von 18 Zoll Höhe, neben welchem viele Blechlaternen, aber meist ohne Glas, aufgehängt sind. Bunte Lappen liegen und hängen umher, offenbar Opfergaben. Für eine solche halte ich auch eine Art Strohmann aus vielfarbigen Lappen roh zusammengenäht, halb Vogelscheuche, halb Polichinelle. Alles ist geschmacklos und selbst höchst armselig; es trägt den Stempel des Verfalles einer Nation und ihres Cultus an sich, und ist so ganz entgegengesetzt den Ideen indischer Pracht und Herrlichkeit, daß unsere Dorfkirchen mit ihren schreienden Fresken und eckigen, bemalten und vergoldeten Holzstatuen dagegen noch immer Kunstwerke und Muster von Eleganz sind.

Es gibt hier viele Herbergen für die Pilger, große offene und halboffene Bungalos. Die Aufnahme geschieht unentgeltlich. Nach ihrer Zahl zu urtheilen, muß die Menge der Pilger sehr groß sein. Die meisten Wallfahrten werden im April

unternommen. Im Laufe der Woche waren wir die einzigen Pilger.

Wir hatten eine herrliche Nacht, die Gestirne glänzten in wunderbarer ruhiger Herrlichkeit, und als der Vollmond über die Berge stieg, wurde die Beleuchtung feenhaft. In den Palmen und Brotfruchtbäumen theilten sich die Lichtströme, die an den weißen Stämmen herabrannen, der Boden begann zu glänzen und zu flimmern von tausend Lichtern und die glänzenden Blätter warfen wie Millionen Spiegel die Lichter zurück. Die Ruhe der Luft war vollkommen, so daß die leicht beweglichen Palmenwedel sich leiser bewegten, der Fall jedes einzelnen Blattes und selbst der stille Flug des Caprimulgus hörbar wird, der seinen Schlupfwinkel verläßt, um mit weit aufgesperrtem Rachen Motten oder Leuchtkäfer zu fangen. Wie die Nacht weiter vorrückt, kommen außer ihm noch andere nächtliche Thiere zum Vorschein: die große Sphinx und scheue fruchtfressende Fledermäuse von vier Fuß Flügelweite segeln in der Luft.[41]) Nur von Zeit zu Zeit unterbricht ein Chor von Cicaden und der melancholische Schrei einer kleinen Eule die Stille der Nacht.

Palabatola liegt nicht höher als 1121 Pariser Fuß, und dennoch fiel das Thermometer vor Sonnenaufgang auf 14° R.

Am folgenden Morgen stiegen wir rasch und auf steilem Bergpfad an, so daß wir bald aus der Nebelschicht, die sich gebildet hatte, heraustraten. Die Berggipfel lagen klar vor uns, aber die tiefern Thäler, mit Nebel gefüllt, glichen Seen, aus denen die Hügel und Berge wie Inseln ragten. Sobald die Strahlen der höher steigenden Sonne hineinfielen, fing die ruhige Fläche an zu schweben und zu wallen, die Nebel setzten sich in Bewegung, um in höhern kältern Luftschichten oder auf der beschatteten Seite der Abhänge sich auf's Neue zu condensiren.

Wir trafen wieder eine Wihare und Pilgerherbergen und begegneten hier einem Bettler; die Tempelparasiten bilden wohl bei allen Culten und bei allen Racen ein Garde-du-corps der Priesterschaft, an dem sie billige Nächstenliebe treibt. Eine seltene und auffallende Erscheinung aber sind sie in einer Zone, wo das geringste Maß von Thätigkeit hinreicht, die Bedürfnisse zu befriedigen. Nach zwei Stunden erreichten wir einige sehr steile Felspartien, an denen rohe Leitern aus Baumästen befestigt sind, — ein Mittel, das von den Singhalesen häufig angewendet wird, um Terrainschwierigkeiten zu übersteigen. Sie zeigen in der Anfertigung der Leitern eine große Geschicklichkeit; ein paar starke lange Aeste oder junge Bäume werden niedergehauen und Kerben eingeschnitten, in welche Sprossen gesteckt oder mit Schlingpflanzen festgebunden werden.

An einer steilen Stelle von größerer Ausdehnung ist eine Treppenflucht von beiläufig hundert Stufen in Gneißfels eingehauen. Eine singhalesische Inschrift nennt den Zweck und Namen des frommen Erbauers. Große Buddhubilder sind in der Felswand eingegraben.

Die Wälder sind viel schöner als die am östlichen Abhange des centralen Bergstockes, was auf Rechnung des größern atmosphärischen Niederschlages kommt; denn der Namuna-Kulicandy liegt ganz außerhalb der Südwestwinde. Die trockene Jahreszeit des Westens, also die gegenwärtige, ist keine absolut regenlose, sondern hat nur unregelmäßige schwache Regen. Der Blattfall ist sehr groß und der Boden auf unsern gestrigen und heutigen Wegen mit Blättern bedeckt; es erinnert ganz an unsern Spätherbst, wenn das Auge auf den Boden geheftet ist, erzeugt aber Verwirrung, wenn man aufwärts schauend statt dürrer Aeste eine dichte grüne Laubmasse erblickt. Nur wenige Sträucher sind

ganz nackt. Ringsum ist derselbe Luxus und dieselbe Schönheit in den Baumformen und den Parasiten, welche die Rinde ihrer Stämme bedecken, und den verschiedensten Familien und Gruppen angehören; denn außer den schmarotzenden Orchideen kommen noch epiphyte Farren und Pothos auf den Stämmen vor. Priamus und Agamemnon, nicht die Schatten der homerischen Könige, sondern glänzende Tagfalter, deren schwebender, leichter Flug mit dem schweren summenden Fluge der Xylocopen contrastirt, jagen und spielen hier friedlich in den Blättern. Das Athmen ist leicht und frei in der kühlen feuchten Luft unter dem Schatten der hohen Bogengänge des Waldes.

Der Weg führt mehrmals an Abgründen vorüber, die durch eine üppige Vegetation verdeckt und für den Wanderer unschädlich gemacht werden, da der Hinabstürzende, durch die dichtgedrängten Pflanzen aufgehalten, weder weit noch schnell hinabfallen kann. Am großartigsten ist der Felsenabsturz an der südwestlichen Wand der zwei Vorberge des Piks; er imponirt durch Steilheit und Höhe; nackte Felsen, die aus dem grünen Schlunde hervorragen, sehen aus der Ferne wie die Ruinen einer Abtei oder eines Schlosses aus. Hier ist die Grenze der Bananencultur.

Längs des Pfades liegen große kegelförmige Steinhaufen, die von den Pilgern zusammengetragen wurden. Ob sie Begräbnißstätten bezeichnen oder mit irgend einer religiösen historischen Erinnerung oder wie in Südamerika mit der mystischen Controle der Weibertreue zusammenhängen, ob sie die Stelle von Wegweisern oder Meilensteinen vertreten oder ob sie dem eigenthümlichen Zug des Menschen, einen bestehenden Haufen größer zu machen, ihren Ursprung verdanken, konnte ich nicht ermitteln. Viel vernünftiger war der Versuch einiger Pilger, die Ananas anzupflanzen.

Wir folgten dann wieder dem Kalu-Ganga, der hier als heiliger Fluß geehrt wird. Die Buddhisten glauben, daß Buddhu oben am Samanala einen Garten hatte, die Mohamedaner, daß er aus dem Paradiese komme, da er manchmal Früchte herabführt, offenbar Mundvorräthe der Pilger. Höher oben nehmen sie in seinem kalten Wasser ihre Abwaschungen vor, die mit in den Kreis der gottesdienstlichen Handlungen ihrer frommen Wanderung gehören. Seine Hauptquelle liegt in einer Höhe von 4077 Fuß.

Wir erreichten Nachmittags Diabetme; so heißt eine Oertlichkeit mit einem aus Stein gebauten großen Hause, das aber wegen der großen Feuchtigkeit aufgegeben wurde; seine Wände triefen von Wasser und waren grün von Algen und Moosen. Wir sahen wieder den Pik, der von unsern Kulies durch Kniebeugungen begrüßt wurde. Etwas höher hat man ein anderes mehr trockenes und halb offenes Haus aus Lehm und Holz gebaut. Wir bestimmten die Höhe mit 4797 Pariser Fuß. Wir befanden uns an der Grenze verschiedener Vegetationen. Von hier aufwärts nehmen die Wälder einen andern Charakter an. Der Hochwald besteht meistens aus Myrtaceen, besonders Eugenien, und aus Laurineen. Die Bäume sind zwar noch groß und kräftig, die Aeste aber gedrungener; das Laub ist mehr graugrün, die Stämme meist weiß oder grau. Im Unterholze ist neben vielen Rubiaceen ein niederer Bambus mit zierlichen kleinen Blättern sehr häufig. Eine besondere Zierde werden nun die baumartigen Farren (Alsophila), die überall in den Schluchten und an Bächen stehen. Die Vögel werden seltener. Ich fand mehrere Landkrabben, welche in Löchern und unter Steinen leben. Die Quellentemperatur, 16,5 ⁰ R., ist verhältnißmäßig niederer als auf der Ostseite der Insel, so wie die Bodentemperatur, was

nicht wundern darf, da mit der Zunahme der Regenmenge unter gleicher Breite und Bodenerhebung die mittlere Jahrestemperatur abnimmt.

Im Mondschein sieht die blasse Schönheit des Eugenienwaldes verklärt aus; schon am Tage grau, sehen die Blätter und Stämme vom Monde beschienen weiß aus; selbst die untern Blattflächen werden von dem durch die Baumkronen tropfenden Lichte versilbert.

Wir fanden die Nacht empfindlich kalt und unsere Flanelljacken und einfachen Wolldecken wenig ausreichend für unsere durch den Aufenthalt im Tieflande verwöhnte Haut. Wir schliefen wenig vor Kälte, obschon das Thermometer nicht unter 11° sank. Außer dem Hause war es vor Feuchtigkeit nicht auszuhalten, und wir hatten kein trockenes Holz, um Feuer zu machen. Wir verließen daher sehr früh und mit Vergnügen unser Lager. Wir stiegen rasch in die Höhe und fanden auf einer kleinen noch beschatteten Grasfläche, in 6034 Fuß Höhe, Reif. Höher aufwärts werden die Eugenien niedriger, aber dicker und knorriger, die Verzweigung ist eckig. Daneben erscheint eine Gordonia, mit rothen camelienartigen Blüthen, und Rhododendren mit großen purpurrothen Blüthen.[42]) Statt der Lianen der tiefern Region hängen hier lange graue Usneen wie lange Bärte von den Zweigen. Die Stämme sind mit Orchideen, Farren und Flechten, Moosen und Jungermanien bedeckt, und das Wasser sickert überall durch in großen Tropfen und erhöht die Frische des Waldes. Der oberste Theil des Berges bildet einen isolirten Kegel aus Gneiß. Der Fußpfad ist stellenweise in den Felsen gehauen und zuletzt so steil, daß man auf eisernen Leitern hinaufklimmt. Er ist ganz ungefährlich für einen geübten Bergsteiger und verursacht höchstens dem ungeübten

Bewohner der Ebene einige Befangenheit; selbst Damen sind in neuester Zeit anstandslos auf den Gipfel gelangt. Das Fortkommen wird wesentlich erleichtert durch lange eiserne Ketten, die am Boden liegen und in großen eisernen Ringen hängen, an die man sich anhält. Ich bewunderte die Kulis, welche unser Gepäck auf dem Kopfe trugen und daher die Ketten nicht anfassen konnten, und dennoch sicher und leicht hinwegschritten.

Trotz der steilen Böschungen des Kegels ist die Verwitterung des Gesteines doch so stark, daß der größte Theil mit Ausnahme weniger nackter Klippen bewaldet ist. Ungefähr zwanzig Fuß unter dem Gipfel ist ein kleiner ebener Platz wie eine vorspringende Terrasse. Auf ihm steht ein steinernes Haus, welches zur Zeit der Wallfahrten den Priestern zur Wohnung dient. Wir fanden darin zwei pritschenartige Betten aus Bambus und Baumzweigen, und beschlossen, da es uns hinreichende Sicherheit gegen Regen und Wind gewährte, es zum Nachtquartiere zu machen. Kaum waren unsere Instrumente auf den Boden gestellt, so beeilten sowohl wir als unsere Diener uns, den Gipfel zu ersteigen. Der oberste Theil ist nackt, und trägt eine kleine, mit einer Mauer umgebene Fläche, in deren Mitte sich die Kaba der Buddhisten befindet, ein kleiner offener hölzerner Tempel, ein auf sechzehn hölzernen Säulen ruhendes Dach. Das Ganze ist so leicht und gebrechlich, daß es der erste heftige Monsum hinunterblasen würde, wenn nicht die Priester Vorsorge getroffen hätten, den Tempel zu befestigen. Von jeder Säule geht eine lange Kette zu den etwas tiefer unten stehenden Rhododendren, so daß das Ganze aussieht wie ein Schiff, das an seinen Kabeln liegt, oder wie ein Luftballon, der schon mit Wasserstoffgas gefüllt specifisch leichter ist als die Luft, und den man anbindet, um sein Auffliegen zu verhindern. In der Mitte des Tempels ist

die heilige Fußspur, der Sripada; es ist eine rohe Vertiefung, der man durch Meißel und Mörtel eine Aehnlichkeit mit einem menschlichen Fußeindruck zu geben versucht hat. Die Bestrebungen, dem Wunder etwas nachzuhelfen, sind naiv und handgreiflich, aber unnöthig, da die gläubige Phantasie sehr elastisch ist. Die Zehen hat man durch Mörtel nachzubilden gesucht.

Die Aussicht ist groß und schön. Der ganze östliche Horizont ist von den hohen ewig grünen Waldbergen des centralen Landes begrenzt. Gegen Nordwesten verschwimmt das Land der nördlichen Provinzen in nebelhaften Umrissen. Zu unsern Füßen liegt ein grünes Blättermeer, in dem die Hügel die Wellen vorstellen. Der ganze Saffragam mit seinen Flüssen ist wie ein grüner Teppich, von einem silbernen Flußnetze durchzogen, dessen Hauptader der Kalu-Ganga ist; das Auge verfolgt seine vielen Windungen, bis er sich am westlichen Horizonte verliert. Dort blinkt ein schmaler Streifen, wie ein Silberblick zwischen dem grünen Lande und des Himmels tiefem Blau; es ist der Ocean. Im Süden glänzt ein zweiter Spiegel, der Salzsee von Hambantotte. Das Auge wandert trunken von Stelle zu Stelle, auf keiner lange verweilend und jede folgende immer schöner findend als die vorhergegangene. Es liegt eine Fülle und Gewaltigkeit in der räumlichen Continuität der Vegetation zu unsern Füßen, die überwältigend ist. Um uns die blühenden Rhododendren, die Schwestern unserer Alpenrose, von einem mildern Himmel zum Baum gezogen, darunter der graue und schwarze Gürtel der Wälder. Die Färbung der Blätter des Alpenwaldes ist greller, rothe und gelbe Flechten bedecken die Stämme und selbst die steifen Lederblätter. Die Mannigfaltigkeit der Bergformen, die doch alle in sanften wellenförmigen Umrissen erscheinen, wie die indischen Bildhauerarbeiten; die verschiedenen Details

der Bodengestaltungen, die am Mittag unter der senkrecht stehenden Sonne deutlicher hervortreten; die Abwesenheit des störenden Eindrucks menschlicher Wohnstätten, denn die unten liegenden Dörfer sind in ihre Frucht- und Palmenhaine vergraben; die Ruhe der Luft und die angenehme Temperatur, der ungetrübte Waldfrieden; Alles wirkt so harmonisch zusammen und verwischt die grellen Dissonanzen, daß es ein Bild liefert, welches an reiner Schönheit nicht seines Gleichen hat. Mangelt auch der erhabene tiefe Ernst, wie ihn ein nordischer Himmel und nackte phantastische Bergformen, und die Mannigfaltigkeit, welche die Objecte im europäischen Culturlande bieten; so liegt dagegen hier in den Bergformen eine weibliche Weichheit und in der Fülle der Vegetation eine Schönheit, wie wir sie anderswo vergeblich suchen. Hatten daher die buddhistischen Priester nicht Recht, Wallfahrtsorte an reizend gelegene Punkte mit weiten Fernsichten zu verlegen, und den Stifter ihrer Religion an einem Orte verweilen und zum Himmel steigen zu lassen, wo die Erde geschmückt wie eine junge Braut den ganzen Glanz und Reichthum ihrer Schönheit entfaltet? Nach ihrer Legende rührt der Fußstapf von ihm, als er zum letzten Male die Erde berührte und aufstieg nach seinen Himmelreichen, wo er auf dem Lotus thront, dem Symbole des Schaffens und Erzeugens.[43])

Der Samanala-Gipfel ist nicht nur der räumliche Mittelpunkt der religiösen Idee des Buddhismus, sondern dieser heilige Boden eines alten Cultus äußerte seine Anziehung auch auf die Anschauungsweise der benachbarten Religionssysteme ungeachtet der verschiedenen dogmatischen Grundlagen; denn die Neigung zum Wunderbaren ist ein vorstechender Zug im Leben der Menschheit, von der uns keine Philosophie völlig befreit, daher von um so größerm Einfluß auf die wunderliebende Welt des Orients.

Die Wallfahrten so verschiedener Religionsbekenner zum Samanalagipfel haben im Glauben an die Intervention von Genien und intermediären mythischen Persönlichkeiten ihren Grund, der im Morgenland allgemein verbreitet und von dort auch in's Abendland gebracht wurde.

Der Pik wird nicht nur von den Singhalesen, sondern auch von den Siamesen häufig besucht, da auch diese Buddhisten sind, und der Priesterstand beider Länder in innigem Verkehr steht. Dieser Wallfahrtsort steht in nicht minder hohem Ansehen bei den Verehrern Bramah's, die Buddhu als eine Incarnation Wischnu's betrachten. Auch Mohamedaner kommen häufig hierher und hier ist es, wo ihr großer Reisender Iben-Batuta in seiner Extase die Pforten des Paradieses offen sah und die Quellen der wasserreichen Gärten rieseln hörte; sie sehen aber in dem Fußstapfen die Fußspur Adams, der nach dem Sündenfalle aus dem Paradiese verjagt, zur Strafe hierher gebannt wurde, wo er einige tausend Jahre auf einem Fuße stehen mußte, während Eva auf einem Berge Arabiens büßte, „bis Allah sie in seiner Allerbarmung wieder vereinigte." Selbst die christliche Legende hatte sich zur Zeit der portugiesischen Conquista des sagenreichen Berges bemächtigt und den Tritt des heiligen Thomas, eines der Apostel Indiens, im Sripada erkennen wollen. Um die Fußspur wird zur Zeit der Wallfahrten ein kostbares mit Edelsteinen verziertes Gehäuse gelegt. Die Pilger kommen zur Zeit der Wallfahrten schaarenweise herauf, und selbst des Nachts, da man die Nachtfahrt als besonders verdienstlich zu betrachten scheint. Es muß einen schönen Anblick gewähren, einen langen Zug von Pilgern, jeden mit seinem Lichte wie Glühwürmer den steilen Berg heraufklimmen zu sehen. Haben sie ihre Gebete, Opfer und Abwaschungen verrichtet, so werden sie sogleich von

den Priestern hinuntergeschickt. Diese verbreiten den Glauben, daß kein Sterblicher lange oder gar über Nacht auf dem Pik verweilen könne, und als vor 25 Jahren die ersten Engländer den Berg besteigen wollten, versuchten sie alles Mögliche, sie davon abzuhalten, um die Mysterien nicht in Mißcredit zu bringen. Unterhalb des Tempels fast in gleicher Höhe mit der Priesterwohnung, aber auf dem entgegengesetzten Abhange ist eine kleine Wassersammlung, welche die Singhalesen mit dem Ehrentitel einer Quelle belegen, die aber nichts weiter als ein kleiner Pfuhl von Regenwasser ist. Da ich das Wasser voll mikroskopischer Pflanzen sah, nahm ich mir vor, den Inhalt näher zu untersuchen.

Um den Tempel herum fanden wir auch hier Lappen von Baumwollstoffen aufgehängt. Unsere Diener vermehrten dieselben noch durch Stücke unserer abgetragenen Beinkleider, die sie sich wahrscheinlich zu diesem Zwecke schon in Ratnapura erbeten hatten. Außerdem legten sie Blumen, die sie auf dem Wege gesammelt hatten, zu offenbarer Beeinträchtigung unsers Herbars auf die Stufen des Tempels, schlugen an die Glocke und sprachen ihr Sadu oder dreimal Heilig.

Die Vegetation besteht aus Alsineen, Hahnenfuß, Solidago, Pedicularis, Melastomen, Rhododendren und andern.

Nachdem wir an den Abhängen herumgeklettert waren, und unsere Diener ihre Opfer und Gebete beendet hatten, trafen wir Anstalten für unsere Mahlzeit, die wie gewöhnlich aus Reis, Kurri und einem Huhn bestand. Wo die Phantasie ein solches Festessen findet wie das Panorama des Piks, begnügt sich der Magen mit Wenigem. Die Hühner waren schon in Diabetme geschlachtet und gereinigt worden, um nicht den heiligen Bezirk durch das Blut der Thiere zu beflecken und dadurch Aergerniß zu geben.

Der Pik ist äußerst arm an Thieren. Mit Ausnahme von einigen Käfern sah ich nur eine Eidechse (Calotes), einen schwarzen Raben mit gelbem Schnabel und Füßen (Corvus candianus) und einige unvermeidliche Mainas. Der Rabe war stimmlos, was mein Diener Cornelius auf Rechnung des heiligen Fußstapfen brachte. Das Wasser unter dem Gipfel wimmelte von mikroskopischen Thierformen. Ich fand über zwanzig, die aber auch mit wenigen Ausnahmen in der Gegend von Galle und Ratnapura vorkommen.

Ich hatte mein Instrument in der Nähe der Quelle aufgestellt und war eben in den Nervenknoten eines großen Notommata vertieft, als ich durch einen „Salam," den bekannten mohamedanischen Gruß, gestört wurde. Es war ein Malaie, der zur Quelle ging, um seine Abwaschung vorzunehmen und dann am Sripada seine Andacht zu verrichten. Er that dies Alles in der tiefsten Devotion und begab sich in größter Eile wieder den Berg hinab.

Ich konnte meine Arbeiten nicht lange fortsetzen, denn meine Aufmerksamkeit wurde gegen meinen Willen durch die Pracht der Umgebung abgelenkt, und während das eine Auge auf dem Instrumente war, wanderte das andere über Berge und Thäler. Von Mittag an beschränkte sich die Fernsicht von Zeit zu Zeit. Die aus dem heißen Tieflande aufsteigenden Dämpfe condensirten sich an den Seiten des Bergstockes zu Nebeln, die sich allmälig zu großen Wolken zusammenballten und uns gegen 3 Uhr völlig einhüllten. Von da an begann ein leichter Wind, der die Wolkenschleier zerriß, so daß wir wie durch große Fenster in die Ebene hinabsehen konnten. Vor Sonnenuntergang waren alle gefallen, bis auf wenige Haufwolken am Horizonte.

Der Sonnenuntergang war des Ortes und der Scenerie würdig und wir hatten wieder Gelegenheit, recht die Schnelligkeit zu bewundern, mit der Tag und Nacht hier wechseln. Wir standen im Tempel und genossen noch das volle Sonnenlicht, als plötzlich die Ebenen unter uns wie unter einer schwarzen Decke verschwanden. Doch auch für uns sank die Sonne bald in's Meer, ein intensives aber flüchtiges Abendroth hinter sich lassend. Nach Sonnenuntergang wurde es empfindlich kühl. Wir zogen uns ermüdet und von den Eindrücken überwältigt in die Priesterwohnung zurück, wo wir bald alle Ursache hatten, den Comfort buddhistischer Priester nicht hoch anzuschlagen. Ich würde glauben, daß die frommen Männer auf diesen Betten Pönitenz thun und ihr Fleisch tödten, wenn nicht überall auf der Insel die Betten eher Folterwerkzeugen als Ruheplätzen gleichen würden. Unglücklicherweise waren diese Lagerstätten auf einen so kleinen Raum reducirt, daß auch nicht daran zu denken war, unter ihnen zu schlafen.

Morgens waren wir vor Sonnenaufgang auf der Spitze, die wolkenfrei war. Wenige hundert Fuß unter uns war eine große weiße dicke Wolkenschicht. Als die Sonne am Horizont erschien, warf der Pik seinen riesigen Schatten darauf wie auf ein großes weißes, schwebendes Tuch. Seine Außenlinien so wie die unsers Schattens und des Tempels waren mit einem schmalen Saume der Regenbogenfarben umgeben. Offen, wolkenfrei im Osten glänzten die Salzseen von Hambantotte wie rothglühende Metallspiegel. Als die Sonne höher stieg, lösten sich die Wolken in der schnell erwärmten Luft auf und wir hatten schon in einer halben Stunde eine freie Aussicht, nur hier und da hingen einzelne Reste wie weiße Bänder an den Vorbergen oder wie dünne Schleier über dem Kalu-Ganga.[44] Der Tag

war eben so schön als der vorhergegangene. Der Himmel hing bis Mittag wie eine dunkelblaue Glocke über uns; die Luft war ruhig und trocken; die Wärme erreichte ihr Maximum von 17° im Schatten der Bäume. Nach 12 Uhr begann dasselbe Wolkenspiel wie den Tag zuvor.

Die Höhe des Samanala ist nach dem Mittel von sechs Messungen 6953 Pariser Fuß, die Bodentemperatur 9,9° R. [45])

Zwanzigstes Capitel.

Kalu-Ganga. — Bote. — Tempel. — Stromschnellen. — Kaltura.

Wenige Tage nach der Besteigung des Adamspiks trennten v. Fridau und ich uns abermals für kurze Zeit in Ratnapura. Es war am 26. December, der erste Jahrestag unserer Abfahrt aus Steiermark. Mein Freund ging in südöstlicher Richtung durch die Wälder nach Hambantotte, um dann längs der Küste nach Belligamme zu gehen, wo ich ihn erwarten wollte. Ich wollte mit kurzen Aufenthalten den Kalu-Ganga bis an die Seeküste hinabgehen und von dort über Galle mich nach Belligamme wenden, um die Meeresfauna der Südküste zu studiren. Ich miethete ein Bot, welches Kaffee hinabfahren sollte, hatte deshalb lange Verhandlung und machte einen schriftlichen Vertrag. Die Fahrten stromab sind ziemlich rasch, die Bergfahrten dagegen langwierig; dies ist in commercieller Beziehung von wenig Bedeutung, da die Exportproducte aus dem Kalu-Ganga-Thale größer sind als die Importe, die nur aus einigen europäischen Industrieartikeln bestehen, die daher ohne große Vertheuerung von Colombo auf dem Landwege hergeschickt werden.

Die hiesigen Bote sind groß und flach, haben keinen Kiel, Vorder- und Hintertheil sind gleich breit; sie sehen dadurch viereckig aus und erinnern sehr an unsere unbehilflichen Bote auf der Donau. Sie sind aus schweren harten Hölzern gezimmert und die Seitentheile tragen noch vorragende starke Längsbalken aus Baumpfosten. Ueber dem Ganzen ist ein gewölbtes Dach aus einem Gerippe von Bambus und Baumzweigen, die reifenartig gebogen sind, bedeckt mit Matten aus Palmblättern. Der dadurch eingedeckte Raum ist durch Matten, welche mit einigen Dornen an das Verdeck befestigt sind, in zwei bis drei Cabinen getheilt. Den größten Raum nahm mein Reisebett und mein Gepäck ein. Die Bemannung bestand aus vier Ruderern und einem Steuermann. Unter den erstern war auch der Inhaber des Botes, der gleich nach unserer Ankunft an Bord seine Kleider wechselte, das heißt seinen weißen Comboi, der wie ein Weiberunterrock um die Lenden geschlagen wird, mit einem kleinen farbigen Taschentuch vertauschte, das durch eine kleine Silberkette festgehalten wurde. Alle setzten kleine Strohhüte auf, in die sie mit viel Mühe ihre Zöpfe zwangen und unter dem Kinne befestigten.

Das Bot wurde nun von Andern in die Mitte des Flusses geschoben und die Ruderer begannen sich zu rühren. Es war 11 Uhr und die Hitze selbst über dem Wasser drückend, da kein Lüftchen sich rührte. Die Ufer sind reizend, die großen, 40 bis 50 Fuß hohen Bambus mit goldgelbem Stamm, Cocos und Areca verrathen die unsichtbaren Hütten der Eingeborenen. An andern Stellen ist die Vegetation mehr ursprünglich, aber nicht minder dicht gedrängt. Die Baummassen aus Terminalien, Bombaceen, Araliaceen, stehen wie große grüne Pfeiler am Flusse und ihre Zweige oder die Festons ihrer Epiphyten hängen in ihn.

Das Wasser ist wie bei den meisten Flüssen in Ceylon durch die Menge mitgeführter erdiger Theile wenig durchsichtig. Nur bei längerer Trockenheit nimmt die Transparenz zu. Durch die Spiegelung des dunkeln Grüns bekommt der Fluß ein dunkles Aussehen, daher der Name Kalu-Ganga, das heißt schwarzer Fluß.

Im Flusse lagen hier und da große Baumstämme, die der Schifffahrt hinderlicher sind als die Felsen und Sandbänke. Die Ufer sind sehr belebt, selbst zur Zeit der größten Hitze widerhallt es von Vogelstimmen, das Geschrei der Affen und das Röhren der brünstigen Hirsche (Hippelaphus) dringt aus dem grünen Dunkel. Büffel liegen überall im Wasser und erheben sich nur träge und widerstrebend, wenn das Bot in ihre unmittelbare Nähe kommt.

Auf eine kurze einsame Strecke folgen dann wieder Landungsplätze oder es verrathen Stufen und ein ausgetretener Fußpfad, daß die menschlichen Behausungen nicht weit entfernt sein können. Einige Meilen unterhalb Ratnapura ist ein großer Tempel gewissermaßen, die Kathedrale des Saffragram. Er liegt auf einem kleinen Hügel, unmittelbar am Flusse, von dessen Ufer aus eine Flucht roher Treppen hinaufführt. Es ist ein langes Viereck, dessen größter Theil den Vorhof bildet. Seine Säulen sind nicht ohne Geschmack. An der Außenwand befinden sich Hautreliefs, die aber nicht gemeißelt, sondern aus Lehm geknetet sind und dann mit Kalk überworfen und mit Ocher bemalt wurden. Zu solchen plastischen Arbeiten wird am liebsten der Thon von den Hügeln der Termiten genommen. Außerdem sind große Fresken vorhanden, alle in grellen Farben, darunter Bilder von Tänzerinnen, Elephantenjagden, Pferden, marschierenden englischen Soldaten und Schützen des Ceylonregimentes; unter den letztern ist die Kafferphysiognomie deutlich zu erkennen.

Auf der andern Wand ist ein zweites Hautrelief, das höher hinaufgeht. Nach der Rüstung zu urtheilen, stellt es einen Portugiesen dar, der einen Singhalesen auf den Boden geworfen und ihm den Todesstreich versetzt hat; also eine symbolische Darstellung Portugals und Ceylons aus dem sechzehnten Jahrhundert. Das Innere des Tempels ist kahl. Neben dem offenen Haupttempel innerhalb des Vorhofes ist ein zweiter kleiner Tempel, der geschlossen war. Das Schönste ist ein prachtvoller heiliger Bo-Gaha (Ficus religiosa). Gegen Sonnenuntergang gelangte ich an die Mündung des Kurru-Ganga, der von Kurruwiti kommt. Die Leute kochten an Bord und hatten am Hintertheil des Botes Feuer angemacht, dessen Rauch manchmal durch das Schiff wie durch einen Tunnel abzog. Wurde nicht gegessen, so wurde Kaffee gebrannt oder gebraut. Die Eingeborenen trinken den Kaffee gern und häufig, ich sah auf der Reise die Kulies jeden Morgen den braunen Saft schlürfen, den sie mit Jaggery, dem Rohzucker der Palmen (der Cocos oder der Kittul) versüßen. Ihr Kaffeegeschirr ist höchst einfach. Meine Botsleute so wie auf dem Lande auch die Kulies rösteten den Kaffee in einer alten Scherbe und tranken ihn aus improvisirten Schalen von Cocos oder aus den Blüthenscheiden der Palmen, die allgemein zu Trinkgeschirren, Proviant- und Reisetaschen verwendet werden. Nachmittags begegnete ich zwei stromauf gehenden Boten, die nicht fortgerudert, sondern mit Stangen fortgestoßen und fortgeschoben wurden. Oft werden überhängende Zweige ergriffen, um die Bewegung zu erleichtern. Nach 7 Uhr Abends mußten wir anlegen. Die Dunkelheit war so groß, daß nur mit Mühe noch die Ufer erkennbar waren. Die Nacht war warm und windstill, Cicadengeräusch und Gesang aus der Ferne unterbrachen für kurze Zeit die Stille.

Am 27. ging ich mit Tagesanbruch weiter, um $7\frac{1}{2}$ Uhr passirten wir eine Stromschnelle, der Fluß ist dort schmal durch die sich nähernden Hügel, von denen einige im buntfarbigen Laub wie herbstliche Buchenwälder prangten. Die Felsen im Bette sind sehr zahlreich; einige sind vom Wasser bedeckt, über welchen der Fluß kleine Wirbel bildet, andere ragen aber hervor und an einer durch die vorspringenden Hügel verengten Stelle war das Fahrwasser so schmal zwischen zwei über dasselbe ragenden Felsen, daß es kaum die doppelte Botslänge betrug. Die Ruderer brachten das Bot jedoch geschickt in die Mitte der Strömung und wir schossen pfeilschnell durch die gefährliche Stelle. Im Ganzen hat der Strom ein sehr kleines Gefälle und man vermeidet beim Hinabfahren die Sandbänke ganz leicht, da die Stromgeschwindigkeit eine sehr geringe ist und die Fahrzeuge nur langsam treibt. Unsere Durchfahrt durch die Stromschnelle hatte uns für einige Augenblicke eine beschleunigte Bewegung gegeben, die bei einer Wendung des Flusses zwar aufhörte, uns aber an eine Sandbank warf. Obwohl der Stoß bedeutend genug war, um Alles an Bord durch einander zu werfen, so hatte er doch die Solidität des Fahrzeuges nicht im Geringsten beeinträchtigt. Nachdem wir eine Weile uns vergebens abgemüht hatten, das Fahrzeug durch Abstoßen mit langen Stangen wieder flott zu machen, unsere Bemühungen jedoch vergebens blieben, entschlossen sich endlich die Leute auf meinen Rath, in's Wasser zu gehen und das Schiff vom Vordertheil aus in den Fluß zu stoßen. Die armen nackten Kerle jammerten entsetzlich. Das Werk gelang in einer halben Stunde. Sie erklärten jedoch, daß sie durch diese Arbeit so ermüdet wären, daß sie unmöglich weiter rudern könnten. So unangenehm mir dies war, da ich auf eine baldige Ankunft in Kaltura gerechnet und daher

außer einigen Bananen leichtsinniger Weise keine Provisionen mitgenommen hatte, so entschloß ich mich am Ende, ihre Capitulation anzunehmen. Ihre Bedingungen waren, daß sie zwei Stunden ruhen und dann bis zum nächsten Dorfe rudern wollten, um Provisionen einzukaufen. Die Bedingungen wurden beiderseits gewissenhaft gehalten und Nachmittags wurden ich und mein Diener an's Land gesetzt. Während ich im Walde eine kleine Excursion machte, bei der ich aber wenig Ausbeute fand, hatte mein Cornelius seine Negotiationen zu einem glücklichen Abschluß gebracht und kehrte triumphirend mit vier Eiern und einem Huhn zurück. Während er diese für mich bereitete, hatte er eine lange Conversation mit dem Schiffspatron und kam geheimnißvoll lächelnd zurück, mir mitzutheilen, daß es ihm gelungen sei, die Leute zu überreden, denselben Nachmittag noch weiterzufahren. Nachdem ich und die Leute die Mahlzeit beendet hatten, griffen die Leute wirklich eine Stunde vor Sonnenuntergang zu den Rudern und wir fuhren in dem lieblichen, durch dünne Wolkenschleier gemilderten Halbdunkel Abends langsam den Fluß hinunter.

Schon nach einer halben Stunde sahen wir wieder die Wipfel von Cocospalmen und aus der Ferne klang der Ton der Handtrommeln in so einladender Weise, daß die Bemannung schneller und lustiger ruderte. Ich sah, daß mein Diener seinen Zopf neu frisirte und seinen weißen Comboi mit einem bunten voll großer Blumen auf rothem Grunde vertauschte. Mir ging nun ein Licht über die Willfährigkeit der Leute auf, das Weiterrudern hatte keinen andern Zweck, als an dem religiösen Aufzug und den darauf folgenden Tänzen, welche der englische Klerus schlechtweg mit dem Namen Teufelstanz belegt, Theil zu nehmen. Mein frommer Diener, der seit 8 Monaten

von meiner religiösen Duldsamkeit die glänzendsten Proben erhalten hatte, da ich ihn nie wegen des Besuchs dieser Feste Gegenvorstellungen gemacht, hatte offenbar im letzten Dorfe Erkundigungen eingezogen und seine fromme Beredsamkeit aufgeboten, um den Schiffspatron zur Theilnahme zu bewegen. Wir legten bald darauf am Ufer an; sobald die Ruder aus den Händen waren, umgürteten auch die Uebrigen ihre Lenden und stiegen an's Land. Ich blieb allein am Schiffe mit allen Vorahnungen auf eine Nacht mit Höllenlärm und hinreichend vielen Stechmücken, die in hohen Säulen das Bot umtanzten.

Den nächsten Morgen waren die Leute vor Sonnenaufgang schon am Werke und ruderten rüstig den Strom hinab. Wir passirten noch eine Stromschnelle, die weniger bedeutend ist als die erste. In der Nähe eines Felsens sprang einer der Leute in's Wasser, um sich gegen das Schiff zu stemmen, welches von der Strömung grade gegen den Felsen getrieben wurde. Es war das Werk eines Augenblicks und der Mann eben so schnell wieder an Bord. Im Laufe des Vormittags fing es an zu regnen und meine Ruderer schützten sich auf wunderliche Weise. Jeder machte aus einer kleinen Matte aus Stroh und Palmblätter eine Düte, die durch einige Dornen gegen das Aufgehen geschützt war, die er capuzenartig auf den Kopf stülpte, so daß der längere Theil über den Rücken fiel. Die Menschen fürchten in ihrer Nacktheit das Naßwerden des Kopfes eben so sehr wie ein Sonntagselegant das eines neuen Hutes. Der Regen war kurz, aber der Tag blieb trübe. Der Wasserstand war sehr niedrig und wir kamen langsam vorwärts, die Untiefen ängstlich vermeidend. Um 2 Uhr kamen wir zur Mündung des Huna-Ganga, der aus dem Süden kommt. Von hier an wird der Hauptstrom breiter, die Hügel werden flacher

und treten von den Ufern weiter zurück. Als ein leichter Wind aufsprang, machten die Botsleute Anstalt, ihn zu benutzen. Ein Bambusstamm wurde aufgesteckt und mit Stricken festgebunden und ein unbeschreiblich schmutziges, durchlöchertes, viereckiges Segel aufgehißt. Bei den vielen Windungen waren die Leute fortwährend genöthigt, das Segel umzulegen und manchmal gänzlich einzuziehen, was ihnen aber weniger unbequem schien als die einförmige Ruderarbeit. Gegen 4 Uhr trat Windstille ein und bei Sonnenuntergang machten die Leute wieder Anstalt, anzulegen; da wir jedoch in der Nähe der Mündung sein mußten und nirgend mehr Felsen zu befürchten waren, trieb ich die Leute an, selbst in der Dunkelheit fortzurudern, und so langte ich endlich um 9½ Uhr Abends in Kaltura an.

Ich hatte für die Miethe des Botes 30 Schillinge bezahlt, und stieg im Resthause ab, in welchem man mir am andern Morgen für ein leeres Zimmer und schlechten Kaffee 5 Schillinge abforderte: ein Beweis, daß auch die Singhalesen als Hotelinhaber Geschäfte zu machen wissen.

Kaltura liegt sehr hübsch, das Resthaus ist sehr zweckmäßig gebaut und groß. Ich wartete hier auf den Postwagen, der von Colombo kommt. Glücklicher Weise war ein Platz noch unbesetzt, was mir die Mühe ersparte, einen Ochsenwagen aufzusuchen. Ich erreichte ohne irgend etwas Bemerkenswerthes um 8 Uhr Abends Galle. In Bentotte wird den Reisenden unter allen Umständen die dortige Auster aufgesetzt, er entgeht ihr nicht; ist nicht die Saison der frischen Austern, so erhält man die in Essig aufbewahrten mit schwarzem und rothem Pfeffer. Es ist eine wirkliche Ostrea.

Einundzwanzigstes Capitel.

Belligamme. — Zuckerpflanzungen. — Marine Zoologie.

Ich wählte die Bai von Belligamme zu meinem letzten Aufenthaltsorte, um meine Studien über die Meeresfauna zum Abschluß zu bringen. Galle mit seiner gebrochenen und in der Configuration günstigen Küste, die Korallenriffe in der Nähe und selbst der Hafen hätten hinreichende Vortheile geboten, um auch dort meinen Zweck zu erreichen, aber ich sehnte mich nach dem stillen Resthause von Belligamme, um fern von meinen Freunden und Bekannten in Galle ungestört meinen Arbeiten leben zu können. Ich miethete am 2. Januar einen Bullock-Bandy, einen jener großen plumpen, zweirädrigen Karren, die mit Zebus oder Ochsen bespannt werden und daher nur langsam fortkommen. Einige Reife tragen das dicke Palmdach, so daß Effecten oder Waaren vollkommen Schutz gegen Regen finden. Ich schickte den Ochsenwagen mit meinem Diener voraus und verließ einige Stunden später Galle zu Fuß. Ich wollte nicht die überflüssige Auslage machen und einen zweiten leichten Wagen für mich miethen, da bei der geringen Entfernung und der schönen Landschaft meine Uebersiedelung mehr den Charakter

eines großen Spazierganges als einer Reise hatte. Für die leichten Fuhrwerke bezahlt man in der Regel 1 Pfd. Strl. für einen größern Ausflug, muß aber gefaßt sein, irgend eine Reparatur am Wagen oder Pferdegeschirr zu bezahlen, da die singhalesischen Kutscher immer etwas zu beschädigen wissen, wofür der Reisende zahlen muß.

Die Straße von Galle nach Belligamme zieht sich am südlichen Seeufer hin und geht größtentheils durch Palmenwälder, die massenhaft angepflanzt der Landschaft eine edle und heitere Physiognomie geben. Oft geht der Weg so nahe am Strande hin, daß der blaue Ocean durchblickt; aber auch da, wo er nicht sichtbar ist, verräth er seine Nähe durch die Brandung, die sich an den felsigen Gestaden bricht und bald wie ferne Eisenbahnzüge rollt, bald wie donnergleiches Tosen an die Klippen schlägt. Das Küstenland ist dicht bevölkert und überall stehen an der Straße einzelne Häuser oder Häusergruppen mit den idyllisch schönen Gärten. Die Bewohner sind müßig, wenn wir die Hausfrauen, welche die Mahlzeiten bereiten, und hier und da einen Singhalesen, der einen Ochsen an der knarrenden Oelmühle von Zeit zu Zeit antreibt, ausnehmen. Ueberall sind friedliche Familiengruppen im dolce far niente und in jener stillen Beschaulichkeit, als hätten sie die größte Lebensregel buddhistischer Weisheit: „Ohne Wunsch zu leben, um ohne Schmerz zu sterben," richtig verstanden und befolgt. Die Aufgabe des Menschen scheint hier der Müßiggang und Flanniren schon eine Art Arbeit.

Langsam schlenderte ich durch die schöne Landschaft und löschte meinen Durst hier mit einer Orange und einem Stück Ananas, dort mit einer Cocosnuß, welche die Bewohner mir anboten. Nachmittags erreichte ich Belligamme, wörtlich das

Dorf des Bellibaumes (Crataeva marmelos?). Es ist ein großer Ort, dessen Häuser und Hütten aber weit zerstreut sind und von welchen ein großer Theil von Fischern bewohnt wird. Die Bai (Red Bay der englischen Seekarten) ist über $2^1/_2$ Meile weit, mit breiter Oeffnung in die hohe See. An ihrem östlichen Theile springt ein Vorland in's Meer und an ihrem westlichen Rande sind einige Korallenriffe im seichten Wasser, die als Strandriffe unmittelbar am Ufer beginnen. In der Bai wechselt die Meerestiefe von 1 bis 7 Faden und hat in der Mitte durchschnittlich 6 Faden; einige wenige Stellen sind durch unterseeische Felsen gefährlich. Zwei größere Inseln, Gan-Island und Pigeon-Island, liegen im westlichen Theile des Beckens und sind mit Gebüsch dicht bewachsen. Der Gan-Insel gegenüber liegt das Resthaus, ein bequemes steinernes Gebäude, noch aus der Zeit der holländischen Herrschaft. Ein portugiesischer Mestize hatte die Aufsicht; er that Alles, um mich zufrieden zu stellen und war sehr erfreut über meine Erklärung, mich mit der singhalesischen Küche begnügen zu wollen. Reis und Kurri, die Blattknospen der Palmen (Palmhirn oder Palmenkohl), unnennbare Leckereien aus geraspelten Cocosnüssen und Jaggery, in Fett geröstete Bananen, Brotfrucht und das tropische Obst der Umgebung erschienen nach einander. Seine Versuche, mich mit gebratenen Stachelschweinen und dem Zwerghirsch zu überraschen, scheiterten an meinen alteuropäischen Vorurtheilen, dagegen wurde die Fischfauna nicht nur zoologisch, sondern auch culinarisch gewürdigt. In der letzten Beziehung bildet der Seirfisch (Cybium guttatum), ein großer Fisch aus der Familie der Makrelen, mit weißem, festem Fleisch, den Glanzpunkt.

Meine zoologische Ausbeute versprach schon in den ersten Tagen so reichlich zu werden, daß mein Alkoholvorrath zu klein

wurde und ich denselben ergänzen mußte. Da ich die Zuckerpflanzung und Bereitung sehen wollte, opferte ich einen Tag, um in Padaduwa Alkohol zu kaufen, anstatt meinen Diener dahin zu senden. Der Verkauf der Spirituosen ist, wie schon früher erwähnt wurde, Regierungsmonopol und wird verpachtet. Für außerordentliche Fälle ertheilt die Regierung die Bewilligung zum Kauf von den Destillateuren ohne Anstand, wenn man ein Faß von 32 Gallonen bedarf. Ich miethete einen kleinen leichten Bandy, der nur von einem Buckelochsen gezogen wurde, welcher einen Ring in der Nase trägt, an dem das Leitseil befestigt wird. Da der hölzerne Kasten unbedeckt war, spannte ich einen chinesischen Sonnenschirm als Dach auf. Der kleine Zebu lief mit großer Schnelligkeit über Stock und Stein und in 2½ Stunde langte ich auf der Pflanzung an.

Die Zuckerpflanzung von Padaduwa liegt 10 Meilen landeinwärts, in einem schönen Thale und gehört Lord Elphinstone. Die Besitzung ist groß, es waren aber nur 108 Acres in Cultur. Der Acre producirt zwei und im günstigen Falle sogar drei Tonnen (6000 Pfund) Zucker. Die tiefere Pflanzung leidet während der Regen sehr durch Ueberschwemmung und die Versuche, das Zuckerrohr auf den Hügeln zu pflanzen, sind mißglückt oder waren wenigstens von unbedeutendem Erfolg. Im Thale stand das Zuckerrohr sehr gut, besonders das gedüngte. Der Dünger besteht aus einem Compost von Kuhmist, den Abfällen des Haushaltes, den Resten der Destillation und dem ausgepreßten Rohr oder der Begasse, die hier nicht zur Feuerung verwendet wird, da der benachbarte Wald hinreichend Holz zu diesem Zwecke liefert. Das 6 Monate alte Rohr hatte eine Höhe von 6 Fuß. Mit 12 Monaten wird es geschnitten. Die Ernte ist am reichlichsten kurz vor der Entfaltung der Blüthe.

Zu neuen Anpflanzungen werden die obersten Theile der Stengel abgeschnitten.

Die Gebäude für die Pressen, zum Abdampfen und Klären des Zuckersaftes so wie jene für die Destillation sind in einem viel großartigeren Maßstabe angelegt als es der tragbare Theil der Pflanzung erfordert und haben ein zu großes Anlage- und Betriebscapital in Anspruch genommen, um sich zu rentiren.

Aus der Melasse wird der Zucker vermittelst einer Centrifugalmaschine ausgeschieden; es ist ein Proceß von Schüttlung, wobei die Zuckerkrystalle aus ihrer Mutterflüssigkeit herausgeschnellt werden. Die zweite auf diese Weise übrig gebliebene Melasse wird zur Destillation des Rums verwendet. Dieser wird nur in kleinen Quantitäten im Lande verkauft, da er mit dem viel billigeren Arrak der Palmen nicht concurriren kann; er wird nach England und seit einem Jahre versuchsweise auch nach Australien ausgeführt. Wie wenig Aussicht dazu in Ceylon ist, geht aus den Arrakpreisen hervor. Der Pächter des Arrakmonopols des hiesigen Districtes bezahlt jährlich über 1000 Pfd. Strl. für sein Privilegium und kauft den Arrak von den Destillateuren um 18 Pence (15 Silbergroschen) die Gallone und verkauft en detail mit 100 Procent Gewinn. Die Zuckerpflanzungen leiden überall in Ceylon an zwei großen Uebelständen: an der Armuth des Bodens in gesicherten Lagen und an den häufigen Ueberschwemmungen an den Flüssen in den humusreichen, aber meist engen Thälern. [46])

Belligamme zählt 4000 Einwohner. Mit Ausnahme einiger Burgers, das heißt Mestizen holländischer Abkunft, und einiger portugiesischen Halfcasts sind sie alle Singhalesen, denn hier hat sich die Bevölkerung frei von der Beimischung der malabarischen und anderer Eroberer erhalten. Hier ist auch der Bud-

dhismus rein von den fremden Elementen des Brahmacultus geblieben und in der Umgebung sind mehrere berühmte Tempel mit alten Manuscriptsammlungen. Ich bekenne mich aber der Unterlassungssünde schuldig, sie nicht besucht zu haben. Ich sah nicht einmal den Tempel des aussätzigen Königs, der zuerst die Cocos eingeführt und durch das Trinken ihres Wassers sich vom Aussatz geheilt haben soll. Meine zoologischen Arbeiten beschäftigten mich derart, daß ich Alles Uebrige darüber vernachlässigen mußte. Ich fand viele neue Seethiere, und obwohl ich der Landfauna nur geringe Aufmerksamkeit schenkte, entdeckte ich eine neue Landplanarie mit hammerförmigem Kopf (Sphyrocephalus). Unter den Insecten fiel mir die überwiegende Menge Orthopteren auf. Es waren meine letzten Arbeiten auf der immergrünen schönen Zimmtinsel, die mir auf meinen Wanderungen lieb geworden war und von der ich nur angenehme Erinnerungen an die einsamen Berge mit den dunklen Wäldern, an die Palmenhaine und das Licht des tropischen Himmels mit mir nahm.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Ceylons Bevölkerung. — Die Singhalesen. — Exterieur. — Charakter. — Jury. — Sociale Zustände. — Polygamie und Polyandrie. — Kasten. — Lebensweise. — Sprache und Literatur. — Mathematik. — Medicin.

Die Bevölkerung Ceylons beträgt über anderthalb Millionen. Die Elemente der eingeborenen Bevölkerung sind verschieden; die Mehrzahl bilden die Singhalesen, dann folgen die Malabaren, die Moormen, die Malaien, die Parsis und die verschiedenen Zwischenstufen und von europäischen Nachkommen Engländer, Holländer und Portugiesen. Die letztern haben sich nirgend rein erhalten, bilden jedoch eine zahlreiche Half-Kaste. Auch die Zahl der holländischen Mestizen ist beträchtlich, aber rein holländische Familien sind nur wenige, ausgenommen im Bezirk von Jaffna im Norden.

Die Singhalesen strafen die Etymologie des Wortes Singha Halle, das Volk aus dem Blute des Löwen, in jeder Beziehung Lügen. Sie sind im Allgemeinen unter der europäischen Mittelgröße; die Haut ist braun, in allen Nuancen bis in's Gelbliche und Schwärzliche; der Knochenbau ist zart, besonders die Hände und Füße klein; der Kopf ist oval, im Allgemeinen etwas kleiner; das Gesicht rundlich oval; die Nase grade oder leicht ge-

krümmt; die Lippen ebenmäßig; der Mund klein; das Kinn gerundet; die Augen schwarz, ausnahmsweise auch hellbraun; die Stirn ist mäßig entwickelt; das Haar schwarz und üppig, auch die Männer lassen es lang wachsen, tragen es gewöhnlich in einen Zopf am Hinterkopf aufgebunden, der bei den Küstenbewohnern durch einen breiten Kamm aus Schildpatt festgehalten wird. Sie salben ihr Haar mit Cocosnußöl, das oft parfümirt ist, und reiben damit auch ihre Haut ein, besonders wenn sie aus dem Bade kommen, von dem sie große Freunde sind. Die Bewohner des Berglandes sind kürzer und gedrungener, mit breiter Brust und Schultern. Der Bartwuchs der Männer ist üppig und früh. Die Menstruation tritt zwischen dem dreizehnten und vierzehnten Jahre ein. Die Schönheit der Weiber verblüht bald. Ihre Dichter zählen zweiunddreißig Eigenschaften auf, welche die Schönheit charakterisiren sollen, die aber nicht alle vor einem europäischen Schönheitstribunal Gerechtigkeit finden würden. Das Geburtsgeschäft geht leicht von Statten und Hebammen sind unbekannt.

Das Benehmen der Singhalesen ist anständig und ruhig. Es fehlt ihnen weder an Intelligenz zur Cultur der Wissenschaften, noch an Geschick für mechanische Fertigkeiten. Die Kinder zeigen in den Jahren bis zur Pubertät sogar ein größeres und leichteres Auffassungsvermögen als europäische. Ihre Leidenschaften erreichen nicht leicht einen hohen Grad und dies gibt ihnen, da sie unter der Controle ihrer Reflexion stehen, einen hohen Grad von List und Verschlagenheit. Sowohl im Verkehr unter einander als mit Europäern sind sie höflich, nachgiebig und einschmeichelnd, und die Regierungen ihrer verschiedenen europäischen Herren während des Laufes von drei Jahrhunderten wurden daher oft überlistet. Lüge herrscht überall vor, so wie

Meineid vor Gericht, denn das Gefühl des Vertrauens ist nur wenig entwickelt in unterdrückten Völkern. In despotischen Staaten gilt die Treulosigkeit oder erfolgreiche List der Regierung gegenüber ja nirgend für unrecht. Unter sich jedoch bewahren sie einen gewissen Grad von Treue und Glauben, da der moralische Instinkt in keinem Volke gänzlich untergehen kann. Man sagt, sie seien große Diebe; nicht mehr als andere Nationen, trotzdem daß Fenster und Thüren stets offen sind. Man wirft ihnen Faulheit vor, mit Unrecht. In den Küstenprovinzen ist es die Gemächlichkeit, zu der die freigiebige Natur einladet. Wo die Noth sie zwingt, arbeiten sie; bei der Cultur ihrer China (siehe Seite 340) ist sogar Arbeitsverschwendung. In den Tropen arbeitet Niemand zu seinem Vergnügen; warum sollte es der bedürfnißlose Eingeborene thun? Die europäische Civilisation hat für sie noch keine künstlichen Bedürfnisse geschaffen. Einer ihrer großen Fehler ist Schulden machen, da sie bei Hochzeiten und andern Familienfesten großen Aufwand treiben. Sie sind große Freunde von Rechtshändeln und möchten oft wegen verletzter Etikette den Gerichtsweg einschlagen. Sie sind jedoch keine Freunde von Gewaltthätigkeit. Unter ihren eigenen Königen herrschte nur die Willkür; ihr Gerichtswesen war feil. Streitigkeiten wurden in der Regel zu Gunsten des Meistbietenden entschieden. Bei ihren Gerichten beriefen sie sich oft auf eine Art Gottesurtheil, indem sie Unglück auf sich herabbeschworen, falls sie einen falschen Eid ablegten, oder sich erboten, ihre Finger in siedendes Oel, Wasser oder Harz, oder in brennenden Kuhmist zu stecken. Die Gerichtshöfe der Districte dürfen nur auf einjähriges Gefängniß, 100 Peitschenhiebe oder 10 Pfund Sterling Strafe erkennen. 1811 wurde die Jury eingeführt. Wer das einundzwanzigste Jahr erreicht hat und keinen schlechten

Charakter hat, ist Juryman. Jeder Angeklagte wird von 13 Geschworenen seiner eigenen Kaste gerichtet; diese werden durch das Loos gewählt, unmittelbar vor Beginn des Gerichtes. Die Ausschließung von den Listen der Geschworenen hat wesentlich zur Weckung des Ehrgefühls und der Moralität beigetragen und diese Form des Gerichtes die Verhandlungen abgekürzt, da die Geschworenen weit eher im Stande sind als die europäischen Richter, das Gewebe von List und Trug zu entwirren.

Die Singhalesen waren stets und sind noch im höchsten Grade abergläubisch und achten auf allerhand Zeichen beim Ausgehen oder Beginnen eines Geschäftes. Bei der Geburt eines Kindes, bei Heirathen, Saat und Ernte lassen sie sich das Horoskop stellen. Sie haben große Furcht vor Krankheit und dem Tode. Die Krankheiten werden sehr häufig den Constellationen oder dem Einflusse böser Geister zugeschrieben; um diese zu besänftigen, bringen sie ihnen Opfer und rufen sie an. Die ehelichen Bande sind nicht sehr stark; Ehelosigkeit ist selten. Die Ehen werden von den Eltern geschlossen, aber sehr leicht getrennt. Nach 14 Tagen des ehelichen Zusammenlebens findet erst die Ratificirung der Hochzeit Statt, indem im Falle Beide willig sind, weiter zusammen zu leben, der Bräutigam Wasser über das Haupt der Frau gießt, Beide Ringe wechseln und ihre kleinen Finger zusammenbinden; bei den untern Kasten finden jedoch keine Hochzeitsceremonien Statt. Im Falle die Eheleute sich nicht vertragen, lösen sie die Ehe auf und es soll nicht selten vorkommen, daß vier bis fünf Heirathsversuche gemacht werden, ehe das Verhältniß stabil wird. Die Auflösung der Ehe schadet weder dem Rufe der einen, noch der andern Partei. Der Mann nimmt die Knaben, die Frau die Mädchen. Die Ausstattung an Vieh und Hausrath nimmt die Frau wieder

mit sich; es geschieht jedoch selten. Verstoßene Frauen und verlassene Kinder trifft man gegenwärtig selten. Ehebruch wird hart bestraft und ist nach buddhistischem Gesetze verdammt. Der Mann war verpflichtet, sich von der Ehebrecherin zu scheiden, sie und ihre Kinder zu enterben. Es kommt nicht bloß Polygamie, sondern auch Polyandrie unter den Singhalesen vor; der letztere Fall ist sogar der häufigere und findet sich in allen Kasten, nicht nur bei den Armen, welche es damit rechtfertigen, daß sie zu arm sind, daß jeder eine Frau halte. Vielleicht hat auch die Ungleichheit in der Zahl der Geschlechter das Ihre beigetragen, da die weibliche Bevölkerung noch jetzt um 12 Procent kleiner ist.[47]) Die verschiedenen Gatten einer Frau sind immer Brüder, also eine Leviratsehe bei Lebzeiten. Die Reichen führen als Entschuldigung an, daß dadurch das Vermögen der Familie zusammengehalten wird und die Kinder im Todesfalle des einen Vaters einen natürlichen Beschützer in den Ueberlebenden finden. Die Polyandrie war früher viel häufiger, besonders im Candylande, da die Männer abwechselnd zu Hof- und Kriegsdiensten so wie zur Bestellung der königlichen Domänen beordert wurden, wo das Haus oft ohne Haupt geblieben wäre; so wie hier und in den Himalayathälern unter buddhistischem Einfluß aus Familienrücksicht und Oekonomie, so fand sich auf den Sandwichsinseln die Polyandrie als Prärogative der Frauen der Eries; ob sie dort von je einheimisch war oder durch chinesische Seefahrer, die dort Schiffbruch gelitten und auf der Ostseite von Maui sich niedergelassen haben sollen, eingeführt ist, ist wohl schwer zu entscheiden. Die Polyandrie ist jedoch überall in rascher Abnahme und nur noch in den entlegenern Theilen des centralen Landes gebräuchlich.

Die Beziehungen der Eltern zu ihren Kindern und um-

gekehrt zeichnen sich überall durch eine innige Liebe aus. Der Vater nimmt an der Pflege seiner Kleinen eben so lebhaften Antheil als die Mutter. Diese Zärtlichkeit der Familienglieder für einander berechtigt zur Hoffnung, daß sich der Charakter der Singhalesen unter einer freien Regierung vortheilhaft entwickeln werde. Die Kinder werden lange gesäugt und erhalten ihre Namen, wenn sie im Stande sind, Reis zu essen. Der erste Reis ist ein Familienfest. Die Namen werden von Eigenschaften der Kinder hergenommen. Familiennamen fehlen mit Ausnahme der Halfcasts, welche sich auf ihre portugiesischen oder holländischen Namen sehr viel zu Gute thun. Erwachsene Personen nehmen ihre Namen von ihrem Wohn- oder Geburtsorte, Beschäftigungen und dergleichen. Der Kindesmord, bei allen Völkern nur die Folge der Noth, der im candy'schen Königreiche nicht als Verbrechen betrachtet wurde, hat gänzlich aufgehört, um so mehr, da die Mittel des Lebensunterhaltes unter der englischen Verwaltung sich sehr vermehrt haben. Die Kleidung besteht in einem Stück Baumwollstoff, der um die Lenden geschlagen wird; manchmal kommt dazu eine Jacke. Die Frauen tragen dieselben Kleidungsstücke, nur mit dem Unterschiede, daß die untern Kasten den obern Theil des Körpers nicht bedecken dürfen und daß die Bekleidung des Unterleibes und diese auch bei den Männern nicht über das Knie reichen darf. Wenn die Frauen der höhern Stände öffentlich erscheinen, tragen sie Schuhe und Strümpfe, goldene Haarnadeln, Juwelen und oft Kleider von europäischem Schnitt aus Seide und Mussclin.

Die Kasteneintheilung ist gegen den Geist des Buddhismus, der die Gleichheit aller Menschen lehrt, da er jedoch überall, wo der Brahmacultus herrschte, die erbliche unübersteigliche Ständesonderung schon vorfand, war es beinahe unmöglich, die tief

gefressenen Geburtsvorurtheile auszurotten. Im Gegentheil lag es im Interesse der Könige und im Stolz der höhern Classen der Gesellschaft, die Kasteneintheilung aufrecht zu erhalten.

Die zwei ersten Kasten, die königliche und die des Priesterthums, existiren nicht in Ceylon, da das königliche Haus lange ausgestorben ist und beim Cölibat der Buddhupriester, das mit aller Strenge aufrecht erhalten wird, die Bildung eines erblichen Priesterstandes unmöglich war. Es sind demnach nur zwei große Abtheilungen des Volkes, die Wiessia-Wanse und die Kschudra-Wanse. Die erste zerfällt in zwei Unterkasten, von welchen die eine alle ackerbauende Grundbesitzer, die Wellale in den Küstenprovinzen heißen, umfaßt, und in die Hirten, die aber wenig zahlreich sind. Zu der ersten gehören die meisten Priester und die Häuptlinge. In früherer Zeit bildeten sie die Miliz der Könige, waren zu öffentlichen Arbeiten von 15 bis 30 Tagen verpflichtet und bezahlten den zwanzigsten Theil ihrer Reisernten an den König.

Die Kaste hat ihre eigene Tracht; sie besteht in einem Tapety, einem langen Tuche, das um die Lenden gegürtet wird und bis zu den Knöcheln reicht; um den Kopf wickeln sie ein Tuch, so daß der Scheitel entblößt bleibt. Gewöhnlich tragen sie auch eine Jacke. Bei andern Kasten darf der Oberkörper der Frauen nur durch ein scherpenartig über die Schultern geschlagenes Tuch verhüllt werden.

Distinguirte Personen und Häuptlinge haben große Stücke weißen Baumwollstoffs wulstartig um die Mitte des Körpers gerollt und in derselben barocken Weise die Aermel ihrer Jacken ausgestopft, die dann sehr an die Gigotärmel unserer Frauen, wie sie vor 25 Jahren modern waren, erinnern. Die Kopfbedeckung dieser Würdenträger bildet eine Art Barett.

Die Kschudra Wanse theilen sich in 21 Kasten, oder eigentlich Gewerbe: 1) Fischer, 2) Toddymacher, 3) Grobschmiede, 4) Schneider, eine sehr wenig beschäftigte Kaste, 5) Töpfer, sehr zahlreich, da die Töpfe bei öffentlichen Gelegenheiten, Festen und dergleichen nach dem Gebrauche zerschlagen werden, aus Furcht, sich zu verunreinigen, da sie möglicher Weise von Leuten einer niedrigeren Kaste berührt worden sein könnten, 6) Barbiere, welche jedoch nur vor dem Spiegelbilde Buddhu's in Gegenwart der Priester die Pantomime machen, als würden sie es rasiren, die Eingeborenen rasiren sich gewöhnlich selbst, 7) Wäscher, 8) Chalias, zu denen auch die Zimmtschäler gehören, 9) Zuckermacher, 10) Kalkbrenner, 11) Grasschneider, 12) Villedurai, wahrscheinlich ein Zweig der Chalias, 13) Dodda-Veddahs, welche in den Wildnissen der östlichen Insel als Jäger leben, 14) Paduas, eine zahlreiche Kaste, zu welcher Tagelöhner, Arbeiter an Eisenhütten gehören, die unterste Abtheilung dieser Kaste lieferte Abdecker, Straßenkehrer, Nachrichter. Die Kaste durfte nur ein Tuch bis zu den Knien tragen, und ihre Frauen durften den Oberkörper nicht bedecken, 15) Barravabadde oder Tamtamschläger, eine zahlreiche Kaste, 16) Handi oder Korbflechter, 17) die Pallaru, 18) die Oli, 19) die Radaio, 20) Pali und 21) Rinnera sind kleine Kasten. Die Kasten 8) und 15) sind sehr zahlreich, und heißen deshalb auch Maha-Badde. Außer diesen, werden die singhalesischen Christen und die Moormen als eigene Kaste betrachtet.

Die Auswürflinge der Gesellschaft bilden 2 Kasten, die Gattaru und Rhodias, die erstere wurde vom Könige geächtet. Der Ausspruch war: der Verbrecher sei befreit von allen Dienstleistungen und Steuerzahlen, und werde ein Gattaru. Der König konnte sie durch einen Machtspruch wieder restituiren.

Der Rhodia durfte sich den höhern Kasten nicht nahen und mußte sie mit hoch erhobenen Händen grüßen. Selbst im Lasttragen mußten sie sich von allen andern unterscheiden, da sie nur an dem einen Ende der Stange die Lasten befestigen durften. Ihre Weiber, die sehr hübsch sein sollen, waren und sind viel weniger verachtet als die Männer.

Mit Ausnahme der zwei letzten hatten die Kasten einige Freiheit in der Wahl ihrer Beschäftigungen und selbst bei den Heirathen trat eine gewisse Toleranz ein, wenn die Kasten nicht zu sehr von einander entfernt waren. Die englische Regierung nimmt bei den Besetzungen von Dienstposten auf die Kasten keine Rücksicht und gibt durch diese Praxis und durch die Theorie der Gleichstellung das schöne Beispiel einer allgemeinen menschlichen Duldung.

Sclaverei existirte bis zum Jahre 1832, aber unter der milderen Form der Leibeigenschaft.[48])

Reinlichkeit darf man den Singhalesen nicht absprechen, mehr noch in ihrer persönlichen Erscheinung als in ihrem Haushalte; sie sind Freunde des Badens in den Flüssen und man sieht Morgens oft Männer und Weiber mit aufgelöstem Haar aus dem Bade zurückkommen. Dem Fremden erscheint das Betelkauen häßlich, da es Mund und Zähne braunroth färbt; sie betrachten dagegen weiße Zähne als häßlich. Im Verkehr mit Europäern beschränken sie den Betelgebrauch und greifen zur Zahnbürste. Der allgemeine Gebrauch ist gerechtfertigt durch den großen Gehalt an adstringirender Substanz (Catechu) in der Betelnuß, die tonisirend auf die Verdauung wirkt.

Die Häuser im Innern des Landes sind kleiner als an den Küsten und gewöhnlich aus Pfählen und Baumzweigen, die mit Lehm verstrichen sind. An der Küste sind sie getüncht, wozu

meist Korallenkalk verwendet wird. Die Könige verboten ihnen, stockhohe Häuser zu bauen oder Kalk dabei zu verwenden. Die Häuser liegen an geschützten, windstillen Orten in der Mitte oder der Nähe ihrer Reisfelder. Mit Ausnahme der höhern Classe baut Jeder sein Haus selbst. Nägel werden dabei nicht verwendet. Jedes kleine Dorf bildet seine kleine Welt für sich, abgeschieden von der übrigen und außer einem Töpfer, Weber und Grobschmied benöthigen sie fast keine Handwerker. Salz und die wenigen Luxusartikel erhalten sie von mohamedanischen Hausirern.

Die Häuser der untern Classen haben nur ein Zimmer, während der Regenzeit ist in einer Ecke derselben das Feuer; Rauchfänge sind unbekannt. Die Einrichtung ist eben so einfach: Einige irdene Töpfe und Schüsseln, wenn es hoch kommt, eine Schüssel und ein Krug aus Messing, einige Körbe und Säcke, ein Filter für das Cocosnußöl, ein hölzerner Mörser zum Reisstampfen, eine Steinplatte und ein Stein zum Pulvern ihrer Gewürze und ein Reibeisen, um Cocosnüsse zu zerreiben, bilden die Einrichtung. Dazu kommen noch einige Werkzeuge zum Fällen und zum Zerkleinern des Holzes und vielleicht einige grobe Tischlerwerkzeuge. Sie brauchen weder Tische noch Stühle, da sie auf einer Matte am Boden sitzen oder kauern, wenn sie ihre Mahlzeiten einnehmen. Nur die Wohlhabendern haben einen Tisch, Bänke und einige Stühle. Bei Reicheren findet man hier und da Fayence und selbst Porcellangeschirre, oft sogar Gabeln.

Die Aermern schlafen auf Matten auf dem Fußboden, unter welche gewöhnlich ein Klotz statt des Kopfkissens geschoben wird. Die Reichern haben ein Bett aus Brettern, die aber sehr häufig nicht in einer Ebene liegen, und bedienen sich eines Kopfkissens,

das mit trocknem Gras oder mit Wolle von Bombaceen gefüllt ist. Fast durchgehend dienen ihre Kleider statt der Bettdecken. Buddhu's neuntes Gebot: „Du sollst nicht auf hohen und weichen Betten schlafen," ist das einzige, das gewissenhaft befolgt wird.

Die Mahlzeiten sind sehr einfach; der Hauptartikel ist immer Reis. Trotz des Gebotes Buddhu's, nicht zu tödten, genießen die Reichern doch auch Hühner, frische und gesalzene Fische; vor dem Rindfleischessen haben sie jedoch die alte heilige Scheu bewahrt. Frische und geronnene Milch ist ein Lieblingsnahrungsmittel.

Der Reis wird einfach in Wasser gekocht und auf eine Schüssel oder auf ein Bananenblatt geschüttet und durch den Kurri schmackhafter gemacht. Zum Nutzen unserer deutschen Hausfrauen will ich das Recept dazu hier mittheilen: Man nehme sechs kleine Zwiebeln, zwei Stückchen Knoblauch, eine mittelgroße Kapsel von Cayennepfeffer, zehn Körner schwarzen Pfeffer, ein Stückchen Ingwer, etwas Curcuma, etwas Cardamon und Kümmelsamen, einen Löffel voll Butter und fette saure Milch, in Ermangelung derer süße und den Saft einer halben Citrone. In Ceylon wird die Milch durch die Cocosnuß ersetzt, welche gerieben und dann ausgepreßt wird. In dem Kurri werden die Samen der Jackfrucht oder Schnitte von Brotfrucht, reife, oder noch grüne Bananen, Fisch, Geflügel oder Eier und dergleichen gekocht.

Die Banane spielt als Nahrungsmittel nicht jene Rolle wie in andern tropischen Ländern. Selbst Brotfrucht, Yam und süße Bataten sind nur untergeordnet. Das Hauptnahrungsmittel ist und bleibt der Reis.

Sie bereiten auch süße Mehlspeisen aus Jaggeri, Reis oder

Korakan und geraspelter Cocosnuß in verschiedenen Proportionen, die entweder gekocht oder in Cocosöl oder Butter gebacken werden. Auch Palmkohl wird gegessen. Zuerst essen die Männer, dann die Frauen und erst den Rest bekommen die Kinder. In den höhern Classen jedoch, die mit den Europäern in Berührung kommen, findet man schon gemeinschaftliche Mahlzeiten. Allgemeines Getränk ist Wasser, welches jedoch nicht aus dem Gefäße getrunken, sondern aus diesem in einiger Entfernung in den Mund gegossen wird, um sicher zu sein, sich nicht zu verunreinigen. Deshalb wird es auch hier für unanständig gehalten, sich Wasser von einem Andern auf die Hände gießen zu lassen.

Ihre Hauptmahlzeit ist gegen Mittag, Viele essen auch des Abends und Einige des Morgens. Außer der Zeit zu essen wird nach buddhistischen Vorschriften als sündhaft betrachtet. Im Ganzen ist das Volk sehr mäßig, selbst frugal, und Sparsamkeit hierin wird eher für verdienstlich als für unrecht gehalten.

Mit der Nationalitätsgrenze fällt auch die Sprachgrenze zusammen. Die malabarische Bevölkerung spricht Tamil, die singhalesische Singhali, eine Tochtersprache des Pali, in der man zwei Dialekte unterscheidet; den hohen, der bei den Priestern und in ihren Schriften vorherrscht und den sie Elu nennen. Der niedere Dialekt ist die Sprache des gewöhnlichen Verkehrs, in ihm werden gegenwärtig die Bibelübersetzungen gemacht und die Regierungsverordnungen verkündigt. Das Singhalesische der centralen Provinzen ist reiner, da hier der Verkehr mit den Fremden nicht modificirend einwirken konnte.

Alle ihre Bücher, mit Ausnahme der von den Missionären eingeführten, existiren nur in Manuscripten, die auf Olas (siehe Seite 281) geschrieben sind. Ihre Literatur ist theils in Prosa,

theils in Versen; in ersterer sind alle ihre Religionsbücher. Der Stil ist immer pomphaft, doch wird mehr auf Subtilitäten als auf wirkliche Ideen gesehen. Ein Kenner der einheimischen Literatur sagte, daß der harmonische Bau der Sätze für sie der anziehendste Reiz ist, der jedoch nur nach langen Studien erworben werden kann und dem die Missionäre in ihren Bibelübersetzungen und religiösen Abhandlungen nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken. Ihre Buchstaben sind rund und zierlich. Es ist merkwürdig, daß ihr größter moderner Dichter ein Portugiese war, Gasco Adigaar, der als Knabe gefangen worden war, unter Raja Singha II. Premierminister wurde und für den die Liebe der Königin verderblich wurde. Sie haben keine Ziffern und bedienten sich der malabarischen, seit der englischen Besitznahme auch der arabischen. Von den Malabaren entlehnten sie Rechenknechte für Multiplication und Subtraction. Es ist zu verwundern, daß bei den beschränkten mathematischen Kenntnissen die candy'schen Hofastrologen im Stande waren, Sonnenfinsternisse zu berechnen. Astrologie war bei dem allgemeinen Aberglauben sehr verbreitet und beliebt.

Der Eingang aller ihrer Bücher ist eine Anrufung Buddhu's. Ihr größtes historisches Werk ist der Mahawanso, es ist eine Art Staatschronik und enthält 100 Capitel mit über 9000 Versen. Wanse bedeutet groß, verehrungswürdig. Einzelne Theile sind übersetzt worden. Von ihren Religionsbüchern ist in neuerer Zeit Einiges durch Herrn Gogerly übersetzt worden. Es ist ein Gemisch von evangelischer Einfachheit und orientalischem Schwulst. Wir, das philosophische Volk, dürfen über ihre Philosophie, die nach Jahrtausenden, während die unsere erst nach Buchhändlermessen zählt, am allerwenigsten die Nase rümpfen.

Die einheimische Medicin war vorzugsweise in den Händen

der Priester, daher Anatomie in größtem Verruf. Ihre materia medica ist ungemein reich an Heilstoffen; die Bereitung der Arzneimittel beschränkt sich jedoch auf Infusionen, Decocte und Extracte oder auf die Bereitung einiger Oele durch Kochen und Auspressen. Quecksilber und Arsenik, so wie Kupfer, Gold und Silber werden angewendet. Ihre Chirurgie bestand in Cauterisiren, Schröpfen und Oeffnen von Geschwülsten und versteigt sich nur selten bis zum Aderlaß. Davy führt an, daß in den vierzig Jahren vor seiner Ankunft ein einziges Mal eine Amputation vorgenommen worden war in der barbarischen, echt mittelalterlichen Weise, mit einem glühenden Eisen. Ihre Physiologie gründet sich auf die Annahme von vier Elementen, wie in der alten griechischen Schule: Erde, Wasser, Luft und Feuer. Der Körper besteht aus sieben Grundbestandtheilen, nämlich: Blut, Fleisch, Haut, Fett, Knochen, Mark und Samen. Die Excretstoffe sind drei Flüssigkeiten: Phlegma, Galle und Wind.

Aus 572 verschiedenen Combinationen der Ursachen der Krankheiten entstehen eben so viele Krankheiten. Diese bestehen nach ihrer Auffassung nicht aus einer Gruppe von Symptomen, sondern jedes Symptom wird als besondere Krankheit betrachtet, eine Auffassungsweise, die uns nicht wundern darf, da wir sie bis heute noch in den untern Classen in Europa finden. Ist auch ihre Nosologie nichts weiter als eine Symptomenlehre, so ist ihre Therapie jedoch viel verständiger als man glauben sollte, da der Hauptgrundsatz der Behandlung nicht auf die Linderung der krankhaften Erscheinungen, sondern auf die Entfernung der Ursache gerichtet ist; dabei ist ihre Behandlung eine mehr beobachtende als eingreifende, indem sie es dem Heilbestreben der Natur überlassen, ihre Ausgänge zu machen.

Die Anforderungen, die sie früher an den Arzt stellten,

waren, daß er erstens Astrolog sei, um die richtigen Constellationen zur Anwendung der Heilmittel zu finden; Physiognomist, um aus dem Ausdruck des Kranken die Krankheit zu errathen; Traumausleger, um aus den Träumen auf die Entstehung und den Ausgang der Krankheit zu schließen; und Seher, um zu bestimmen, ob die Krankheit nicht die Strafe für eine in einem frühern Leben begangene Sünde ist. Man glaubt in einem Hospital der grauen Schwestern zu sein.

Außer diesen Aerzten alten Stils gibt es jedoch noch viele andere, welche in Calcutta eine gründliche ärztliche Ausbildung, dem Standpunkt der Medicin in Europa entsprechend, erhalten haben und die von der Regierung sehr anständige Besoldungen beziehen. Wenn diese nebenbei die alten Traditionen der Volksmedicin mit im Auge behalten, so dürfen wir dies um so weniger tadeln, da viele einheimische Pflanzen, die in Europa ganz unbekannt sind, sich als wirksame Mittel bewährt haben.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ceylons Bevölkerung. — Tamilen. — Malabaren. — Charakter. — Kasten. — Volkszahl. — Mohren als Indoaraber. — Malaien. — Kaffern. — Parsis. — Portugiesische und holländische Mestizen. — Die Engländer. — Die Regierung, Verwaltung, Einkünfte und Ausgaben der Colonien.

Dieselbe Grenzlinie, welche die beiden Klimate der Insel und damit die verschiedenen Vegetationen scheidet, bildet auch die Demarcationslinie zweier verschiedenen Völker, Sprachen und Religionsbekenntnisse. Der Reisende wird selten einen Irrthum begehen, wenn er in den Dörfern, die von Hainen der melancholischen Palmyrapalme umgeben sind, die Tamils, oder wie sie in Ceylon allgemein heißen, Malabaren vermuthet. Eine grade Linie vom Südende der Lagunen von Battikaloa bis Putlam ist die Grenze. Am Mahawelle leben sie als Holzschläger, die jedoch wie die in der Kaffeeplantage Arbeitenden nicht der einheimischen, sondern der emigrirenden Generation angehören.

Die seßhaften Malabaren sind die Nachkommen der Heere, von denen die Insel in frühern Jahrhunderten wiederholt erobert worden war und die bei der Wiederherstellung der Singhalesenherrschaft im Norden der Insel geduldet worden sind. Sie gehören den Völkerschaften der Pandi und Salti an. Sie sind

größer und kräftiger als die Singhalesen; sie sehen viel schöner und männlicher aus, und in ihrem Gesichtsausdrucke liegt mehr Ruhe, Würde und Zuversicht. Sie sind fleißiger, thätiger und unternehmender und als Dienstleute viel verläßlicher.

Die Tracht besteht bei den untern Classen aus zwei langen Stücken weißen Baumwollenstoffs, von denen das eine um die Lenden und den obern Theil der Schenkel, das andere in Form eines Turbans um den Kopf gewickelt wird. Alle tragen Ohr- und Fingerringe, die erstern haben oft mehrere Zoll im Durchmesser. Die Frauen tragen außerdem Schmuck im obern Theile des Ohrknorpels und in dem einen Nasenflügel, eine weit verbreitete orientalische Sitte, wie dies auch in Egypten bei den Fellahin üblich ist und wie es schon bei den Juden der ältern Zeit Gebrauch war, Jesaias III, 21. Das Haar ist am Scheitel festgebunden, viele Männer rasiren jedoch den Kopf mit Ausnahme des Scheitels. Die Tracht der Frauen besteht aus einem Stück weißen Baumwollenstoffs, der um die Hüften geschlungen und dessen freies Ende oft über Brust und Schultern geschlagen wird. Außer dem Schmuck in Nase und Ohren tragen sie Hals- und Armbänder, Ringe an den Fingern, Knöcheln und Zehen. Die Kinder gehen bis zum sechsten Jahre nackt, tragen jedoch silberne Arm- und Fußbänder und gewöhnlich auch eine silberne Kette um die Lenden.

Sie sind in vier Hauptkasten getheilt. Die erste ist die der Pirama, offenbar eine Corruption von Brahma. Sie treiben Ackerbau und Handel; aus ihr allein werden die Priester genommen; sie besteht aus drei Abtheilungen, die vielleicht aus religiösen Secten hervorgegangen sind: Agni (Feueranbeter), Kasiyappa (Verehrer des Siwa) und Baradwaia (Verehrer des Wischnu).

Die zweite Kaste, Katriyas, die königliche Kaste der Krieger, existirt in Ceylon nicht mehr.

Die dritte Kaste, Vaisya, ehemals der Adel, enthält jetzt Kaufleute, Feldarbeiter und Hirten. Die ersten heißen Chettis, diese sind der ehrenhafteste und unternehmendste Theil der Bevölkerung der Insel.

Die vierte Kaste ist die der Sutra; sie bildet die untern Volksclassen, ähnlich der Kschudra-Wanse der Singhalesen, und war bis in die letzte Zeit von jeder einflußreichen Stellung ausgeschlossen; sie war die dienende Classe.

Die Zahl der Tamils ist 566,370, von denen 290,690 Männer und 275,680 Weiber sind, also ungefähr ein Drittel der Gesammtbevölkerung, die nahezu den halben Flächenraum der Insel occupiren.

Moormen heißen bei den in Ceylon lebenden Engländern alle Mohamedaner. Sie sind von verschiedener Abkunft, ein Theil derselben wahrscheinlich Nachkommen arabischer Kaufleute, die von jeher die Insel besuchten und besonders im elften und zwölften Jahrhundert Factoreien in Süd- und Ostasien errichteten. Der größte Theil sind jedoch Indoaraber, die in großer Zahl im Districte von Chilau und Putlam sich niedergelassen hatten. In der Tamilsprache heißen sie Sonaher, ein Name, der schon in Maha-Bharata vorkommt. Die Singhalesen geben ihnen den Namen Marakkalaya oder Schiffsleute, wahrscheinlich von ihrem Ausfuhrhandel zur See. Gegenwärtig sprechen alle die Tamilsprache. Einige Umstände, wie z. B. das Schwarzfärben der Augenlidränder und das Gelbfärben der Nägel zeigen von arabischer Beimischung.

Sie sind ein hübscher Menschenschlag, mittelgroß und darüber, mit schlauen, oft sehr intelligenten Gesichtern. Ihre

Tracht besteht aus weißen Kaftans aus Baumwollenstoff, gewöhnlich mit einem Gürtel. Sie bedecken ihren Kopf entweder mit einem Turban oder einer kleinen rothen Mütze.

Die der höhern Classe sind Kaufleute und Capitalisten, die der niedern Juweliere, Krämer und Hausirer. Herr von Fridau fand sie am Mahawelle als Jäger und Geschäftsführer unter den Holzschlägern. Die Engländer rühmen ihre Anhänglichkeit an die Regierung. Der Neuangekommene wird stets von ihnen gesucht, um ihm irgend Etwas zu verkaufen. Um ihre Ehrlichkeit zu beweisen, bringen sie Zeugnisse ihrer Redlichkeit und dergleichen bei, die sie sich leicht von gutmüthigen Reisenden oder Residenten zu verschaffen wissen. Solche Zeugnisse wurden uns oft zu Dutzenden überreicht. Unter allen war ein einziger Fall, wo der Aussteller aussagte: Ibrahim ist der größte Spitzbube, der mir je vorgekommen ist. Ihre Häuser sind gewöhnlich besser als die der Singhalesen, ihre Moscheen sind ohne alle Zierath und gleichen mehr Scheunen. Den Koran zu lesen verstehen die Wenigsten und Wallfahrten nach Mekka gehören zu den Seltenheiten. Obwohl Polygamie erlaubt ist, haben die Meisten doch nur eine Frau. Sie nehmen selten Singhalesinnen oder Tamilfrauen, und wenn es geschieht, erziehen sie doch alle Kinder im Islam. Sie sind durch die ganze Insel zerstreut, theils einzeln, theils in Gemeinden und erreichen ihre größte Dichtigkeit im Districte Putlam. Es herrscht unter ihnen viel Gemeingeist und sie stehen mit ihren Religionsgenossen auf dem indischen Festlande in Verbindung. Außer vielen abergläubischen Gebräuchen, die sie von den Singhalesen und Tamils angenommen haben, haben sie auch mehrere specifische, die dem Islam angehören, wie z. B. die große Zahl unglücklicher Tage, an denen sie keine Geschäfte vornehmen, das Vorurtheil, daß kürzlich

verheirathete Männer keine Fische essen dürfen. Bei ihren Hochzeiten herrschen ungleich mehr Ceremonien als bei den Mohamedanern des Westens. Eine Besonderheit ist es, daß im Gegensatz zu den übrigen Mohamedanern der Vater der Braut auf Werbung geht. Vor der Hochzeitsceremonie wird der Bräutigam wie der des Evangeliums zu Roß im feierlichen Aufzuge durch die Straßen geführt. Im Hause des Bräutigams wird unter besondern Feierlichkeiten ein Pfahl hergerichtet, vielleicht ein Rest indischen Lingamdienstes. Am Tage Hassan's halten sie eine feierliche Procession in den Straßen mit einer Musikbande und maskirten Tänzern voran.

Die Feierlichkeiten bei der Geburt, bei der Beschneidung, das Wehklagen bei Todesfällen, die Art der Begräbnisse sind wie bei andern Mohamedanern. Den Mädchen werden am achten Tage die Ohrläppchen durchbohrt.

Die jährlichen Interessen bei Anleihen betrugen gesetzlich für die Moormen 20 Procent. Früher wurde Geld nur weggeliehen unter der Bedingung, daß 50 Procent gezahlt werden ohne Unterschied der Zeit. Reis und Salz wurden unter ähnlichen Bedingungen geliehen. Der Gläubiger hatte das Recht, das Eigenthum des Zahlungsunfähigen wegzunehmen oder selbst sein Weib und seine Kinder zu verkaufen.

Die Malaien sind nicht besonders zahlreich und bilden keineswegs eine dichte Küstenbevölkerung, wie es auf ethnographischen Karten verzeichnet ist, sondern sind durch die ganze Insel zerstreut. Die meisten sind in den Ruhestand versetzte Soldaten und die Nachkommen von Malaien aus den Sundainseln, die von den Holländern aus politischen Rücksichten theils als Verdächtige, theils als Abgestrafte hierher versetzt wurden, von

denen aber ein beträchtlicher Theil als Soldtruppen in die Dienste des Königs von Candy übertrat.

Die Engländer recrutirten frühzeitig aus diesem Theile der Bevölkerung die einheimischen, aus Sepoys und Kaffern bestehenden Regimenter (früher bestanden drei, jetzt nur eins). Ihre Gesichter sind breit, die Backenknochen stark hervorstehend, Nase platt, Stirn niedriger als die europäische, Farbe gelb bis in's Lohgelbe und Braune, größer als die Singhalesen, aber selten die europäische Mittelgröße überschreitend, Musculatur kräftig. Sie geben ausgezeichnete Soldaten, die von den englischen Officieren allen Orientalen weit vorgezogen werden.

Nur wenige sind Geschäftsleute. Die Aermern treten gern als Diener in europäische Dienste. Sie sind als solche wenig brauchbar, da sie sich zu den meisten Dienstleistungen für zu gut halten. Alle sind Mohamedaner und ihre Race ist ziemlich rein geblieben, da sie gewöhnlich nur Weiber des eigenen Stammes heirathen.

Ihre Tracht ist die der Singhalesen; sie binden jedoch ein farbiges Tuch um das Haupt, auch die Soldaten außer Dienst kleiden sich so und werfen dann die unzweckmäßige, eng anliegende, dunkelgrüne Tuchkleidung, Tschako und Schuhe mit Vergnügen weg (siehe Seite 346).

Die Kaffern wurden schon von den Holländern vom Cap herübergebracht. Die Engländer behielten es bei, das einheimische Schützenregiment zu Straßenarbeiten zu verwenden.

Die Parsis sind in geringer Zahl, meist Kauf- oder Geschäftsleute; sie sind Nachkommen der Perser.

Die Nachkommen der Portugiesen sind weit zahlreicher als die der Holländer, aber nur wenige Familien haben sich rein erhalten, da alle romanischen Völker weit weniger Abneigung

gegen die farbigen Racen hegen als die germanischer Abkunft. Es hat sich daher im Laufe der Jahrhunderte durch verschiedene Kreuzung eine große Zahl Spielarten gebildet, die aber alle wie gewöhnlich in solchen Fällen nur die übeln Eigenschaften der Stammeltern in sich aufgenommen haben.

Die portugiesischen Mestizen gleichen in Körpergröße, Gesichts- und Kopfbildung vielmehr den Singhalesen als den Europäern. Von den erstern unterscheiden sie sich nur durch die europäische Tracht, vorzüglich durch den Ehrgeiz, Schuhe und Strümpfe zu tragen. Die Meisten leben in Armuth, Unwissenheit und Energielosigkeit; dabei sind sie feil, träge, aber stolz auf die europäische Abkunft und auf den Titel Don oder Burger, der ihnen von der portugiesischen und holländischen Regierung ertheilt wurde.

Faulheit und Unverläßlichkeit sind die allgemeinen Uebel; den meisten wird sogar ein schlechter Charakter zugeschrieben. Sie werden daher von der Regierung und von Handlungshäusern nur in höchst untergeordneten Stellen verwendet, und nie in solchen, wo Vertrauen nothwendig ist. In Colombo bilden sie einen großen Theil der Handwerker; sie sind fast durchweg römische Katholiken, besonders in den Städten der Westküste; an 2000 portugiesische Mestizen, Abkömmlinge von Kriegsgefangenen und Renegaten, leben im Candylande.

Es existirt noch das indische Portugiesisch, das zur Zeit der portugiesischen Conquista entstand und eine Menge hindustanische Tamil- und singhalesische Wörter in sich aufgenommen hat. Es hat keine Literatur, nur einige Stücke der Bibel und das Book of Common Prayer sind von den Missionären übersetzt worden.

Zur Zeit der holländischen Herrschaft war diese Lingua

franca noch so allgemein, daß selbst die Holländer im Verkehr mit dem Volke und im Hause mit ihren Dienstleuten sich derselben bedienten. Gegenwärtig ist sie in Abnahme, da Alles begierig Englisch lernt.

Die Holländer sind am zahlreichsten im Norden und haben den allgemeinen Ausdruck ihres Volkes, mit Ausnahme der krankhaften weißen oder weißlichgelben Hautfarbe, die Folge der Anämie des Blutes, die bei Europäern schon nach wenigen Jahren in den Tropen eintritt und sich ohne Unterschied auf die europäische Nachkommenschaft vererbt. Sie haben bis in die letzten Jahre isolirt gelebt und nur bei öffentlichen Gelegenheiten mit den Engländern verkehrt, erst in letzterer Zeit haben diese ihre ungerechten Vorurtheile gegen Verbindungen mit diesem höchst achtbaren Theil der Bevölkerung abgelegt. Heirathen zwischen beiden Nationen werden häufiger. Es ist bemerkenswerth, daß die holländische Sprache als nahe erloschen betrachtet wird und daß man selbst mehr Indoportugiesisch hört. Die junge Generation hat ohne Ausnahme englische Erziehung oder wenigstens englischen Schulunterricht erhalten und die Amalgamirung mit den Engländern wird wahrscheinlich in der nächsten Generation vollendet sein. Die einzigen Vorwürfe, welche ihnen gemacht werden, sind, daß sie zu sehr auf öffentliche Aemter aspiciren und zu Aufwand über ihre Mittel geneigt sind. Ich muß bemerken, daß mir dies in englischen Regierungskreisen mitgetheilt wurde. Im Unternehmungsgeist stehen sie ihren europäischen Stammverwandten sehr nach.

Die Zahl der holländischen Mestizen ist bedeutend größer als die der Holländer, viele sind durch ihre Intelligenz zu einflußreichen Stellen gelangt.

Die Angloindier sind in Ceylon in äußerst beschränkter Zahl.

Die Strenge englischer Sitten gestattet nicht das Zusammenleben außer der Ehe und zu letzter ist die angelsächsische Race viel zu stolz. Trotz der gesetzlichen Gleichstellung wird der Orientale vom Briten nicht für ebenbürtig, sondern für nicht viel besser als der Schwarze gehalten; denn trotz dem Zurschautragen von Antislavery principles existirt der Hochmuth der Race und man hört in Ceylon in vertrauten Kreisen eben so von Negros und Niggers sprechen wie auf der andern Seite des atlantischen Oceans. Dieses Vonsichhalten der indischen Bevölkerung, selbst der Intelligenz und der alten singhalesischen Aristokratie im Privatleben wird vielleicht den Engländern ihren Besitz leichter, sie aber gewiß nicht beliebter machen.

Zum Schluß dürfte eine kleine Schilderung des Lebens der englischen Residenten am Platze sein.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang ist noch finstere Nacht, denn das geheimnißvolle Licht, das unsere Sprache als Morgengrauen bezeichnet, fehlt in den Tropen. Da durchzuckt ein Blitz den dunkeln Himmel, gefolgt von einem schweren Donnerschlag. Es ist der Morgenschuß, der in demselben Augenblick in allen großen Orten der Insel die europäische Bevölkerung statt einer Morgenglocke weckt. In den Häusern wird es lebendig. Alle mit Ausnahme der kleinen Kinder verlassen ihr Lager, die Ablutionen, die in der englischen Tagesordnung eine so große Rolle spielen, werden eilfertig abgethan. Beim Schein der Lampe kleiden sich Frauen und Herren an und der Apu bringt eine Tasse Thee oder Kaffee. Man steigt in den Wagen oder zu Pferde oder entschließt sich, die Morgenpromenade auch zu Fuß zu machen. Man genießt den Morgenwind, den Aufgang der Sonne und freut sich an den Stimmen der Vögel, denn überall ist der Wald so nahe, daß der Gang zu diesem Concerte nicht

weit ist. Man trifft einen Bekannten, plaudert, aber die Hauptsache bleibt die körperliche Bewegung; Take exercise wird gewissenhaft respectirt, als wäre es ein Artikel der Magna charta. Die Sonne legt in den Tropen schnell einen großen Bogen zurück und wird unangenehm, so daß um 7 Uhr die Mehrzahl der Spaziergänger in ihre Häuser zurückkehrt, denn sich der Sonne auszusetzen wird über Alles gefürchtet, nicht allein wegen der Insolation, sondern auch wegen der fiebererregenden Schädlichkeit. Wer sich der Sonne aussetzen muß, versieht sich mit einheimischen Sonnen- oder mit europäischen Regenschirmen, oft noch mit den dicken Hüten (s. S. 254). Nach der Rückkehr folgt eine Pause der Ruhe, die bei den Damen und wenig beschäftigten Herren vielleicht bis zum Frühstück dauert. Wer Briefe zu schreiben hat, thut es am liebsten in dieser Zeit, die Officiere sehen wohl auch dem Exerciren ihrer Soldaten zu. Regel ist es, vor dem Frühstück ein Bad zu nehmen, und alle Häuser sind wie in der Heimath mit Badezimmern versehen. Um es erfrischender zu machen, werden zahlreiche Chatties mit Wasser gefüllt, der Nachtluft ausgesetzt, die zum Regen- oder Sturzbade dienen.

Um $8\frac{1}{2}$ oder 9 Uhr wird das Frühstück servirt: Thee, Butterbrot, Eier, Schinken, Reis und Kurri, letzter fehlt nie und wird instinktmäßig gegessen, obwohl er gegen die heimischen Vorurtheile verstößt; gewöhnlich ist der Kurri von einem Huhn begleitet, denn Rindfleisch gibt es mit Ausnahme der großen Plätze nicht täglich. Die Kaufleute gehen nun in ihre Comptoirs, die Beamten in die Canzleien (Cutcherrie). Die Hauptarbeit des Abschreibens, Concipirens u. s. w. wird von den Commis und untergeordneten Beamten gethan, die meist Halfcasts oder Singhalesen, Tamilen und Mohren sind. Um 12 bis 2 Uhr wird ein zweites Frühstück genommen: Käse, kaltes Fleisch, häufig

von Pale-Ale begleitet; das für Indien bereitete ist leicht und bitter, stört die Verdauung nicht, ist im Gegentheil leicht tonisirend und daher bei Allen beliebt. Manchmal werden Früchte aufgetragen, die eingemachten europäischen Stachel- oder Johannisbeeren werden in der Regel vorgezogen. Eingemachter Ingwer, der aus China kommt, und in Zucker conservirte Orangenschalen spielen als magenstärkende Mittel eine große Rolle. Ananas, Orangen von der Größe eines kleinen Apfels bis zu der eines Kinderkopfes, Melonen, Bananen, Mangos, Guavas und Custardäpfel sind häufig, oft auch die Frucht der Papaya, die einen leichten Kressengeschmack hat.

Am späten Nachmittag wird wieder Toilette gemacht und um 5 Uhr macht Alles seinen Abendspaziergang oder seinen Ritt bis Sonnenuntergang; denn die Nachtluft wird für schädlich gehalten; gegen 7 Uhr ist die Hauptmahlzeit und zwar viel zu spät, da aber Theater, Concerte und dergleichen fehlen, so füllt sie den Abend aus.

Das Diner beginnt mit einer stark gewürzten Suppe, dann folgen Fisch, darunter der Seir der beliebteste, ein Scomberoid, mit feinem, weißem schmackhaftem Fleisch, oft präservirter Lachs, gebratenes Hammel- oder Rindfleisch, Hühner oder Truthähne, Reis und Kurri, Fleisch- und Fruchtpasteten, gedunstetes Obst, besonders Bananen, die durch Hibiscus roth gefärbt werden, Bisquit, Mandeln, Rosinen, Hasel- und Wallnüsse, kleine Pfefferkuchen, oft Aepfel oder Feigen, natürlich alle importirt. Diesem Dessert wird zugesprochen, während die einheimischen Früchte als Schaugerichte unberührt bleiben, denn man fürchtet besonders Abends ihren Genuß. Käse fehlt nicht, dagegen der Kaffee. Nur alkoholreiche Weine werden getrunken; Sherry und Madeira während der Mahlzeit, selten Bordeaux und Rheinwein, häufig Champagner,

Portwein zum Dessert. Die Europäer sind im Weingenuß nicht bloß nach englischen, sondern selbst nach süddeutschen oder rheinländischen Begriffen mäßig. Unter Tags und von den Meisten regelmäßig vor dem Schlafengehen wird Wasser mit Branntwein getrunken. Wasser allein wird für schädlich gehalten und an vielen Punkten nicht mit Unrecht. Obwohl mich diese Mischung anwiderte, halte ich sie, in mäßiger Quantität genossen, in den Tropen eben so wenig für schädlich als bei uns für den Gesundheitszustand der europäischen Bevölkerung gut. Das Mortalitätsverhältniß unter den gemeinen Soldaten ist größer als unter den Officieren und Beamten, denn der Nachtdienst ist nicht ohne Einfluß und Wechselfieber, Leberkrankheiten, Dysenterie sind häufige Uebel.

Die Wohnungen sind dem Klima entsprechend. Hohe Zimmer und breite Veranden um das Haus. Den mittlern Theil nimmt nach vorn eine große Halle ein, welche als Gesellschaftszimmer dient, nach rückwärts das Speisezimmer, zu beiden Seiten die Wohn- und Schlafzimmer der Familie. Küche, Stallungen, die Zimmer für die Dienerschaft sind vom Hauptgebäude getrennt; Fensterglas wird selten gebraucht, unter Tags sind Thüren und Fenster offen; letztere werden durch venetianische Fensterbalken geschlossen.

Die Gesellschaft ist ungezwungener, weniger streng geschieden als in England, doch viel mehr als in den eigentlichen Colonien; sie ist in kleine Cliquen getheilt und die Pflanzer werden mehr nach ihrer frühern Lebensstellung beurtheilt.

Das Leben ist durch die große Dienerzahl kostspielig. Jedes größere Haus hält einen Apu, eine Art Majordomo, einen Koch, einen Tobey oder Wäscher, einen Pferdewärter, einen Grascutter, ein Mann, der Gras für die Pferde schneidet, und Einen, der

das Haus fegt und Wasser holt. Für Frau und Kinder sind wenigstens zwei Mägde nothwendig. Der Apu erhält 20 bis 30 Schilling, der Koch 12 bis 15 Schilling monatlich, eben so viel der Pferdewärter.

Die Gewinnste der Kaufleute sind bedeutend und die Besoldungen der Beamten nach europäischem Maßstab hoch, jedoch nicht mit denen in Indien zu vergleichen. 300 Pfd. Sterl. ist für einen Europäer die niedrigste Besoldung, die hohen Beamten beziehen 1000 bis 1500 Pfd. Strl., der Gouverneur 7000 Pfd. Strl., also mehr als der Präsident der Vereinigten Staaten und das Siebenzehnfache des Präsidenten der Eidgenossenschaft. Es ist nur zu billigen, da der Haushalt durch die vielen Diener sehr vertheuert wird. Die Mestizen und Singhalesen gelangen nur selten zu höhern Posten mit 300 oder mehr Pfund Sterling; sie bilden dagegen fast ausschließlich die untern Classen des Regierungspersonals und beziehen in ihrer Stellung als Schreiber und Uebersetzer oft nicht mehr als 24 Pfd. Strl. jährlich.

Sir James Emerson Tennent hat die Regierungsform, die er als ehemaliger Colonialsecretär besser als irgend ein Einheimischer oder Reisender kennen muß, sehr gut charakterisirt und es wäre wünschenswerth, daß die Beamten der Continentalregierungen die Ehrlichkeit und den Muth hätten, einem so ehrenwerthen Beispiel zu folgen. Er nennt die Colonialregierung eine väterliche Despotie.

Die Regierung besteht aus dem Gouverneur und einem doppelten Rath (executive und legislative Council). Der erste besteht unter dem Präsidium des Gouverneurs aus fünf Gliedern, dem Generalcommandanten der Truppen, dem Colonialsecretär, dem Advocaten der Königin, dem Schatzmeister und dem Generalauditor.

Der gesetzgebende Körper unter dem Vorsitz des Gouverneurs besteht aus den fünf Mitgliedern der Executive, dem Gouvernementsagenten der westlichen und dem der Centralprovinz, dem Oberlandvermesser und dem Oberzolleinnehmer und aus sechs Mitgliedern, die nicht Regierungsbeamte sind und die vom Gouverneur ernannt werden, von denen ein Einziger ein Eingeborener war. Die Vertretung des Landes gegen die Regierung ist also wie 6 zu 10 und 1,600,000 Eingeborene werden in ihrem Interesse durch ein einziges Individuum repräsentirt. Das Legislativcouncil ist nur ein berathender, kein beschließender Körper. Es ist ein abnormer Zustand, der in keiner andern englischen Colonie vorkommt, und um so ungerechter, da das Land eine alte zahlreiche und intelligente Aristokratie, sehr viele Männer von gelehrter Befähigung und eine bedeutende Zahl von Capitalisten besitzt.

Die Insel ist in sechs Regierungsbezirke getheilt, deren jeder von einem Gouvernementsagenten administrirt wird, unter dem die Governments-Agents-Assistents stehen. Die kleinsten Bezirke und einzelne Dörfer stehen unter eingeborenen Mudliars und Headmen, für welche die Befehle in singhalesischer Sprache ausgefertigt werden. Die Haupteinkünfte [49]) sind die Zölle, Reistaxe, die Monopole von Stempeln, Arrak, Perl- und Chankfischerei. Die Einnahmen beliefen sich nach einem 31jährigen Durchschnitt auf 385,373 Pfd. Strl., haben aber zur Zeit unserer Anwesenheit 430,000 Pfd. Strl. erreicht. Die Ausgaben [50]) in demselben Durchschnitt 393,876 Pfd. Strl. und 1851 429,700 Pfd. Strl.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Der Buddhismus. — Buddhu als Incarnation und als historische Person. — Kosmogenie. — Theologie. — Moral. — Ausbreitung und Missionen. — Religionskriege. — Die buddhistische Priesterschaft in Ceylon.

Gegenwärtig ist der Buddhismus die am weitesten verbreitete Religion, mit mehr als 350 Millionen Bekennern. Es dürfte daher vielen meiner Leser schon deshalb nicht unangenehm sein, sich über diesen Glauben zu unterrichten und sie werden es billigen, wenn ich Allgemeines vorausschicke, um das Locale daranzuknüpfen.

Der Buddhismus ging aus der Brahmalehre hervor, wenigstens seine gegenwärtige Form, denn es ist zweifelhaft, ob ein ähnliches Religionssystem schon früher bestanden hatte, das Gutama Buddhu nur zu neuer Geltung brachte. Wir finden seine philosophische Anschauung in Bhagawad-Gita, dem eigentlichen Dogmenbuch der Wischnuiten, begründet. Daß buddhistische Lehren im hohen Alterthum nicht als ketzerische Lehren betrachtet wurden, beweisen die Veddahs, die in ihrem Index librorum prohibitorum 12,009 ketzerische Schriften aufführen, ohne die des Buddhismus zu erwähnen.

Buddhu ist eine Incarnation Wischnus. Wir finden ihn abgebildet auf dem Lothosthrone vierhändig, die zwei vordern Hände über der Brust gefaltet, in der dritten Hand sein Gesetzbuch und in der vierten die Muschel, das Auferstehungssymbol der Wischnuiten oder das Rad der Lehre in den Händen (Raffles hist. of Java, II. p. 54). Das Rad, aus dem später die Gebetrolle entstand, ist das Symbol der Continuität und Ewigkeit der Materie und wahrscheinlich aus dem Schlangenring hervorgegangen. Es werden Gebete daran geklebt, und um diese zu lesen, wird das Rad gedreht. Offenbar erst später nahm man an, daß jede Drehung die Wirkung einer mündlichen Wiederholung hätte. Wir sehen Buddhu dann wieder als Sakya-Muni; so wie er mit Wischnuattributen abgebildet wird, so glauben wieder viele Buddhisten, daß Wischnu einst ein Buddhu werden wird. Ein Zusammenhang und eine Verwandtschaft des Buddhismus ist selbst noch mit den gnostisch theosophistischen Lehren erkennbar.

Daß der Brahmacultus älter ist, würde sich aus dem natürlichen Hergang aller Theosophie ergeben, die zuerst ein Naturcultus ist, der sich später in einen Anthropotheismus umwandelt oder unter der Hand der philosophischen Forschung sich in einen reinen Theismus oder Causalitätslehre verwandelt.

Der Name Buddhu (die Paliwurzel ist Bodie, Weisheit) wird einer bestimmten Zahl von Wesen beigelegt, die in jeder Weltperiode (Maha-Kalpe) erscheint, um die Menschheit zu erlösen. Ihre Zahl für die gegenwärtige Weltperiode ist fünf, von denen vier bereits erschienen sind. Der letzte war Gutama Buddhu, gegenwärtig bei den eigentlichen Buddhisten der einzige Gegenstand der Verehrung. In einer undenklichen Vorzeit, als Dipankare Buddhu, der erste der Buddhu's, lebte, war er geboren

worden und erhielt von diesem wegen seiner Tugend die Versicherung, er werde einst Buddhu werden. Der höchste Wunsch an Freunde ist noch heute: „Werde ein Buddhu.“ Dieser prädestinirte Gott (Badisatwayo) wählte, nachdem die gesetzte Zeit verflossen war, die Gattin des Königs Suddhadena zu seiner Mutter. Als sie ihn empfing, erfolgten zweiunddreißig wunderbare Erscheinungen und vier Schutzgötter bewachten den Palast. Bei seiner Geburt sanken zwei Wolken vom Himmel und wuschen das heilige Kind und die Mutter. Er schritt sogleich sieben Schritte gegen den Norden und rief: Ich bin der Herr der Welt, ich bin der Höchste, dies Leben ist mein letztes, ich werde nicht wieder geboren. Als er eines Tages dem weisen Kala übergeben wurde, setzte er sich auf sein Haar. Im sechzehnten Jahre ehlichte er die fromme Prinzessin Yasodera, die im frühern Leben schon seine treue Gefährtin war. Als diese seinen Sohn Raslau geboren hatte, entsagte er Gihige, das ist dem Glanze des Lebens, und verließ sein Weib und Kind des Nachts, um in der Einsamkeit und durch sechsjährige Bußeübungen und Meditation sich für das Predigeramt vorzubereiten. Ehe er anerkannt wurde, hatte er einen harten Kampf mit Maraya zu bestehen, den er jedoch nicht nur besiegte, sondern auch bekehrte; die dabei gewirkten Wunder bilden die glänzendste Episode in seinem Leben und sind neben der Reinheit seines Lebenswandels die Beglaubigung der neuen Lehre, die wie eine himmlische Botschaft der Versöhnung und Erlösung den Unterdrückten klingen mußte. Ein großer Theil der hindustanischen Bevölkerung wurde bekehrt, darunter viele Brahmanen, sein Weib und sein Sohn und alle seine Verwandten, von denen er viele als Priester ordinirte. Er lebte in Armuth, nahm Almosen, ohne sie zu verlangen, und wanderte mit seinen Schülern von

Ort zu Ort. Er starb im fünfundachtzigsten Lebensjahre. Vor seinem Tode sagte er vorher, daß seine Religion 5000 Jahre dauern und sich allmälig ausbreiten werde, bis sie die Religion der Welt ist, dann wird sie verfallen, bis sie durch seinen Nachfolger Maitre Buddhu wird erneuert werden. Nach einer andern Sage steht jedoch die Ankunft des nächsten Buddhu schon in 150 Jahren in Aussicht; dadurch ist die kirchliche Bewegung nicht abgeschlossen, da durch die neuen Incarnationen oder Avataren eine fortschreitende Reformation in Aussicht gestellt ist. Er hinterließ keine Schriften, erlaubte aber seinen Schülern, die mündlichen Lehren aufzuzeichnen.

In der Kosmogenie finden wir wie überall im Oriente jene Expansivkraft der Phantasie, die uns maß- und formlos vorkommt, während die unsrige, durch eine ruhigere Reflexion beschränkt, gewisse conventionelle Formen nicht übersteigen darf.

Der Mittelpunkt der Welt ist der Felsen Mahamera-Parwataya, über diesem Felsen sind sechsundzwanzig Himmel, unter ihnen drei Felsen, Trikuta, unter denen die große Brillenschlange Naga-Bhawana wohnt, die eigentlich der große König Naga-Raja ist. Unter ihr ist der Fels Gallpalawa, der auf Wasser ruht, welches in der Luft schwebt. Um den Fels Mahamera sind sieben Felsenkreise und um die ganze Welt eine Mauer aus Felsen, der Jakwalla-Galla. Diese Kreise sind von einander durch Meere getrennt. In dem letzten Zwischenraum sind vier große Continente, jeder umgeben von 500 Inseln. Unter dem Meere sind acht Höllen unter einander und um dieselben 120 kleinere Höllen.

Die Himmel sind von verschiedener Ausdehnung und verschiedener Entfernung von einander und verschiedener Glückselig-

keit. So sind in dem einen die seligen Männer ohne weibliche Gesellschaft; in andern ist diese vorhanden, aber die Freuden der Liebe bestehen nur in der Contemplation. In dem einen Himmel essen und schlafen die Seligen, in dem andern sind sie zufrieden mit dem bloßen Geruch der Speisen und in dem dritten verschmähen sie auch diesen. Einige Himmelsbewohner sind gigantische Schönheiten von rother Farbe, glänzend, so daß das Licht eines Fingers dem von 10,000 Sonnen gleich ist. In andern sind sie Geister, die der Luft gleichen. Von diesen können einige sprechen, hören und sehen; bei andern und höhern Stadien fehlt eine oder die andere Empfindung. Es wird die Glückseligkeit im umgekehrten Verhältniß zur Entwicklung unserer Sinnesorgane und der damit in Verbindung stehenden Wahrnehmungskreise aufgefaßt, im höchsten Zustande der Seligkeit ist sogar das Denkvermögen und das Bewußtsein, im höchsten Himmel, Alhogata, das Leben selbst vernichtet in seiner individuellen Erscheinung (denn das Wort bedeutet Nichts) aber nicht in der Wirklichkeit, es ist latent wie die formlosen Stoffe, denn noch kann es neue Gestalten durch neue Geburt erhalten.

Naga-Bhawana ist die Wohnung eines zahlreichen Schlangengeschlechts, von der Form der Brillenschlange, aber sehr groß, schön und kräftig, leuchtend im eignen Lichte, das stärker ist als das des irdischen Tages. Es sind transmigrirte tugendhafte Personen, die aber nicht immer untadelhaft gelebt hatten; sie leben in gut eingerichteten Häusern, essen und trinken, was sie nur wollen, aber Alles erscheint unter der Form eines Frosches, jedenfalls eine leckere Schlangenkost. Sie haben einen König und sind in Kasten getheilt. Obwohl ein einziger Hauch ihres giftigen Athems das Leben auf der ganzen Erde zerstören könnte,

sind sie doch gutmüthig, so lange sie nicht gereizt werden. Dieser Schlangenmythus ist der Grund, weshalb eine Art Cultus der Naga in Ceylon existirt, die an den Masken ihrer Tänzer angebracht und nie getödtet werden. Es ist aber falsch, daß sie als eine Art Penaten verehrt werden.

Die sieben Meere, welche die Kreise trennen, sind sehr verschieden: das eine besteht aus Milch, ein anderes aus dem Saft des Zuckerrohrs, ein drittes aus Arrak.

Die vier Continente haben verschiedene Formen, der, zu welchem Ceylon gehört, hat eine ovale Form von 10,000 Meilen Umfang und heißt Jambudwipa oder Dambadiwa. Es ist unsere Erde von 500 Inseln umgeben; eine der zweitgrößten ist Ceylon. Im Norden und Osten davon ist der schneebedeckte Hiemala, ein Wunderland, bewohnt von Wesen höherer Art: den Pasay-Buddhas, den Munis, Tapasayos und Bhumatu-Devis. Die letztern nehmen den lebhaftesten Antheil an den Ereignissen auf der Erde und beschützen sie. Ihre zwei Hauptgötter, Eiswara und Wischnu, haben ihre Gewalt an Nata, Kattragamma, Saman, Pittga und die Göttin Patine übertragen, mit dem besondern Auftrage, Ceylon zu beschützen. Alle diese Götter werden verehrt und haben Tempel mit Ausnahme von Eiswara. Die Verehrung besteht in Niederwerfen, Gebeten, Opfern von Blumen und Geld.

Dambadiwa wird von Menschen und Dämonen bewohnt; die letztern sind von fünf verschiedenen Arten. Einige sind Vampyre; andere leben von Menschenfleisch; einige sind unsichtbar, selbst formlos, während andere häßliche Gestalten haben und die Menschen erschrecken.

Die verschiedenen Höllen sind entweder kalte oder glühend heiße metallene Hohlräume und die Verdammten leiden vom

Hunger und Durst, werden gepfählt, gebrannt, geprügelt oder wie Holz zerschnitten. Die Peiniger sind gleichfalls Sünder und haben die Form von Kaffern, Hunden und Krähen. Die größten Sünder sind die fettesten, während die geringern mager sind und nur wenig den Appetit ihrer Peiniger reizen. Die größte Strafe ist jedoch in einer Hölle ohne Licht und ohne Wärme. Dem Bewohner sonniger Tropenländer muß nichts entsetzlicher vorkommen als Kälte und Finsterniß. In diese Hölle kommen nur Vatermörder, die Mörder von Buddhupriestern und Lehrern und die Verächter der Götter und Tempelschänder. Die Verdammten leiden nicht nur an Kälte, sondern auch an Heißhunger, der sie endlich dazu treibt, einander anzufallen. Sobald sie auf diese Art getödtet sind, erwachen sie alsogleich in einer andern Hölle. Ebbe und Fluth entstehen dadurch, daß das Seewasser in einen großen Schacht der obersten Höllenregion fließt; auf dem Wege dahin wird es erhitzt und in Dampf verwandelt und wird auf diese Art zurückgedrängt. Wie in der Naturreligion der abendländischen Völker betrachten sie die Meteore als Dämone oder Götter; sie sprechen von einem Gott des Windes, der Wolken, des Regens ꝛc., die im Grimm oder Kampf gegen einander Stürme erregen. Eben so sind Sonne, Mond und Gestirne leuchtende Götter, die regelmäßig wandern, von Elephanten, Pferden, Hirschen oder andern Thieren gezogen. Die Milchstraße ist das Licht einer Schlange und eine Sternschnuppe ein sterbender Gott. Sie erkennen mehrere Schöpfungen an und betrachten das Untergehen der jeweilig bestehenden als Folge moralischer Verdorbenheit. Den Zwischenraum zwischen diesen verschiedenen Götterdämmerungen nennen sie eine Maha-Kalpe, ein sehr langer Zeitraum, der viele andere, aber weniger allgemeine Revolutionen in sich schließt. Das Ende der Maha-

Kalpe ist ein Chaos, hervorgerufen durch Feuer und allgemeinen Brand, wie der Untergang der Welt im altgermanischen Mythus durch Surtur und sein Heer. Nach dem Weltbrande tritt Regen ein, bei dessen Nachlaß aus dem Schlamme Nalan oder Lotos, das Symbol des neuen Lebens, sproßt, welche Kleider für das kommende Geschlecht trägt. Die neue Menschheit geht von acht Heiligen oder Göttern aus, welche aber mit der irdischen Nahrung und der menschlichen Gestalt Geschlechtsunterschiede erlangen und Leidenschaft annehmen. Endlich entstehen Kasten und eine Regierung. Das junge Menschengeschlecht beginnt allmälig zu entarten, wird mit jeder Generation lasterhafter und verkürzt dadurch seine Lebensdauer; wenn dieses endlich bis auf zehn Jahre verkürzt ist, erschallt Gottes warnende Stimme, daß binnen sieben Tagen ein großer Regen herabfallen wird, durch den alle von ihm Benetzten in Thiere verwandelt werden, die einander vernichten. Einige gehen in sich und bleiben trocken und beginnen dann über ihre Sünden nachzudenken. Ihnen wird ein langes Leben und höhere geistige Thätigkeiten zu Theil, sie sterben erst beim Anbruch der nächsten Erdrevolution. Es ist falsch, daß die Bekenner der Buddhulehre Atheisten sind. Buddhu ist für sie die Menschwerdung der höchsten Intelligenz, nach dessen Scheiden von der Erde sie dieselbe als Mahabrama verehren. Er ist ihnen jedoch kein außer der Welt existirendes Wesen; Prana und Citta, Leben und Vernunft sind ihnen identisch. Die Materie ist ohne Anfang, aber ewig wandelbar wie der Lufthauch in der Horanawa; Alles besteht aus den vier Elementen und der Tod ist nur Gestaltwechsel. Die Tugendhaften gehen ein zur Nirwana; Nirwana von Sanskrit ni (ohne) und wane (Wunsch), im Singhalesischen niwane und niwanawa (verlöschen). Es ist wie die große Null der deutschen

Naturphilosophie, der indifferente Stoff. „Es ist das All', es ist das Nichts, es ist wie der Wind und wie unser Athem, es ist formlos, es erlöst uns von unsern Leidenschaften und von unserer Sorge, wie die Nahrung erhält es das Leben von Allen, die danach streben. Wie das Meer nicht voll wird von all' den Strömen, die hineinfließen, so wird Nirwana nicht ausgefüllt von allen Wesen, welche leben. Nirwana ist ihnen wie der wundervolle Stein in des Morgenlandes Sagen, der seinem Besitzer Alles gibt, was er wünscht; sie ist wie rothes Sandelholz geliebt und verlangt von Allen; sie befreit uns von dem dreifachen Feuer der Wollust, des Hasses und Stolzes. Nirwana werden, ist wie der Wechsel aus einem Kerker zu einem angenehmen Platz, wie das Entkommen aus dem Getümmel Kämpfender, deren Schwerter Geburt, Krankheit und Tod sind, zu einem Orte der Ruhe und der Sicherheit."

Die Moral des Buddhismus empfiehlt Wohlthätigkeit, und Bodisatwayo errichtete in verschiedenen Zuständen Armenhäuser, ohne nach dem Charakter oder der Nothdurft der Verlangenden zu fragen. Er gab drei Hauptregeln: Enthalte Dich der Sünde, beherrsche Dein Herz, übe jede Tugend. Er zog das Gleichniß der philosophischen Erörterung vor. Aber die Gebote Buddhu's sind präcis:

1. Du sollst kein Leben nehmen.

2. Nicht Dinge nehmen, die Dir nicht gegeben werden.

3. Du sollst keine unerlaubte Verbindung mit Weibern haben.

4. Du sollst nicht lügen.

5. Du sollst nicht Toddy trinken, noch andere geistige Flüssigkeiten.

6. Du sollst nicht essen außer der Zeit.

7. Du sollst nicht tanzen, singen und musikalische Instrumente spielen oder dramatische Vorstellungen besuchen.

8. Du sollst Dich nicht mit Blumen schmücken, noch mit wohlriechenden Salben.

9. Du sollst nicht auf hohen und weichen Betten schlafen.

10. Du sollst nicht Gold, Silber und Geld berühren.

Diese Gebote werden von den Priestern den Gläubigen beim Besuche der Tempel vorgesagt und von diesen wiederholt.

Außerdem verbot Buddhu ungerechten Verdacht, Verleumdung und das Verrathen des anvertrauten Geheimnisses.

Viele von seinen Lebensregeln haben sich erhalten: Nicht den Thoren zu folgen, die Würdigen zu ehren, sich in Religion und Sprachen zu unterrichten, einen sündenlosen Beruf zu wählen, Almosen zu geben, Vater und Mutter zu ehren, für Weib und Kinder zu sorgen, Verwandten zu helfen, ein fleckenloses Leben zu führen, die Religionslehrer zu ehren, mild zu sein und Tadel anzunehmen, im Glück und Unglück ruhig und geduldig zu sein.

Die Sittenlehre verlangt, ohne Tadel zu leben und ohne Furcht aber auch ohne Hoffnung zu sterben; indem sie aber Alles der eignen Willenskraft anheimstellt, jedes Fatum und jeden göttlichen Beistand negirt und dem Tugendhaften statt eines reichen Himmels nur die Freude des Aufgehens in der Unendlichkeit verspricht, ist sie viel zu kalt, um in der Menge Enthusiasmus zu bewirken oder sie zu Opfern zu bewegen. Die Abwesenheit alles Ceremoniells gab seiner Lehre jene Einfachheit, wie wir sie in orientalischen Religionen vergebens suchen.

Die buddhistischen Priester, die anfangs großen Theils

Brahmanen waren, setzten den Buddhismus überall in den Besitz der Tempel, brachten aber auch viele Ideen, die der Buddhismus negirte, wieder zur Geltung. Sie begannen ein großartiges Missionswesen in allen Theilen Asiens, konnten jedoch die brahmanische Reaction nicht hindern; eine Fusion der beiden Lehren war nicht möglich wegen der Kastenprärogative, welche der Buddhismus angriff. Die Privilegirten begannen einen erbitterten Kampf gegen die neue Lehre, der durch ein Jahrtausend und wie alle Religionskriege mit vieler Barbarei geführt wurde, in dem alle Blüthen des geistigen Lebens geknickt wurden. Das Glück entschied sich gegen den Buddhismus. Die Folge der Niederlage der socialen und kirchlichen Reformation war der Terrorismus der brahmanischen Hierarchie, ein zureichender Grund für den Stillstand des indischen Culturlebens. Der Buddhismus wurde mit Feuer und Schwert vernichtet, seine Anhänger zur Apostasie oder zur Auswanderung genöthigt. In Indien erhielt sich der Buddhismus bloß in einigen einsamen Thälern des Himalaia, und im Süden in Ceylon, dagegen wurden die fremden Missionen durch die Auswanderer verstärkt. Bannegadara, der siebenundzwanzigste buddhistische Patriarch, hatte schon seinen Sitz verlegt, und Badhidharma, der achtundzwanzigste und letzte, wanderte nach China aus, wo er 495 n. Chr. starb.

In der Fremde gewann die neue Lehre bedeutende Ausdehnung, accommodirte sich aber überall mehr oder weniger leicht den vorgefundenen Systemen.

Theils in Erinnerung der bitteren Erfahrungen in Indien, theils wegen des Mangels positiver Charaktere und der Abwesenheit alles Fanatismus und Hochmuths, den Buddhu ausdrücklich verbietet (siehe Gogerly), nahmen sie in Nordasien Vieles

von den Vorschriften Zoroasters an, wie die Verehrung des Feuers, die Aussetzung der Todten und die Auszeichnung des Hundes.

Die Secte des Lao-Tsen, d. i. des Lehrers der Vernunft, herrschte im fünften und sechsten Jahrhundert in Tübet und Hinterasien; Fa-Hian, der chinesische Buddhist, der Ceylon im Jahre 412 besuchte, nennt die dortige Priesterschaft die Priesterschaft der Vernunft. Von Tübet aus verbreitete sich der Buddhismus unter den Mongolen am ochozkischen Meere bis an die Ufer der Wolga. In China trifft seine Einführung mit der Entwicklung der Künste und Gewerbe zusammen, die wahrscheinlich mit den Missionen aus Indien kamen. Die älteste scheint die des Lao-Tsen, des Lehrers der Vernunft zu sein. In Japan wurde der Buddhismus durch die Sintus modificirt. Buddhistische Ideen finden sich bei den Sainas auf dem indischen Festlande, die im elften Jahrhundert in ihrer Blüthe standen. Die gänzliche Ausrottung des Buddhismus in Hindostan erfolgte nach Sykes erst im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert. (As. Journal IV. p. 334.)

Ein Religionssystem, welches die Befriedigung der menschlichen Leidenschaften, Kasten und Sclaverei verbietet und Uneigennützigkeit befiehlt, konnte in despotisch regierten Ländern nicht ohne Aenderung bleiben, wurde deshalb bald durch Sophistik und Auslegung entstellt.

Außer Buddhu werden auch noch einige Götter verehrt, da der spiritualistische Gottesdienst und die prunklose Huldigung, die nur Opfer von Blumen, Lichtern und reinen Herzen verlangt, der großen Masse nicht genügte. Viele von diesen Göttern haben in Ceylon eine bloß locale Verehrung. Tennent versichert, daß außer der Schaustellung ihrer Sinnbilder der Dienst

der indischen Gottheiten unter den Singhalesen gänzlich frei ist von den Obscönitäten und den Grausamkeiten, die ihn auf dem indischen Festlande charakterisiren; es geschah aus Rücksicht gegen die höhere Reinheit des Buddhucultus, mit dem der ihrige zufällig vereinigt wurde. Ihre Tempel heißen Dewale und die Priester Kapural, die weder eine besondere Erziehung, noch Ordination erlangt haben. Im Allgemeinen scheint der Polytheismus auf Kosten des Buddhismus in Ceylon Boden zu gewinnen und nie völlig ausgerottet gewesen zu sein. Außer den indischen Königen fremden Ursprungs, die als Eroberer in's Land kamen, begünstigten ihn oft auch die einheimischen. Der Verfall des Buddhismus soll größer sein seit dem Erlöschen der einheimischen Dynastie 1739. Dämonen- und Schlangencultus soll vor Einführung des Buddhismus geherrscht haben. Alle zerstörenden Naturerscheinungen, so wie alle Leiden der Menschen sind das Werk böser Geister, die man durch Opfer zu versöhnen sucht. Oft werden ihnen Fruchtbäume geweiht, die man durch ein Band von Blättern um den Stamm bezeichnet, um sie dadurch vor Diebstahl zu sichern. Die Priester dieser Dämonen heißen Katdias und Kapuas und gehören meist den untern Kasten an. Der Glaube, von bösen Geistern besessen zu sein, kommt oft vor. Wie an andern Orten scheinen Nervenkrankheiten oder zufällige Vergiftungen durch narkotische Pflanzen die Ursache zu sein. Dazu kommt, daß die Furcht vor dem Uebel und Bösen immer größer ist als die Liebe zum Guten. Es scheint, daß die Verehrung von Localgottheiten immer tolerirt war, gegenwärtig ist sie nach den Satzungen der siamesischen Doctrin orthodox, und die Wihare ist häufig mit der Dewale an demselben Orte, manchmal sogar unter einem und demselben Dach.

Die Ansicht Einiger, daß die Buddhubilder Spuren der äthiopischen Race an sich tragen, kann ich nicht bestätigen.

In den verschiedenen Ländern ist auch die Stellung der Priesterschaft eine verschiedene geworden. Ueberall strebte sie neben der spirituellen auch nach der weltlichen Herrschaft; so theilt in Japan der Oberpriester mit dem Staatsoberhaupte die Herrschaft, und in Tübet ist es sogar zur Bildung eines theokratischen Staates gekommen, dessen absolutes Oberhaupt der Dalai Lama ist.

In Ceylon bilden die buddhistischen Priester zwei Classen. Die höheren heißen Upasampada (voll von Religion) und führen den Ehrentitel Terronnanse, die niedrigern heißen Samanairia (wörtlich der Sohn eines Priesters) und führen den Titel Gonninanse.

In Candy sind zwei große clericale Congregationen an den beiden Haupttempeln der Malwatte-Wihare und der Asgirj Wihare. Zur ersten gehören ungefähr 3000, zur zweiten gegen 1000 Priester. Drei Viertheile sollen davon im Innern des Landes sein. Die beiden Priestercollegien sind unabhängig von einander, aber nicht in Opposition. An der Spitze eines jeden stehen zwei Oberpriester der Mahaniaku-Unanci und der Anna-Niaku-Unanci. Sie werden von der Regierung angestellt und haben einen amtlichen Rang. Die übrigen Priester sind gleich und nur größeres Wissen oder Frömmigkeit gibt ihnen besonderen Einfluß.

Die Oberpriester sind in der Leitung ihrer Collegien an geschriebene Vorschriften gebunden. Es ist eine Art Episkopat, das früher sogar berechtigt war, den Königen Vorstellungen zu machen.

Die Priester sind an ihre Wiharen gebunden, die nach ihrer

Größe und Vermögen einen bis dreißig unterhalten. Sie gehören der Goewanse an, obwohl principiell die höhern Abtheilungen der Kschudrakaste nicht ausgeschlossen sind. Männer aus den untern Kasten können nur eine Art Laienbrüder werden (Silvat), die aber wenig Auszeichnung genießen.

Die letzten Candy'schen Könige, den brahmanischen Kastenvorurtheilen huldigend, ließen Keinen aus dem niedrigern Range zum höhern Grade der Priesterschaft zu. Darüber erbittert, schickten 1798 die Priester der niedern Kasten, besonders die der Chalias, eine Deputation nach Amarapura zu Sanga-Raija, dem Haupte der nationalen Kirche in Birma, wo sie mit Auszeichnung aufgenommen, mit königlicher Pracht ordinirt wurden. Sie kehrten 1802 in der Begleitung birmanischer Priester zurück und gründeten die Amarapurasecte, die sich von der bischöflichen Gewalt der beiden Oberpriester in Candy losgesagt hat und einer Presbyterialverfassung huldigt. Sie verwerfen auch das Recht der bürgerlichen Gewalt, sich in den Cultus zu mischen, verbannen die mit Sanction der Priesterschaft von Siam eingeführten Neuerungen und den indischen Cultus aus ihren Tempeln, verlangen die Aufhebung der Kaste, erklären die heiligen Bücher ohne Unterschied dem Volke und verbieten den Priestern weltliche Beschäftigungen, selbst Medicin und Astrologie. Sie tragen das gelbe Gewand wie eine Toga über den ganzen Körper, und haben bedeutenden Einfluß gewonnen, besonders dadurch, daß alle Wiharen in Saffragam und die Tempel des Adamspik in ihren Händen sind. In allen Hauptdogmen stimmen die beiden Secten überein, sprechen sich aber gegenseitig die Nirwana ab.

Die Priester beginnen mit einem Noviciat gewöhnlich schon mit dem achten oder neunten Jahre, um sich früher an die

Disciplin zu gewöhnen, und dienen als eine Art Pagen bei einem ältern Priester, der sie erzieht. Erst am Ende des Noviciats sollen sie vorschriftsmäßige Priesterkleider anlegen. Ich sah jedoch viele Knaben, in dem angegebenen Alter, im gelben Kleide, denen Kopf und Augenbrauen geschoren waren. Die Knaben werden im Tempeldienste und der Literatur unterrichtet. Jeden Morgen und Abend empfangen sie kniend den Segen ihres Lehrers.

Der Ordination geht eine Prüfung durch den Oberpriester und zwanzig andere Priester voran. Er wird auch gefragt, ob er gesund ist, ohne Schulden und nicht im Dienste des Königs sei, ob er das zwanzigste Jahr vollendet, die Bewilligung seiner Eltern, einen Becher und ein Priesterkleid habe. Am Ende der Prüfung wird sein Haar und die Augenbrauen geschoren und der Körper gesalbt. Er wird dann in kostbaren Kleidern auf einen Elephanten gesetzt und im feierlichen Aufzuge mit Musik durch die Straßen geführt. In früheren Zeiten, wie noch jetzt in Birma, kam oftmals der König mit seinem ganzen Hofe zu solchem feierlichen Reiten. Die Procession kehrte dann in den Tempel zurück, wo der Priester in die gelben Kleider seines Standes eingekleidet wird.

Die Priester sollen gemeinschaftlich in ihren Klöstern leben und an einem Tische essen. Armuth, Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit waren ihre Gelübde. Ein Priester, der mit einem Weibe auf einer Bank sitzt oder mit ihr spricht, ohne von Andern gehört zu werden, ist strafbar. Eben so war ihnen früher der Besuch der Frauenklöster untersagt, selbst unter dem Vorwande, dort zu predigen. Wurde es aber dem ehelosen Priester unter der gelben Toga zu warm, so war er berechtigt, sie auszuziehen und in den Fluß zu werfen, eben so beim Antritt einer reichen Erbschaft. Der Rücktritt in den Laienstand war weder mit Schwie-

rigkeiten, noch mit Unehre verknüpft und der Ausgetretene behielt durch seine höhere geistige Bildung immer eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft. Ihre Pflichten bestehen darin, an gewissen Tagen die heiligen Bücher zu lesen. Diese werden auch besonders verehrt, sie legen Blumen als Opfer vor dieselben, verneigen sich vor ihnen bei Veränderung des Platzes und legen sie immer an eine höhere Stelle als ihren Sitz. Sie sollen täglich dreimal zu Buddhu beten und vor ihren ältern Priestern niederknien, den Segen zu empfangen. Jeden siebenten Tag beim Mondwechsel soll ein religiöses Fest gefeiert werden, das frei von Arbeit zur Belehrung des Volkes dienen sollte. Vom Volke wird dieser Tag in der Regel nur durch Tamtamschlagen und nächtliche Processionen gefeiert.

Zweimal im Monat sollen die Priester jedes Tempels sich versammeln, um die Lectüre ihrer Lebensverhaltungen anzuhören. Ehe die Lesung beginnt, warnt der älteste Priester diejenigen, welche eine Sünde begangen hatten, fortzugehen. Beging einer ein leichtes Vergehen, das er augenblicklich bekennt, so wird er ermahnt, kann aber der Lectüre beiwohnen, ist es aber schwer so muß er die Versammlung verlassen und wird später gerichtet und bestraft, selbst aus dem Orden ausgestoßen. Der Oberpriester soll jedes Jahr die Priester jeder Wihare einmal versammeln, um sie zu prüfen und zu ermahnen.

Die meisten Tempel haben Ländereien oder beziehen eine Art Zehent. In vielen Fällen sind jedoch die Einkünfte unzureichend und die Priester gehen dann durch das Dorf, um Almosen zu verlangen, die überall mit der größten Bereitwilligkeit gegeben werden. Die Ländereien sind steuerfrei und theils Vermächtnisse frommer Personen, theils königliche Geschenke.

Im Waß, das ist die Zeit im August, verlassen die Priester

ihre Tempel und leben unter dem Volke in eigens für sie gebauten leichten Häusern und geben den Kindern Unterricht. Da in dieser Zeit die Regen und die Bewohner wenig beschäftigt sind, ist der Andrang oft groß. Es herrscht dann gewöhnlich viel Leben und Vergnügen.

Die Priester werden vom Volke sehr geehrt und ich sah, daß sie von den Begegnenden mit aufgehobenen oder gefalteten Händen gegrüßt wurden. Wenn ein Priester seine Wihare einige Zeit verläßt, ist er immer von einem oder mehreren Dienern begleitet und einer hält einen Sonnenschirm über ihn. Der Priester trägt einen Fächer in seiner Hand als Auszeichnung. Tritt er in ein Haus, so bringt man ihm einen Sitz, den man mit einem weißen Tuch bedeckt. Niemandem ist es erlaubt, in seiner Gegenwart zu sitzen. Sie betrachten sich nicht allein für höher als die übrigen Menschen, sondern auch für mehr als die von ihnen tolerirten brahminischen oder Localgötter, denn in einer Devale bleiben sie sitzen und wenn sie predigen, laden sie die Götter ein zuzuhören. Sie treiben auch Medicin, da diese einen Theil ihrer Erziehung ausmacht, dürfen aber kein Honorar nehmen. Früher besorgten sie auch den Kalender. Eine Wihare hatte früher eine Art Asylrecht. In der Wihare sind nur Buddhubilder; häufig sah ich ein großes Gefäß, in welches die Opfernden Oel gießen.

Die Tempel werden zahlreich besucht und andächtiges Benehmen findet sich bei Allen, wenn auch keine Zerknirschung und keine Inbrunst. Am Ende ihrer Andacht wiederholen sie dreimal die Worte: Ich nehme meine Zuflucht zu Buddhu — ich nehme meine Zuflucht zu seiner Religion — ich nehme meine Zuflucht zu seinen Priestern. Sie erheben sich darauf aus der liegenden Stellung in die kniende, die gefalteten Hände am Boden und

den Kopf daran lehnend und wiederholen die Gebote Buddhu's, die ihnen der Priester vorspricht.

Ein Priesteretablissement besteht aus folgenden Theilen: die Wihare mit den Buddhubildern, die Poyage, wo die Priester das Volk und sich gegenseitig unterrichten, die Pansala, die Wohnung der Piester, der heilige Bobaum, umgeben mit einer Mauer, an der oft kleine Altäre für die Blumenopfer sind, und die Dogoba. Alles ist mit einer Mauer umgeben, in der Nischen sind, in welche man bei feierlichen Gelegenheiten Lichter stellt. Schöne Palmen, Tamarinden und Fruchtbäume, besonders Champaca (Michelia Champaca), deren wohlriechende Blüthen geopfert werden, sind in und um den Tempelhof angepflanzt. Der Bo oder Bogaha (Ficus religiosa) ist ein Lebenssymbol wie der altnordische Lebensbaum Ygdrasil. Eine Menge Sagen knüpfen sich daran, da Buddhu gern in seinem Schatten ruhte und lehrte. Von jener Zeit sollen seine Blätter aus Ehrfurcht beständig fortzittern. Das Laub ist wirklich für den leisesten Luftzug empfänglich, weil die Blätter langgestielt sind. Die Singhalesen nennen ihn auch Sassalada, den Zitternden. Ficus religiosa wird in China durch F. nitida vor den Pagoden ersetzt.

Die Dagoba ist ein solider bienenkorbähnlicher Bau. Die Dagoba, welche bei Colombo geöffnet wurde, enthielt in der Mitte einen kleinen viereckigen, gepflasterten Raum, enthaltend goldene Ringe, kleine Perlen, Bergkrystall, eine Brillenschlange aus Thon und ein kleines Knochenstück in eine dünne Goldplatte gewickelt. Es scheint also die Voraussetzung richtig, daß sie über angebliche Reliquien Buddhu's gebaut sind, und die Ableitung von Dagobs, Körper verbergend, anstandlos. Die Disciplin der Priester soll laxer geworden sein, den Verfall schreiben sie aber dem Fatum zu. In ihrer Erziehung handelt

es sich mehr um Formen und Worte, mehr um Gedächtniß und Scholastik, als um Urtheil und Wahrheit. Ihr liegendes Vermögen war in steter Zunahme begriffen, da die Zahl frommer Könige sehr groß war, und wenn nicht einige gottlose von Zeit zu Zeit eine ruchlose Confiscation getrieben hätten, wäre wohl der größte Theil des Bodens in ihre Hände gewandert. Ein großer Theil ist gar nicht cultivirt und wieder mit Jungle überwachsen; der Rest ist in schlechter Cultur.

Es wird vielfach auf der Insel bedauert, daß die Insurrectionsversuche der Singhalesen nicht dazu benutzt wurden, das Kirchengut zu confisciren oder wenigstens abzulösen. Zu Letzterm wäre es auch jetzt noch nicht zu spät, da der Werth des Bodens fortwährend im Steigen ist und bei dem Mangel von Registern die Priesterherrschaft jeden Augenblick die übertriebensten Ansprüche machen kann. Von 1819 auf 1820 erging ein Befehl, zu registriren. Die eingereichten Bekenntnisse waren jedoch so maßlos, daß sie den Priestern zurückgegeben wurden, mit dem Befehl, sie der Wahrheit gemäß zu corrigiren. Die Priesterschaft hatte taube Ohren, eben so wenig Erfolg hatte die Drohung vom Jahre 1822, daß die Steuerfreiheit aller nicht registrirten Tempelländereien aufhören sollte. Man sagt, daß der dritte Theil aller mit Reis cultivirten Ländereien in der Candyprovinz der Priesterschaft gehöre, nebst großen Waldstrecken, die daranstoßen. Dagegen versichert Bennet, daß die Regierung der Priesterschaft in Candy Subsidien zahlte. Die zwei Oberpriester und vierzig Priester sollen in Reis und baarem Gelde 150 bis 200 Pfd. Strl. erhalten und der Nachlaß des Zehnten der Regierung für die Paddy-Felder 1250 bis 1500 Pfd. Strl. betragen haben. Diese Ländereien werden verpachtet, entweder für Geld oder sind eine Art Lehen, für welche Arbeiten

geleistet werden müssen. Ein solcher Besitz ist gegenwärtig keinem Andern mehr in Ceylon gestattet.

Man sagt, daß selbst Kronländereien durch die Priester in Besitz genommen und verkauft wurden; im letzten Jahre (1852) sollte ein Comité zusammentreten, um die Ansprüche des Klerus zu prüfen und das Aequivalent für die Ablösung der Arbeiten festzustellen.

Erläuterungen und Anmerkungen.

Das Missionswesen.

Das Christenthum faßte zuerst Wurzel im sechsten Jahrhundert, wahrscheinlich durch Nestorianer, die von den Portugiesen ja auch an der Küste des indischen Festlandes gefunden wurden. Emerson bezweifelt mit Unrecht das Vorhandensein der Christen in jener Zeit; dem Cosmos Indicopleustes nach existirten im neunten und vierzehnten Jahrhundert christliche Gemeinden (Sir John Maundeville, Cap. 30, S. 364); wahrscheinlich hat der Islam jeder weitern Ausbreitung das Terrain entzogen.

Mit der Erbauung des Forts von Colombo ging auch die Gründung des Bisthums gleichen Schritt. Die Fischerkaste war in Ceylon wie in Indien die erste, die sich bekehrte. Es ist eine der niedersten Kasten, welche gegenwärtig die 1840 aufgehobene Taxe von ungefähr 6000 Pfund Sterling nun an ihre Kirche bezahlen. Die ganze Provinz Jaffna wurde katholisch. Von vielen Seiten wird dem Ceremoniel und dem prachtvollen Ritus des Katholicismus immer die Hauptanziehungskraft zugeschrieben. Man denkt dabei an die musikalischen Productionen der Sixtinischen Capelle, Stabat mater, Raphael'sche Madonnen, Girandolen, Marmorkirchen und goldene Altäre. Ich kann von all Diesem das Gegentheil versichern. Die Kirchen in Ceylon sind höchst armselig. Die Aussicht auf irdische Vortheile, die schon nach der Meinung König Johann's bei der

Heidenbekehrung wirksamer ist als die auf Erlösung, lockte Viele und der heilige Franciscus machte sich keine Illusionen, daß die Bekehrung nur eine äußerliche sei. Die spätern Jesuitenmissionen begannen mit den Franciscanern zu rivalisiren. Sie suchten Alles zu vermeiden, was die religiösen und socialen Vorurtheile verletzen konnte, so daß andere Orden in Rom behaupteten, daß sie eigentlich zum Heidenthum übergetreten seien und nicht die Hindus zur christlichen Religion. Die Ermahnung Gregor's XV. fruchtete wenig, bis endlich Benedict XIV. den Missionären der Jesuiten alle Klugheitsmaßregeln und heidnischen Concessionen untersagte. — Die Folge davon war der Abfall von Vielen.

Erst im siebzehnten Jahrhundert versuchten die Portugiesen das Missionswesen im Innern der Inseln; sie wurden aber darin schon durch die Holländer gehindert und ihr Gesuch, 1614 eine Kirche in Candy bauen zu dürfen, wurde vom König abgeschlagen. In dem Vertrag, den Raja Singha 1638 mit den Holländern schloß, machte er sich sogar verbindlich, keinen katholischen Priester oder Mönch in seinem Staate zu dulden und dieselben als die Urheber aller Revolution und die Gegner der Staatsgewalt zu vertreiben.

Sehr viele Singhalesen der Küste, selbst die aristokratischen Familien, setzen zu ihren Namen portugiesische Vornamen, die ihren Voreltern vor dreihundert Jahren von ihren portugiesischen Taufpathen ertheilt wurden.

Die holländische Herrschaft war trotz vieler Mängel und Schattenseiten immer noch vorzüglicher als die ihrer Vorgänger. Die Portugiesen hatten durch Uebermuth und Tyrannei, durch Anmaßung, Treulosigkeit und Gewaltthätigkeit als Herrscher, durch Raub und Betrügerei als Kaufleute den Widerwillen der einheimischen Bevölkerung erregt. Die größte Engherzigkeit bewiesen jedoch die Holländer in den Religionsangelegenheiten, während die Portugiesen die Ausübung der buddhistischen Religion nirgends untersagten. Die zelotischen Maximen jener Zeit wurden ohne Rücksicht in Ceylon zur Geltung gebracht.

Es ist erklärlich, wenn auch nicht zu entschuldigen, daß die Holländer, welche in Europa gegen die Unterdrücker ihrer politischen und religiösen Freiheit gekämpft hatten, die sich bietende Gelegenheit, alle Unbilden an der römischen Kirche wenigstens dadurch, daß man ihr den Boden für jede weitere Agitation entzog, zu rächen, mit Freuden ergriffen. Alle katholischen Priester wurden nach dem Continent von Indien geschickt. Obgleich sie sich nirgends zu persönlichen Mißhandlungen hinreißen ließen, so wurde doch im Beginn eine Art von Bilderstürmerei von ihnen geübt. Die Animosität des protestantischen Klerus gegen den Katholicismus erhielt sich während der ganzen Zeit und nahm erst unter der englischen Regierung eine mildere Form an.

Die Processionen wurden untersagt und 1658 ein Verbot erlassen, katholische Priester zu beherbergen. Noch 1715 wurden selbst Privatzusammenkünfte der Katholiken verboten, auf eine dreimalige Uebertretung sogar körperliche Züchtigung gesetzt; den Priestern wurde es untersagt, Kinder zu taufen. 1733 und 1745 wurden die Verordnungen von 1658 und 1715 von Neuem erlassen und ähnliche Verordnungen 1748 und 1751 wieder gegeben. Messelesen so wie die Erziehung für den geistlichen Stand waren schwer verpönt. Römisch-katholische Ehen wurden besteuert und durften nur von reformirten Predigern oder den Richtern geschlossen werden. Noch 1776 wurde die Trauung durch einen römisch-katholischen Priester verboten und die Eintragung derselben in die Listen als ungiltig erklärt. Beerdigungen in eigenen Kirchhöfen waren ihnen untersagt und für die auf den protestantischen Friedhöfen übertriebene Gebühren gefordert. Katholiken wurden wie die Heiden für unfähig zu jedem öffentlichen Amte erkärt. Viele katholische Sclaven blieben in der Knechtschaft, während die der Protestanten ihre Freiheit erhielten, eine ungemein engherzige Maßregel, da, wie E. Tennent bemerkt, sie jedem Sclavenbesitzer ein besonderes Interesse gab, dem Katholicismus als dem sichersten Mittel zur Aufrechthaltung der Sclaverei in die Hände zu arbeiten.

Es war also mit Ausnahme der Scheiterhaufen so ziemlich Alles in Anwendung gebracht worden, um den Katholicismus zu brechen. Da er sich trotzdem erhielt, müssen wir annehmen, daß er in einem Theil der einheimischen Bevölkerung wirklich Wurzel geschlagen hatte und er nichts als einiger Pflege bedurfte, um an Lebenskraft zu gewinnen. Nicht nur die Nachkommen der Portugiesen und ihrer Mestizen hielten an ihn, sondern auch eine beträchtliche Zahl von Eingebornen theils öffentlich, theils heimlich. Schon im Anfang war Raja Singha über den Treubruch der Holländer empört, da sie ihm die Festungen nicht übergaben, und er ertheilte vielen Katholiken die Erlaubniß, sich in seinem Lande niederzulassen.

1663 hatten die holländischen Missionäre schon über 12,000 Kinder getauft, 18,000 Zöglinge in ihren Schulen und 65,000 erwachsene Proselyten im Districte Jaffna gemacht. 1688 wurde ihre Zahl auf mehr als 180,000 angegeben. Es kann aber nur eine Scheinbekehrung gewesen sein, da Baldaeus sich beklagt, im Jahre 1663 nur drei reformirte Missionäre zu haben, wo die Portugiesen vierzig hatten.

So wie im Süden die katholischen Priester nur wenig ausgerichtet hatten, so ging es auch den Reformirten. Man nahm zu Zwang seine Zuflucht. Es sollte Niemand Grundbesitzer oder Regierungsbeamter sein, ohne sich zur reformirten Kirche zu bekennen. Der Fortgang war daher nur ein scheinbarer.

Der reformirte Klerus suchte auf dem längern aber sichern Wege, dem des Unterrichts, zum Ziele zu gelangen. Es wurden Schulen gegründet und den Lehrern die Führung der Tauf- und Trauungsregister übergeben; der Unterricht war unentgeltlich; bei Abwesenheit der Zöglinge wurden den Eltern Geldstrafen auferlegt.

Die anfängliche Passivität der Eingebornen artete allmälig unter dem Einfluß des römisch-katholischen und des buddhistischen Klerus in Widersetzlichkeit aus. Besonders bedurfte es lange Zeit, um den Widerwillen gegen den Schulbesuch des weiblichen Geschlechts zu über-

winden. Ehen zwischen Christen und Buddhisten wurden untersagt. 1680 war im Süden die Bekehrung schon wieder im Rückschritt und es stellte sich heraus, daß einige Lehrer das Gewerbe von Teufelstänzern trieben, während andere sich zum Katholicismus hinneigten.

Besonders unter der Fischerkaste im Norden und Westen hielt der Katholicismus aus, da diese nicht leicht durch Aussicht auf Staatsdienste und dergleichen wie die Aristokratie bestochen werden konnte. Den Priestern diente das Territorium von Candy häufig als Asyl, besonders thätig war Josef Vaz, der die katholischen Gemeinden in Jaffna und Manaar restituirte und ihnen mehr als 30,000 Neubekehrte zuführte. Er starb in Candy 1711, aber der Impuls, den er dem katholischen Missionswesen gegeben hatte, dauerte nach seinem Tode fort. Die katholischen Priester überschritten verkleidet die candy'sche Grenze, um ihre Gemeinden an der Küste zu besuchen. 1717 hatten sie mehr als vierhundert Gemeinden, während die Reformirten nur beiläufig hundert zählten.

Mit eben so wenig Glück wurde der Kampf gegen den Buddhismus geführt. 1682 setzte das Consistorium das Verbot gegen Teufelstanz und andere Ceremonien bei einer Geldstrafe durch.

1688 wurde dem Könige von Candy die Erlaubniß verweigert, auf holländischem Gebiet einen Tempel zu bauen und 1692 wurden die buddhistischen Priester aus dem Tempel von Kalany einige Meilen von Colombo vertrieben.

Die Zwangsmaßregeln erweckten endlich 1700 die Mißbilligung der obersten Kirchenbehörde in Amsterdam, welche den richtigen Tact hatte, das Consistorium zu Colombo zu belehren, das Christenthum nicht durch Zwang weder in Form von Geldstrafen noch Vermögensconfiscation, sondern durch Ueberzeugung zu verbreiten.

1730 verfaßte das Consistorium ein Protocoll über die geringen Aussichten des Christenthums, worin es unter Anderm heißt, daß die vornehmen Eingebornen eigene Kirchen für ihre Kaste verlangen, daß von den angeblichen Christen Astrologie, heidnische Gebräuche, Teufels-

tänze und anderer Aberglaube bei der Geburt und Todesfällen fortwährend getrieben werde. — Der Statthalter Imhoff entwickelte bei der Niederlegung seines Amtes sehr gesunde Ansichten; er forderte eine größere Anzahl von tüchtigern Missionären und die Aufhebung der Einsendung von Listen Derjenigen, welche sich zum Christenthum bekehrt hatten, da diese die einzige Ursache seien, daß die Religion so schlecht verstanden und auf eine lächerliche Weise beobachtet werde. 1745 zog sich die reformirte Geistlichkeit von Galle gänzlich zurück, denn sie hatte im ganzen Districte ihre Eingepfarrten theils an den Katholicismus, theils an den Buddhismus verloren. Die katholische Reaction hatte endlich so an Stärke gewonnen, daß Negombo die Regierung um Abstellung der Bedrückungen anging. Von 1747 an erhielten die Holländer Unterstützung von der dänischen Mission zu Tranquebar, die ihnen mit Buchdruckern und jungen Leuten aushalf. 1760 waren in Galle und in Matura von 89,000 Getauften nur 36 Glieder der Kirche (Palm, S. 67). Sie gestanden sogar ein, daß sie ihre von reformirten Predigern getaufte Kinder von einem katholischen Priester wieder taufen ließen und daß die Heuchelei, zu der sie durch den Regierungszwang verdammt wären, ihr Seelenheil in Gefahr bringe; sie bäten daher um freien Cultus (Palm, S. 52, 53 und 60).

Das Consistorium in Colombo verharrte in seiner verstockten Intoleranz. Trotzdem, daß der Gouverneur zu vernünftigern Maßregeln geneigt war, wurde das Gesuch abgeschlagen. Die Folge waren unruhige Auftritte, bei denen die Protestanten beleidigt und angegriffen wurden.

Von 1765 an sahen sich die holländischen Gouverneure genöthigt, die Strafgesetze nicht mehr streng zu handhaben. Die Priester wurden von nun an im holländischen Gebiete geduldet und das Consistorium sprach in der allmäligen Verringerung seiner Kirchen und Schulen in den letzten 30 Jahren seines Bestehens seine moralische Niederlage aus.

Die Zahl der Christen am Ende der holländischen Herrschaft läßt sich nicht bestimmen. Hough schätzt sie auf 300,000; Valentyn hatte sie 1722 auf 424,000 geschätzt. Der pseudonyme Philalethes nimmt sie im Jahre 1801 zu 342,000 Protestanten und noch mehr Katholiken an. Welches auch immer ihre Zahl gewesen ist, so war sie illusorisch, denn mit wenigen Ausnahmen waren sie nur Nominalchristen und die Zeloten hatten nichts erreicht, als den Charakter der Eingebornen noch mehr zu degradiren.

Zu dem ersten Acte der englischen Legislation gehörte die Aufhebung des Gewissenszwanges und 1806 die vollständige bürgerliche Gleichberechtigung.

Schon 1806 erklärte Buchanan die protestantische Religion für erloschen. Im Norden war der Abfall von der katholischen Kirche gering. Die 342,000 Protestanten Cordiners waren 1810 schon bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Sir Th. Maitland, der damalige Gouverneur, erfuhr officiellen Tadel in England und den Befehl, die Jugendbildung mit allen Kräften zu unterstützen.

Seit 1804 haben sich verschiedene Missionsgesellschaften in Ceylon eingerichtet, welche für die Verbreitung des Christenthums alle Kräfte aufbieten, da die Wirksamkeit der Colonialcapläne sich meist auf die Städte und Garnisonen beschränkt.

Die Missionen der englischen Kirche und der Baptisten wurden freigebig unterstützt, die Resultate waren jedoch wenig befriedigend. Die Singhalesen, seit drei Jahrhunderten gewohnt, die Taufe als ein unschädliches Mittel zur Erlangung bürgerlicher Vortheile anzusehen, brachten die Kinder unter Trommeln zur Taufe und stellten sich reihenweise mit ihnen auf, um die Ceremonie des Kullah-Wodunuwer (Zulassung zum Range) durchzumachen, denn „ungetaufter Schlingel" war ein Schimpfname unter den Singhalesen, und wenn ein Kind sich nicht gut aufführte, drohte ihm sein Vater, er wolle seinen Namen aus dem Thombo (dem Taufregister) streichen lassen.

Wenn man die Eingebornen nach ihrer Religion fragt, so erhält

man gewöhnlich die Antwort: es sei die der Regierung oder der ostindischen Compagnie oder die des Herrn. Als mein Diener mich einmal spät Abends um Erlaubniß bat, einem Teufelstanz beiwohnen zu dürfen, fragte ich ihn, wie er dies thun könne, da er mir gesagt hätte, er sei ein Christ. Er antwortete ganz naiv: es bringe keinem Buddhisten Schande, wenn er sich daneben auch für einen Christen ausgäbe. Tennent nennt sie sehr passend Regierungschristen, die bald Christen bald Buddhisten sind, je nachdem es die Umstände erfordern. Zu dieser Doppelreligion bekennen sich ohne Ausnahme alle schlechten Subjecte und viele aus den untersten Kasten, die sich dadurch emancipiren wollen.

1829 wurden die letzten Beschränkungen der Römischkatholischen, die darin bestanden, daß ihre Priester nicht beliebig im Innern des Landes reisen durften, gänzlich aufgehoben. Ihre Erfolge im Innern sind bei aller Anstrengung jedoch viel geringer als an der Küste, da dort der buddhistische Klerus ihnen auf alle mögliche Weise entgegenwirkt und wo das Vorurtheil der Kasten, welches durch das Christenthum gebrochen wird, ihnen entgegensteht. Der römische Klerus gesteht, daß er in diesem feudalen, aber nicht religiösen Kastenwesen einen stärkern Widerstand findet als im Buddhismus selbst, da dieser auf die Gemüther weit weniger Zwang ausübt als die Religion des Brahma. Dazu kommt die ungeheure Gemüthsruhe und Apathie der Singhalesen, deren Phantasie nur durch äußeres Gepränge erregt werden kann.

Unter den römischen Katholiken gibt es viel weniger geheime Buddhisten als unter den Bekennern der übrigen christlichen Kirchen in Ceylon, was von den Protestanten theils der Aehnlichkeit des Gottesdienstes, theils dem Einflusse des Beichtstuhles zugeschrieben wird.

Hinsichtlich der Sittenlehre betrachten die Buddhisten, nach der Versicherung Tennent's, das Christenthum und den Buddhismus als identisch, so daß sie sich ohne äußerliche Verstellung zum Bekenntniß

beider berechtigt glauben. „Der Buddhismus hat seinen Prunk und Schmuck, seine Feste und Feuerwerke, seine Processionen und Räucherungen, Bilder und Ausstellungen von Reliquien, seine heiligen Röcke und Schätze von heidnischen Perlen und Gold. Er hat seine heiligen Stätten und Wallfahrten bei Wohlfahrt und Gesundheit und seine Gelübde und Opfer bei Unglück und Krankheit. Die Priester beider Religionen sind zu Ehelosigkeit und Armuth, Kasteiung und Entbehrung bestimmt. Der Cultus beider hat Niederwerfen und Kniebeugen, Repetitionen und Invocationen in einer alten, unverständlichen Sprache und das Fegefeuer der einen hat sein Gegenstück in der Seelenwanderung (?) der andern. Beide haben ihre Legenden und Wunder, ihr Vertrauen auf Zaubermittel und den Beistand der Schutzheiligen und bei der allgemeinen äußern Aehnlichkeit ihrer Gebräuche nicht weniger als dem Zusammentreffen mancher ihrer hauptsächlichsten Glaubenssätze konnten die Buddhisten leicht den Uebertritt von ihrer Religion zu der ihrer neuen Rathgeber wagen, ohne ihre hergebrachten Gewohnheiten merklich zu verletzen und ihren bisherigen Begriffen mehr als zum Schein entgegenzutreten.“ (Christenthum in Ceylon Seite 46.) Tennent gibt die Zahl der Kirchen auf mehr als 300 an und die Zahl der Katholiken auf 116,000,

unter diesen 83,561 Singhalesen,
31,952 Tamils,
1141 Burgers u. Europäer (offenbar zu niedrig).

Gegenwärtig ist Ceylon in zwei katholische Bischofsitze getheilt, den von Torona im Norden und den von Usala im Süden.

Die katholischen Priester der Gegenwart in Ceylon sagen selbst ihren protestantischen Collegen nach, daß sie in ihren Bekehrungen weder Haß noch Geringschätzung der andern christlichen Kirchen an den Tag legen und diese in ihren Bestrebungen nirgend stören. Ist auch wenig Entsagung dabei, da für alle christliche Kirchen noch ein weites Feld der Thätigkeit vorliegt, so beweist es doch viel Klugheit.

Die holländische reformirte Kirche verfiel rasch, da der reichste

Theil der Gemeinde mit den holländischen Behörden nach Batavia abgezogen war. In den dreifachen Kämpfen gegen die allmächtige englische Hochkirche, gegen den Katholicismus und den Buddhismus verlor sie allmälig, aber täglich an Terrain.

Auch die katholischen Missionäre haben wie die protestantischen weniger offenen Widerstand von den Buddhisten als von den Brahmanen der Tamils im Norden erfahren, welche fanatisch und hochmüthig sind und deren Lehrgebäude ein Missionär nicht unpassend ein Gebäude von eisernen Balken nennt. Der Widerstand der Buddhisten ist ein passiver; es ist die Apathie des Indifferentismus. 1813 waren die protestantischen Gemeinden aller Farben schon in einem kläglichen Verfall, am meisten jedoch die der holländischen Kirche. Tennent rügt mit Recht (Seite 51) das dürftige Einkommen der holländischen Geistlichen den hochbesoldeten englischen Caplänen gegenüber.

Zwischen 1812 und 1818 kamen Missionäre der verschiedenen protestantischen Kirchen in größerer Zahl nach Ceylon, welche das Christenthum in einem solchen Zustande des Verfalls fanden, daß das Werk der Bekehrung eigentlich überall von Neuem begonnen werden mußte, die aber vorzugsweise den District Jaffna zu ihrem Ausgangspunkte wählten, aus dem Grunde, weil dort das Christenthum unter der frühern Herrschaft die größte Ausbreitung hatte. Von allen Missionen zeichnete sich die amerikanische durch die Zahl, Intelligenz und große Thätigkeit der Priester, durch Consequenz der Methode so wie durch Erfolge vor den übrigen aus; sie gehört der großen Missionsgesellschaft in Boston, die gleich nach ihrer Organisirung im Jahre 1812 ihre Missionäre nach Indien schickte. Der Generalgouverneur befahl diesen jedoch, mit demselben Schiffe zurückzukehren. So eifersüchtig war damals noch die ehrenwerthe ostindische Compagnie, daß sie selbst die Heidenbekehrung unter ihre Monopole rechnete. Auf der Rückreise landete Einer zufällig in Ceylon und wurde vom Gouverneur Sir Robert Brownrigge, einem vernünftigern Manne als der General-

gouverneur von Indien, bewogen, im Lande zu bleiben. Im Laufe der nächsten Jahre kamen nicht nur mehrere Missionäre, sondern auch ein Arzt und weltliche Beamte nach. Viele der alten portugiesischen und holländischen Kirchen erhoben sich aus den Ruinen und Schulen wurden errichtet. Um diese mit Büchern zu versorgen, wurde 1820 eine Druckerei eingerichtet, die jedoch vom Gouverneur Sir E. Barnes mit Beschlag belegt und erst zwölf Jahre darauf der Mission zur Benutzung übergeben wurde und die 1849 über achtzig Arbeiter beschäftigte und auch eine Zeitung, den Morgenstern, der mehr als siebenhundert Subscribenten hat, herausgibt. Die amerikanische Mission hat das Verdienst, eine neue Taktik in ihren Bekehrungsplan gebracht zu haben, die besonders gegen das brahmanische System gerichtet ist. Da in diesem die Dogmatik sehr eng mit Kosmogenie verbunden ist und ihre heiligen Bücher zugleich bürgerliches Gesetz, Geschichte und Naturwissenschaften enthalten, so haben sie den Angriff besonders gegen die Irrthümer auf dem Gebiete des menschlichen Wissens gerichtet und deshalb die moderne Wissenschaft in Sold genommen, gewiß zum ersten Male, seitdem die christliche Kirche besteht. Es ist ein Verfahren wie das eines Despoten, der den Aufruhr des Volkes im Nachbarlande organisirte. Die Mission geht von dem Grundsatz aus, daß wenn erst in das seit Jahrtausenden stationär gebliebene System der indischen Astronomie, Physik, Chemie, Physiologie und Medicin Bresche geschossen ist, die hinduische Dogmatik von selbst zusammenstürzt. Schulen und weltliche Bildung waren die Losung.

Mit seltener Geduld überwanden sie die Vorurtheile, welche ihre Schüler, die verschiedenen Kasten angehörten, gegen einander hatten. Für die Aufnahme wird klugerweise kein vorhergängiges Bekenntniß zum Christenthum gefordert. Die Schüler dürfen jedoch die hinduischen Symbole, zum Beispiel den Staub- oder Aschenfleck an der Stirn, nicht tragen und alle müssen ohne Unterschied dem sonntägigen Gottesdienst, dem Bibellesen und dem christlichen Religionsunterricht bei-

wohnen. 1830 gingen sie einen Schritt weiter und errichteten englische Schulen. (S. S. 406 und 527.)

Die besten Schüler werden mit besonderer Rücksicht auf die künftige Brauchbarkeit in einem Collegium weiter ausgebildet, dessen Cursus acht Jahre dauert. Auch hier ist ein förmliches christliches Glaubensbekenntniß noch nicht Bedingung der Aufnahme, dagegen wird die Anwesenheit beim Gottesdienst sowie bei den Andachten in der Schule gefordert und Theilnahme an den religiösen Gebräuchen der Hindu mit Ausschließung bestraft. Von 1823 bis 1849 sind an diesem Seminar 600 Schüler aufgenommen worden und mehr als 400 haben den ganzen Cursus vollendet, mehr als die Hälfte ist zum Christenthum übergetreten, von denen viele öffentliche Aemter bekleiden oder beim Schul- und Missionswesen in Ceylon angestellt sind.

Die amerikanischen Missionäre sind frühzeitig zu der Ueberzeugung gelangt, daß nachhaltende Wirkungen ihrer Bemühungen nur möglich sind, wenn diese im Familienleben selbst Unterstützung finden, und der Einfluß des Weibes als Gattin und Mutter bestimmte sie, dem andern Geschlecht eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, um so mehr, da trotz der Erniedrigung derselben das Herkommen den Frauen volle Freiheit über ihr Eigenthum gestattet und ein großer Theil des Grund und Bodens der Insel in ihren Händen ist. Die Schwierigkeiten schienen im Anfang unübersteiglich; nicht nur wie überall im Orient hielt man auch hier diesen Theil der Erziehung für überflüssig und gefährlich, da damit die sclavische Unterordnung unter den Mann geschmälert oder doch die sociale Stellung des Weibes geändert wird, sondern diese Art Emancipation zugleich für erniedrigend, da nur die zu den indischen Tempeln gehörigen Tänzerinnen und Freudenmädchen lesen und schreiben lernten, um die Gesänge und Sagen ihrer Götter niederschreiben zu können. Tennent erzählt in seiner aufrichtigen Weise, daß die ersten Zöglinge durch Geschenke von Kleidern, durch Aussicht auf Prämien oder das Versprechen einer Aussteuer von fünf bis sechs Pfund Sterling gelockt wurden für den Fall, daß

sie bis zu ihrer Verheirathung in der Anstalt blieben und die Lehrer mit ihnen zufrieden wären. Die Eltern der ersten Zöglinge wurden von ihren Freunden mit Vorwürfen überhäuft und die Kinder konnten ihre Scham und Befangenheit nicht verbergen. Die Singhalesen faßten jedoch bald alle guten Seiten der weiblichen Erziehung auf. Die erste Mädchenschule wurde in Uduwille 1824 nach achtjährigen Bemühungen mit dreißig Mädchen im Alter von fünf bis elf Jahren eröffnet, 1849 war die Zahl auf hundert festgesetzt, der Andrang aber schon so groß geworden, daß für 17 erledigte Plätze 60 Competenten waren, darunter Töchter aus vermögenden und selbst angesehenen Familien, während die ersten Zöglinge den niedersten Kasten angehörten. Die Missionäre geben sich alle Mühe, die Zöglinge an Christen zu verheirathen.

Die amerikanische Mission hat somit einen gleichzeitigen großartigen Angriff der Festung aus eisernen Balken auf allen Punkten combinirt, um einen Glauben zu stürzen, dessen Schriften in stolzer Blasphemie sich anmaßten, für alle erdenklichen Gebiete des Wissens zu dienen und seine Dogmen für unverrückbare Landmarken des menschlichen Verstandes aufzustellen, jeden Zweifel daran als Gotteslästerung verfluchend. „Wenn die Gesetze und Erscheinungen der Natur gemißbraucht werden, um ein falsches System der Religion zu bauen, so ist es recht," sagt der Bericht der amerikanischen Mission, „den Beistand der Wissenschaft anzurufen und diesem System entgegenzutreten, und dies ist neben andern Rücksichten der Grund, weshalb die Missionäre den mathematischen Wissenschaften, der Astronomie und Philosophie eine so besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben." Neben dem Unterricht fehlt es nicht am Predigen. Dies ist aber nach ihrem eigenen Geständniß von weit weniger Belang als die fortdauernde Ermunterung zur Forschung und Lösung von Zweifeln. Damit hat sich jedoch die Mission selbst eine Grube gegraben. Die Enderfolge sind nicht die Doctrinen der anglicanischen Kirche, sondern der Scepticismus. Die amerikanische Mission sät auf den Trümmern der

Landesreligion, ohne es zu wollen, eine fremde Saat; im günstigsten Falle wird sich hier und da eine abstracte monotheistische Anschauung bilden. Den Bundesgenossen oder Schildknappen, den sie hier aufgenommen hat, die exacte Wissenschaft, betrachtet sie in der Heimath als ihren einzigen furchtbaren Gegner und sucht dessen Entwicklung in jeder Weise zu beschränken.

Der wirkliche Erfolg spricht für diese Behauptung. Denn trotz der großen Zahl der Schulbesuchenden sind die Uebertritte zum Christenthum selten und von den Bekehrten kehrt fast die Hälfte zur alten Religion zurück. Die Intelligentesten verlassen zwar den Götzendienst, werden aber Spötter und Zweifler, welche der Verbreitung des Christenthums mehr schaden als nützen.

Eine große Schattenseite des Missionswesens sind die verschiedenen Bekenntnisse, von denen die Eingebornen sagen, daß die Christen selbst über die Hauptwahrheiten nicht einig und daher die christliche Religion wenig verläßlich sei.

Die Conversion bietet gegenwärtig keine zeitlichen Vortheile, wohl aber viele Nachtheile, wie Entfremdung der Familie, Verlust der Kaste, was unter den Bekennern der Brahmareligion eben so viel ist als der bürgerliche Tod bei uns. Groß ist die Scheu der höhern Classen, in eine Gemeinschaft einzutreten, die vorzugsweise aus den untersten Kasten besteht, die in der neuen Kirche nur die Emancipation von socialer Erniedrigung sehen; dazu kommt noch der Umstand, daß auch die Neubekehrten von der europäischen Bevölkerung mit einem gewissen Hochmuth behandelt werden, daß man sie als nicht ebenbürtig nicht nur von allen Familienverbindungen, sondern auch von jedem freundlichen Umgange ausschließt und ihnen selbst in der Verwaltung nur die untergeordneten Stellen zuweist, daß einzelne Organe der Presse so weit gingen, eine äußere Anerkennung der Superiorität der Race zu fordern, daß jeder Eingeborne, hoch oder niedrig, verpflichtet sein sollte, den Fremden zu begrüßen und endlich der unüberlegte Eifer eines Theiles des Klerus, der die fremden

Religionssysteme nur als Ausgeburten des Aberwitzes und der Verblendung ausschreit und oft so weit geht, seine Abschaffung mit Gewalt zu fordern.

In Battikaloa glaubten die Eingebornen, als die Methodisten ihre Thätigkeit begannen, daß die Getauften verhext würden, voraussetzend, daß dem Taufwasser Essenzen von irgend einem merkwürdigen todten Menschen beigesetzt würden, um die Bekehrten in eifrige Christen zu verwandeln. Siehe Tennent a. a. O.

Ein anderer Missionär erzählt, daß in der Nähe von Negombo die Bewohner erklärten, daß sie Christen werden wollten, wenn der Christengott ihnen als Beweis seiner Allmacht irgend etwas Großes schenken wollte.

Nach den Listen, welche die amerikanischen Missionäre über den nachmaligen Lebenslauf führen, gestehen die Amerikaner, daß von den 90,000, welche während dreißig Jahren ihre Schulen besuchten, sich nur 680 dem Namen nach zum Christenthum bekehrt hatten, von denen nur 200 Communicanten, und sie gestehen demüthig, daß es Gott allein bekannt sei, wie viele von diesen wahre Christen seien.

Die Missionäre der andern Kirchen sprechen mit ähnlicher Verzagtheit. In Calcutta haben sich von vielen Tausenden nur fünf oder sechs bekehrt, eben so in Madras und in Trankebar, wo seit 130 Jahren Schulen bestehen. Noch andere Fälle führt Tennent (S. 135 Anmerkung) auf. Ein Missionär glaubt, es werde eine neue Religion entstehen zwischen dem Hinduismus und dem Christenthum, mehr zu deistischen Grundsätzen geneigt, doch einen festen Glauben an die Bibel bewahrend (Tennent S. 79, 80). Meine bescheidene Ansicht ist, daß Missionen der Unitarier mehr Aussicht hätten auf einen glücklichen Erfolg, als alle andern, denn es ist schwer, Glaubenssätze, die außer der Fassungskraft des menschlichen Verstandes liegen, zur Geltung zu bringen, wenn man eben die Fundamente einer andern positiven Religion unterwühlt hat. Man sollte vor Allem mehr für die Verbreitung christlicher Moral, die das Uebereinstimmende aller christlichen Kirchen

ist, als für das Predigen dogmatischer Grundsätze sorgen. Die Singhalesen sind bei Weitem nicht so entartet, um nicht Wahrheitsliebe, Redlichkeit, ein würdiges und gebildetes Benehmen an Andern anzuerkennen und mit der Zeit selbst danach zu streben.

Alle Missionäre, welche lange genug im Lande gelebt haben, um das Feld ihrer Thätigkeit durch und durch zu kennen, machen sich auch keine Illusionen und selbst die sanguinischen hoffen mehr von der Zukunft als von der Gegenwart.

Das Schicklichkeitsgefühl der Eingebornen wurde dadurch wesentlich verletzt, daß in der Bibelübersetzung zu Cotta alle Unterscheidungen der Ehrfurcht der Gottheit weggelassen wurden und diese einfach mit „Du" angeredet wird wie ein Mann der niedersten Kaste, was sie als Gotteslästerung ansahen. Die Vorstellungen, die sie an den Bischof machten, athmen einen Geist der Unabhängigkeit, der überraschend ist; sie verwahren sich gegen Alles, was gegen ihre Ueberzeugung ist, und heben hervor, daß die Kirche nicht bloß aus den Geistlichen, sondern auch aus den Laien besteht.

Selbst für den Fall, daß das Christenthum sich hier weiter ausbreitet, sind die Aussichten keine glänzenden; es wird verfallen wie einst die asiatische Kirche in den ersten Jahrhunderten der christlichen Bewegung, wenn nicht das geistige Leben im Allgemeinen einen neuen Aufschwung nimmt. Die Missionäre betrachten die Predigt für wirksamer, um so mehr, da die buddhistischen Priester es selbst thun. Es ist aber immer sehr mühevoll, ein Auditorium zusammenzubringen.

Die meiste Neugierde verrathen noch die Buddhupriester. Tennent erwähnt, daß im Verhältnisse, als die Buddhisten mit den Lehren ihrer eigenen Religion vertraut sind, auch ihr Interesse für das Christenthum zunimmt. — Die Presse der Missionsanstalten war in fortgesetzter Thätigkeit. Schon im Jahre 1848 hatte sie mehr als fünf Millionen Druckseiten producirt.

Auf die Mohamedaner waren die Missionen absolut erfolglos. Von einem Versuch, ein christliches Handbuch einzuführen, den man

in Colombo machte, sagt Herr Tennent: „Die Angeseheneren wiesen das Anerbieten des Büchleins mit Würde, die niedern Classen mit Verachtung zurück.“

Durch die Missionsgesellschaften, besonders in England und Nordamerika, ist ein neuer Impuls in die Bekehrungsversuche gekommen. Zugleich ist aber das Gefühl der asiatischen Völker beleidigt und verletzt und die Eifersucht der bezüglichen Priesterschaften geweckt worden. Ulema, Brahmine und Upasampada suchen nicht nur das väterliche Erbe zu erhalten, sie haben den Handschuh aufgenommen und bereiten sich vor, aus der Defensive in die Offensive überzugehen und die Dogmen der christlichen Kirche zu discutiren. Die Reaction gegen die Missionen ist überall im Gang. Wäre es unter solchen Umständen nicht besser, den evangelischen humanistischen Eifer der Mitglieder von Missionsgesellschaften in fremder Propaganda zu mäßigen, Zeit und Geldmittel den unwissenden und verwahrlosten Classen in den altchristlichen Ländern zuzuwenden, Noth, Elend, Unwissenheit und die aus ihnen entspringenden Verbrechen und Laster in der nächsten Nähe zu bekämpfen, statt zweideutige Eroberungen unter Buddhisten, Brahminen und Mohamedanern zu unternehmen und mit Resultaten zu prahlen, die leider von der Wahrheit sehr entfernt sind?*)

Die Zahl der Schulen war am Ende des Jahres 1372,

darunter	Gouvernementsschulen	100
	Regimentsschulen	12
	der Mission der englischen Kirche	99
	der Mission der Methodisten	100
	der Mission der Baptisten	39
	der amerikanischen Mission	90

---

*) Ueber die Erfolglosigkeit des Missionswesens in Indien siehe Westmacott, The present and future prospects of our Indian Empire. 1838.

der römisch-katholischen Mission . . . . . 13 *)
Privatschulen 919

Die Besoldungen der Lehrer und Gehilfen bewegen sich in den Grenzen von 600 bis 3 Pfund Sterling jährlich. Die Zahl der Schüler in 139 Schulen, unter welchen die Gouvernementsschulen einbegriffen sind, betrug 5898 Eingeschriebene, von denen jedoch nur 4692 die Schule besuchten.

Dieser Zustand des Aufschwungs entstand von der Grundlage, welche die Holländer schon gelegt hatten.

Wie viel Verdienste sich die Portugiesen um die Volksbildung erworben haben, ist schwer auszumitteln, doch muß die Thätigkeit ihrer Missionäre eine bedeutend große gewesen sein, da ihre Sprache in den Seestädten die des Verkehrs wurde und die Zahl der Katholiken die aller übrigen christlichen Bekenntnisse noch heute um das Dreifache übersteigt, ungeachtet einer zweihundertjährigen ungestörten Herrschaft zweier protestantischen Länder, die in Proselytenmacherei ihres Gleichen suchten.

Selbst englische Berichterstatter konnten nicht leugnen, daß die holländischen Elementarschulen zur Zeit der englischen Eroberung im besten Zustande sich befanden. Jedes Kirchspiel hatte eine Schule mit zwei bis vier Lehrern und Localinspectoren. Außerdem wurden die Schulen jährlich vom holländischen Klerus besucht. Die holländische Regierung gebrauchte mitunter auch Zwang, und den Pflanzern wurde befohlen, die Haare jener Dienstleute und Sclaven abschneiden zu lassen, die nicht holländisch sprechen konnten. Die Zahl der schulbesuchenden Kinder zu Ende der holländischen Herrschaft betrug 85,000 in allen Theilen der Insel. Drei Jahre nach der englischen Besitznahme widmete man nicht die geringste Aufmerksamkeit dem

---

*) Tennent führte 1849 46 Schulen an, die von mehr als 2000 Kindern, zur Hälfte Tamils, regelmäßig besucht werden.

Unterricht. Gouverneur North vermehrte jedoch die Pfarrschulen bis auf 170 und stellte die Akademie in Colombo wieder her, aber 1803 wurden sogar die von Herrn North angebahnten Maßregeln wieder bis auf 1500 Pfund Sterling beschränkt. Nur allmälig machte die englische Regierung größere Ausgaben.

Erst 1831, als der größte Theil der alten Lehrer schon todt oder untauglich war, bestrafte sich die Sorglosigkeit, keine jungen Lehrkräfte herangebildet zu haben. Die Ausgabe für das Jahr 1852 für die Erziehung war 6809 Pfund Sterling, während die für die Hochkirche 8306 und für die presbyterianische Kirche 1389 beträgt.

---

1) Zu S. 202. Taprobane bei den Griechen soll von Tamba-Panny, Kupferroth und Palmen, oder von Tamba-Vanna, kupferfarbig, herrühren und würde sich auf den Kabuk, den mit Eisenoxyd gefärbten Thonboden, beziehen. Der Name Sinhala-Diwa, Serendib, Ceylon oder Silan ist abgeleitet von Singaha, Löwe, und Diva, Insel, also die Löweninsel. Lankadiva soll von Laka, zehntausend, und Diva, Insel, herrühren, als eine der zehntausend Inseln des Mythus. Nach einer andern Version bedeutet Lanka gesegnet.

2) Zu S. 203. Elie de Beaumont in den Annal. des sciences natur. 1831, T. XXII, p. 88.

3) Zu S. 203. Gymnema lactiferum, eine Asclepiade.

4) Zu S. 204. Galle. Der Leuchtthurm liegt unter 6 Grad 1 Minute 45 Secunden nördlicher Breite, 80 Grad 16 Minuten östlich von Greenwich, an der Südspitze des auf einer felsigen Halbinsel gebauten Forts, einige Felsen liegen vor ihm.

Der Hafen liegt östlich vom Fort und wurde zu allen Jahreszeiten für sicher gehalten, aber der Eingang ist beschwerlich, da viele Felsen

3 bis 20 Fuß unter dem Wasser dort liegen; ein Lotse ist daher unvermeidlich. Wie schlecht der Hafen ist, beweist die Strandung des Dampfers Malabar im Mai 1860, von der die Zeitungen melden, während diese Blätter im Druck sind.

Der Haycock ist die beste Landmarke, da er schon aus weiter See sichtbar ist. Die directe Entfernung ist ungefähr zwanzig Meilen.

5) Zu S. 206. Resthouse ist der allgemeine Name für alle Orte, wo der Reisende Unterkunft findet, vom fashionabeln Hotel in Colombo bis zum offenen Schuppen der Wildniß. Siehe darüber Cap. 7, S. 263.

6) Zu S. 211. Es ist dies die Landannelide — eine der großen Landplagen Ceylons — die gewöhnlich als Hirudo ceylanica beschrieben wird. Ich fand mehrere Varietäten, von denen einige selbständige Species sein dürften. Der Verlust eines großen Theiles der an Ort und Stelle gemachten Zeichnungen ist der Grund, daß ich gegenwärtig nur vier Varietäten unterscheiden kann. Alle haben mit einander zehn Augen gemein, von denen die vier ersten Paare einen spitzigen Bogen bilden; das hintere Paar steht isolirt. Die erste ist bräunlich schwarz und durchaus einfarbig. Die Länge des zusammengezogenen Thieres ist von 3 bis 20 Millimeter, je nach dem Alter des Thieres, bei einer Breite von $1\frac{1}{2}$ bis 5 Millimeter. Im Zustande der Ausdehnung streckt sich der Körper bis zur Dünne eines mäßig feinen Zwirnsfadens. Die zweite Varietät ist braunschwarz mit einer braunen Längsbinde in der Mittellinie des Körpers, einzelne unregelmäßige braune Flecken im schwarzen Grunde und im zweiten und dritten Drittel des Körpers mit kleinen weißlichen Warzen auf jedem fünften Leibesringe. Der Bauch ist einfarbig. Diese Varietät ist viel seltener als die vorige. Die dritte Varietät ist schwarzbraun mit einem Stich in's Grünliche, einer breiteren, aber weniger deutlichen mittleren Längsbinde von lichterer Farbe als der Körper. Auch diese Varietät

ist weniger häufig als die erste. Eine vierte Varietät ist von gelblich grauer Farbe. Die drei ersten Varietäten finden sich in Ceylon überall während und kurz nach der Regenzeit, sowohl im heißen Tieflande als in gemäßigten Bergländern bis zu einer Höhe von 4000 Fuß, werden in einer größeren Höhe jedoch seltener. Daß sie selbst in Neuwara-Ellia die äußerste Grenze ihrer verticalen Verbreitung noch nicht erreichen, beweisen die Angaben Hooker's, welcher Landhirudineen am Himalaia noch in einer Höhe von 11,000 Fuß fand. Im südwestlichen Tieflande und den in dasselbe sich abdachenden Bergen, wo die Feuchtigkeit viel größer ist als im Osten und Norden, finden sie sich das ganze Jahr. Ritter v. Fridau fand sie noch im Osten am Madamanurapik in ungeheuern Schwärmen. In einzelnen Landestheilen halten sie in der trockenen Jahreszeit einen Sommerschlaf aus Trockniß. Sie vergraben sich dann in die Erde. Der erste Regen lockt aber ihre Myriaden hervor. Die vierte Varietät ist die seltenste und ich fand sie nur in Höhen von 2000 Fuß bis an die obere Grenze der Verticale des Verbreitungsbezirkes. Sie leben auf der Erde unter abgefallenen Blättern und auf der untern Fläche der Pflanzen, seltener im Gebüsch und auf den Bäumen. Die Sage von Vampyren wird durch sie eine Wahrheit. Ihre staunenerregende Zahl wiegt ihre Kleinheit auf. Drei bis vier Linien lang und eine halbe Linie dick im Zustande der Ruhe, dehnen sie sich bis zu einem Faden aus und kriechen so durch die Maschen der Strümpfe und des Leinenzeuges. Sie bewegen sich mit großer Schnelligkeit, oft spannmessend und selbst springend. Sie haben eine scharfe Witterung und stürzen aus dem Grase auf ihre Opfer oder lassen sich von den Bäumen herabfallen und heften sich rasch und fast schmerzlos an. Die Thiere leiden nicht minder als die Menschen, selbst den Vögeln kriechen sie in die Nasenlöcher. Die Europäer schützen sich auf der Jagd und der Reise durch lederne und wollene Strümpfe, die über die Beinkleider gezogen und am Knie sehr fest gebunden werden müssen. Man schützt sich dadurch wohl gegen die am Boden kriechenden, aber nicht

gegen das fliegende Corps, das von den Bäumen herabfällt. Am ärgsten litten wir auf dem Wege von Galle nach Ratnapura. Die fast ganz nackt gehenden Eingebornen leiden am meisten. Sie haben jedoch eine große Fertigkeit, sie selbst während des Gehens abzustreifen. Solche, die sich trotz aller Vorsicht angesogen haben, werden von ihnen mit dem durch das Kauen von Betel und Aetzkalk scharf gemachten Speichel oder mit dem Saft von Citronen benetzt, wodurch sie alsbald abfallen. Seit uralten Zeiten ist es Sitte, daß die Singhalesen, wenn sie durch die Wälder gehen, Citronen mit sich nehmen. Das Abreißen ist bedenklich, da die kleine Bißwunde dadurch erweitert und ihre Ränder gezerrt werden und die Kiefer in der Wunde stecken bleiben. Ihr Biß ist nicht giftig, wie oft erzählt wird, er wird aber bei großer Zahl und falscher Behandlung durch die lange dauernde Eiterung leicht gefährlich. In den Feldzügen der Portugiesen, Holländer und Engländer litten die Truppen im Bivouak fürchterlich von diesen Thieren, die im Südwesten der Insel jeden längern Aufenthalt im Garten schon verleiden. Das Erscheinen der Landblutegel ist nicht auf Ceylon beschränkt. Aehnliche Arten kommen auf den Sundainseln, den Philippinen (Hirudo Talagalla in den Wäldern in 1000 bis 1200 Fuß Höhe), in den Nilgerris und im Himalaia, wo sie Hooker bis 11,000 Fuß Höhe fand, vor. Eben so ist ihre geographische Verbreitung in Südaustralien und Chili constatirt. Diese terricole Gruppe ist aber nicht ausschließlich exotisch, denn eine der europäischen Mittelmeerregion angehörige Form (Trochetia subviridis) geht des Nachts an's Land, um Regenwürmer zu jagen. Diese Trochetia, so wie H. sanguisorba verbergen auch ihre Cocons am Lande in feuchter Erde. (Schmarda, Neue wirbellose Thiere I, II, S. 3 bis 5.)

7) Zu S. 214. Toddy ist der Saft der Blüthenscheide, der entweder im Stadium der weinigen Gährung getrunken oder aus dem Arrak oder Zucker bereitet wird. Der meiste kommt von der Palmyra-

palme (Borassus flabelliformis — siehe den Artikel S. 281) oder von der Kittulpalme (Caryota urens).

8) Zu S. 217. Reiscultur. Es soll in Ceylon 72 verschiedene Reissorten geben, nicht nur von verschiedener Güte im Geschmack, sondern auch von verschiedener Vegetationsperiode, — diese variirt von drei bis zu sieben Monaten. Die Sorten von kurzer Vegetationszeit werden in solchen Gegenden cultivirt, wo der Ackerbau nicht hinreichend oder nur für eine kurze Zeit Wasser hat, während die von längerer Vegetation, die in der Regel auch die ergiebigeren sind, viel Wasser in Anspruch nehmen. Es ist nur eine Varietät, welche im trockenen Lande fortkommt. — Da der Reis das Hauptnahrungsmittel ist, so wird auch auf seinen Anbau viel mehr Mühe und Zeit verwendet als auf alle andern Feldfrüchte. Die Hauptculturen sind im Hügelland, welches terrassirt wird. In den nördlichen Theilen des Landes, wo Quellen und Flüsse fehlen, legen die Eingebornen Tanks an als künstliche Irrigationsreservoire. Die gegenwärtig benutzten halten nur geringe Wassermassen und werden daher gegen das Ende der trockenen Jahreszeit so trocken, daß selbst die Krokodile aus ihnen auswandern. Daher werden dort schnell wachsende Reissorten gebaut. Der Boden des Tanks wird häufig vor dem völligen Trockenlegen umgepflügt und mit Reis angesät. Bei hinreichend viel Wasser ist Saat und Ernte von der Jahreszeit unabhängig; es kann dort derselbe Grund zwei Reisernten oder eine Reis- und zwei andere Ernten liefern.

Der Pflug ist höchst einfach und leicht. Er besteht aus einem langen, jungen, armsdicken Baumstamm; ein abgehender Ast dient zum Halten, ein anderer in entgegengesetzter Richtung zum Aufwühlen des Grundes. In ein Loch ist ein Stück Holz befestigt; das Holz, welches als Pflugschar dient, ist mit einem Stück Eisenblech versehen, um die Abnutzung zu beschränken. Die Deichsel ist in das Handstück des Pfluges eingelassen. Ein europäischer Pflug wäre ganz unnütz,

denn da die Felder kurz sind, muß er leicht gewendet werden können und unsere schweren Pflüge würden in dem weichen Brei, in welchen die Ackerkrumme verwandelt ist, versinken; es ist ein einfaches Umrühren derselben, das Unkraut wird dabei nur entwurzelt (dieser Proceß heißt Purang=Haya oder Anfang des Pflügens), aber nicht bedeckt. Der Boden wird vor der Saat zweimal gepflügt; vor dem ersten Pflügen wird er unter Wasser gesetzt, um ihn aufzuweichen, daß er bis zu dem Grade plastisch wird, um daraus die Einfassungen der Terrassen zu machen. Diese Einfassungen sind ungefähr einen Fuß hoch und eben so breit und dienen nicht bloß zum Stauen des Wassers, sondern auch als Wege zwischen den Reisfeldern. Nachdem der Boden aufgerissen ist und die Einfassungen vollendet sind, wird Wasser eingelassen, das man mehrere Tage stehen läßt, bis er vollkommen erweicht ist. Nun folgt das zweite Pflügen (Mada=Haya oder Schlammpflügen), um Wasser und Erde durch Umwühlen in eine Art Brei zu verwandeln; statt dessen werden oft Büffel eingetrieben. Das Unkraut verwest. Während die Felder unter Wasser stehen, wird das Saatkorn vorbereitet; zu diesem Zweck wird es eine Nacht eingeweicht, dann auf große Haufen geworfen, bis es zu keimen beginnt, welches in fünf bis sechs Tagen eintritt; nun wird es wieder eingeweicht und dann gesät. Das Wasser wird vor der Saat abgelassen und mit Brettern, die an lange Stangen befestigt sind, Furchen gezogen. Der Reis wird nun mit den Händen ausgesät. Sobald die junge Saat drei bis vier Zoll hoch ist, wird der Boden auf's Neue unter Wasser gesetzt und die Einfassungen ausgebessert. Er wird wiederholt gejätet. Wo man auf Bewässerung nicht rechnen kann, sät man beim Eintritt der Regen. Sind diese nicht sehr reichlich, so wird die Ernte schlecht. Hier und da werden die Reisfelder gedüngt; bei Galle und Colombo mit Knochen, welche in Dhonies von verschiedenen Punkten der Küste gebracht und grob gepulvert werden.

Die Nachbarn helfen einander nach der Reihe und werden während der Arbeit vom Eigenthümer verköstigt. Gegen die Reife wird

das Wasser abgelassen, weil diese sonst ungleich würde. Die Saat wird, sobald sie gelb ist, mit einer Sichel geschnitten, in trockenen Gegenden in Haufen gelegt oder in Bündeln auf Baumzweigen aufgehängt, in feuchten jedoch sogleich durch das Vieh ausgedroschen. Zur Zeit der Ernte fehlt es nicht an abergläubischen Ceremonien. Der ausgedroschene Reis hat noch eine Hülse, welche durch Stampfen auf dem Boden oder in Mörsern entfernt wird. Vor diesem Hergang heißt er Paddy. Manche Sorten werden früher mit heißem Wasser abgebrüht, um ein gelindes Anschwellen zu erzeugen, da sonst beim Stampfen der Reis zerstoßen würde. Durch ein zweites Stampfen wird er dann von der noch anhängenden innern Samenhaut befreit, wodurch er erst weiß wird. Die Ernte ist 15- bis 22fach. Die Regierung nimmt jährlich 10 Procent des Ertrages, verpachtet jedoch die Einhebung desselben.

Die Abschätzung zur Zeit der Reife und die Anzeige an den Pächter des Zehents führen zu einer Menge Chicanen von der einen und zu Verheimlichung, falschen Angaben und Entwendung des eigenen Ertrages auf der andern Seite.

Der Einfuhrzoll auf fremden Reis ist 50 Procent. Dieser Schutzzoll wird aber dem größern Anbau nicht aufhelfen, so lange die Vexation dauert.

Nach Pridham sind 381,726 Acres mit Reis bestellt, die sich in folgender Weise vertheilen:

Centralprovinz	59,130	Acres,
Nördliche Provinz	100,992	„
Oestliche „	32,460	„
Südliche „	121,212	„
Westliche „	67,931	„

Der Gesammtertrag war	7,892,747	Bushel, davon kommen auf die
Centralprovinz	2,612,900	„
Nördliche Provinz	1,760,030	„
Oestliche „	188,562	„
Südliche „	1,201,369	„
Westliche „	2,129,886	„

Die Preise waren per Bushel:

In der westlichen Provinz	3 Schilling	6 Pence,
„ „ südlichen „	3 „	8 „
„ „ östlichen „	4 „	— „
„ „ nördlichen „	3 „	7 „
„ „ Centralprovinz	5 „	6 „

Die vorzüglichsten Reissorten der Centralprovinz sind:

Maha ma wee,
Hapu deva vaja wee,
Thatu hatial wee,
Maha honarawala wee,
Girese wee,
Sudu hinati wee,
Kuru wee,
Thatu hinati wee,
Kalu hinati wee,
Ma wee,
Honarawala wee,
Dahanala wee,
Maha hatial wee.

Die Erträgnisse sind reichlicher in der centralen und westlichen Provinz, weil dort mit der zureichenden Bewässerung ergiebigere Sorten und doppelte Ernten gewonnen werden; die Preise in der Centralprovinz am höchsten, weil dort nicht die Concurrenz des importirten indischen Reises wegen der hohen Fracht stattfindet.

Die Reiscultur könnte leicht erhöht werden, wenn nicht die Indifferenz der Regierung zu groß wäre nach der Meinung englischer competenter Richter:

„Ceylon is fully capable, not only of producing rice enough for its own consumption, but of supplying the whole demand for that article in Great Britain, Bourbon, and Mauritius. After,

however, a British occupation of the island for half a century and of the interior for the past thirty years unmolested, the result shews (I speak it advisedly) to the everlasting shame of the British Government, that the island is not even self-supporting in this particular.“ (Pridham, I, pag. 368.)

Es wäre ganz leicht möglich, wenn die verfallenen Tanks wieder ausgebessert würden. Es ist nicht möglich auszumitteln, in welche Zeit der Verfall derselben fällt; aber schon bei der Ankunft der Portugiesen wurde Reis von der Koromandelküste eingeführt. Unter der holländischen Regierung verfiel die Reiscultur im nördlichen Theile noch mehr. Englische Autoritäten geben die schlechte Disciplin der durchziehenden holländischen Truppen als Ursache an, doch wurde die Production dieses Artikels unter der englischen Regierung noch mehr rückgängig. Bertolacci erwähnt, daß Battikaloa jährlich 150,000 Parahs Reis nach Trinkomalie schickte und mehrere tausend Stück Rindvieh. Fünf Jahre später war die Regierung jedoch schon genöthigt, Vieh für ihre Garnison nach Battikaloa zu schicken.

Ich glaube, die Productionskosten sind in Ceylon bei der Cultur des Bergreises viel höher als irgendwo in Indien und nur die Möglichkeit, den Reis in der Ebene bauen zu können, würde die Arbeit vermindern, wozu jedenfalls die Herstellung des alten Irrigationssystems gehört. Diese übersteigt jedoch die Hilfsquellen der Privatleute. Schon die Holländer machten der Regierung in Batavia den Vorschlag zur Herstellung des Riesentanks; Gouverneur Sir T. Maitland 1806 und Gouverneur Sir Robert Brownrigge 1813 hatten dahin zielende Projecte im Auge, Sir Emerson Tennent brachte in neuerer Zeit die Herstellung in Anregung. Bis jetzt ist nichts geschehen. Ich glaube, daß eine Wiederherstellung eines oder mehrerer Tanks Hand in Hand gehen müßte mit der Einführung einer großen Anzahl Malabaren, da die Küstenbevölkerung nicht leicht zu einer Uebersiedlung nach dem Innern zu bewegen wäre. Am besten wäre es, ganze Gemeinden mit ihren Priestern und Häuptlingen zur Emi-

gration zu bewegen, da man sonst nicht mit Sicherheit auf eine hinreichende Zahl Arbeiter rechnen könnte. Die emigrirten Kulies leiden in der Regel an Heimweh und gehen, getrennt von ihren Familien, vor Ablauf des ersten Jahres wieder nach Hause. Eine zunehmende Reiscultur wäre nicht nur im Allgemeinen für Ceylon von Wichtigkeit, sondern hätte noch den besondern Vortheil, die Productionskosten in den Kaffeedistricten zu ermäßigen oder die Arbeiter zu fixiren, da der Preis des Reises ein wesentlicher Grund ihres längern Verweilens würde.

Nach den Erhebungen v. Fridau's sind die Reissorten und ihre Vegetationsperioden in Oudatoe wie folgt:

Suduwi	4	Monate
Suddu-balawi	2	"
Him-balawi	3	"
Dewerade	5	"
Honderawale	6	"
Halsuduwi	5	"
Bocuru	5	"
Huruwi	4	"

Das Wetter ist dort von Mai bis November trocken, von November bis Mai fallen Regen, aber nicht gleich stark; im November, December, Januar und Februar sind die heftigsten Regen, der herrschende Wind ist dann Ost. Im November, December und Januar wird gesät; die Abhänge werden mit Korracan bebaut.

9) Zu S. 221. So bei Badulla, das eine Höhe von 2069 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel hat und die höchste, zugleich aber auch in jeder andern Beziehung ungünstigste Localität ist, da sie in einem Kesselthale, entfernt vom Meer, nicht einmal die mit der Luft fortgerissenen Salztheilchen erhält.

10) Zu S. 223. Cocospalme. Die Europäer pflanzen nicht mehr als achtzig auf einen Acre. Die Zahl der Cocospflanzer war 1853:

In	der	westlichen	Provinz	56	mit	5100	Acres
„	„	nordwestlichen	„	6	„	3430	„
„	„	südlichen	„	21	„	800	„
„	„	östlichen	„	21	„	3314	„
„	„	nördlichen	„	31	„	8768½	„
					zusammen	21,412½	Acre.

In gutem Boden gibt eine Cocospalme achtzig bis hundert Nüsse im Jahr, in acht bis zwölf Büscheln, zu fünf bis fünfzehn Nüssen. Zehn Nüsse geben ein Quart Oel, also vierzig Nüsse eine Gallone.

Die Zahl der Cocospalmen wurde im Jahre 1857 zu 20,000,000 veranschlagt; ihre Pflanzung ließe sich noch wenigstens verzehnfachen.

Cocosöl.

1836	409,012	Gallonen			
1837	638,677	„	und 8976 Fässer		
1838	242,680	„	„ 284 „		
1839	357,543	„			
1840	475,742	„			
1841	321,966	„			
1842	475,967	„			
1843	726,206	„			
1844	443,301	„			
1845	282,186	„			
1846	123,981	„			
1847	197,851	„			
1848	311,526	„			
1849	513,279	„			
1850	407,960	„			
1851	443,699	„	im Werth von	31,444	Pfd. St.
1857	1,767,413	„	„ „ „	212,184	„

Die Ausfuhr von trockenen Cocosnüssen (Coperah) betrug 1851 bei 27,000 im Werthe von 9680 Pfund Sterling. Auch die Oelkuchen haben noch einen bedeutenden Werth als Viehfutter und Dünger.

Coir (40 Nüsse geben 5 Pfund Coir).

	Centner		Centner		Centner
1836	10,482	1841	21,643	1846	23,197
1837	36,737	1842	26,130	1847	23,520
1838	24,895	1843	22,187	1848	25,199
1839	22,195	1844	25,977	1849	28,422
1840	23,440	1845	19,540	1850	39,886
1851	37,512 Centner im Werth von 18,285 Pfd. St.				

Nehmen wir 1857 durch die vermehrte Pflanzung eine proportionale Erhöhung des Coir an, so ergäben sich ungefähr 160,000 Centner Coir im Werth von 80,000 Pfund Sterling.

Zu S. 225. Es war uns unmöglich, die systematische Stellung der Gräser zu bestimmen, da wir keine blühenden Exemplare erlangen konnten. Das Oil of Citronella scheint von Andropogon Schoenanthus gewonnen zu werden, das andere von A. muricatus.

Nach Hooker ist letzteres identisch mit dem indischen Cuscusgras. Citronoil soll aber nach ihm aus verschiedenen indischen Gräsern bereitet werden.

11) Zu S. 228. Yams und Bataten wurden schon von den Portugiesen eingeführt und werden überall in der Ebene, aber nicht in großer Ausdehnung angepflanzt. Die erste (Dioscorea alata) ist eine krautartige Pflanze mit einem sich links windenden Stengel; ihr Vegetationscyclus ist fünf Monate; sie liefert einen sehr reichen Ertrag. Die Wurzelknollen haben eine wurst- oder sackförmige Gestalt und sind sehr reich an Stärkemehl; gekocht und gebraten schmecken sie wie Kartoffeln. In armem Boden werden die Zellenfasern stärker entwickelt.

Mehr Beifall finden beim Fremden die süßen Bataten (Sweet Potatoes, Convolvolus batatas). Der reichliche Knollenertrag, die kurze Wachsthumsperiode, die bei mehreren Varietäten in drei bis vier Monaten geendet ist, die leichte Arbeit, da sie außer dem Behäufeln und fleißigen Jäten nichts fordert, ihr Wohlgeschmack und ihr größerer Reichthum an Stärkemehl und Zucker sind große Vorzüge gegen die Kartoffel, zu denen noch ein anderer großer kommt, daß sie keiner Krankheit unterworfen ist. Sie verlangt aber einen guten, feuchten, lockern und reichen Boden und einen ziemlich hohen Grad beständiger Wärme.

In größerer Menge allein genossen, beschweren diese beiden Pflanzen die Verdauung und erzeugen Verstopfung. Dies ist ein Hauptgrund, weshalb sie dem Reis nachgesetzt werden.

Von Baumfrüchten werden zwei Artocarpus cultivirt. Mehrere Species kommen wild vor.

A. incisa ist der Brotfruchtbaum, der bis zur Höhe von 2500 Fuß fortkommt. Er ist einer der schönsten Bäume, dessen Holz im Alter dem Mahagoni ähnlich ist. Die Früchte sind rundlich oval und sind nur gekocht oder gebraten genießbar. In Scheiben geschnitten haben sie den Geschmack von Kartoffeln oder Kastanien. Der Saft des Baumes gibt getrocknet oder gekocht eine Substanz, die zum Kalfatern verwendet wird. Bennet meint, man könne Kautschuk daraus bereiten.

A. integrifolia, der Jack, hat etwas längere Früchte, die ebenfalls sehr groß werden, oft bis dreißig Pfund. Die Samenkörner, bis zur Größe einer kleinen Nuß, liegen in einem gelben, süßlich, beinahe ekelhaft schmeckenden Fleische, das ohne alle Zubereitung oder mit Salz und Wasser gegessen wird. Die Samen werden geröstet oder in Kurri gekocht, ihr Geschmack ist kastanienartig. Der Saft des Baumes wird gekocht als Vogelleim benutzt. Der Geruch der Früchte ist besonders da, wo große Quantitäten beisammen liegen, unangenehm ekelhaft.

Die Banane bildet den Uebergang zu den Obstsorten. Die Engländer unterscheiden Plantain (Musa sapientum) und die Banane (Musa paradisiaca). Von der ersten kommen 16 Varietäten vor. Von diesen sind die besten die große rothe oder Taniore, die kleine oder Zuckerplantain (Madrasplantain), die gefleckte oder Fellicherry. Die Hinduportugiesen nennen die Bananen Figuera; der Name erinnert an den der Paradiesfeige, der wohl schwerlich daher entstanden ist, daß, wie ein englischer Autor meint, die Stammeltern im Paradiese sich daraus Schürzen gemacht hätten.

Aus dem Safte des Stammes bereiten die Eingebornen mit Eisenoxyd eine schwarzblaue Farbe. Er wird auch als Viehfutter verwendet. Arme Leute essen auch den Wurzelstock.

Garten- und Obstcultur im europäischen Sinne wird nicht betrieben, doch findet man fast überall um die Tempel und um die Hütten der Eingebornen verschiedene Fruchtbäume, theils einheimische, theils acclimatisirte. Portugiesen und Holländer haben in dieser Richtung viel mehr gethan als die Engländer, die überall nur die Gärten und Früchte ihrer Heimath reproduciren wollen.

Einheimische. Die Mango (Mangifera indica). Die häufigsten Varietäten sind: eine kleine mandelförmige, nur 1½ Zoll lange (Maturamango), die große herzförmige (Jaffnamango) und die nierenförmige, die sechs bis sieben Zoll groß wird.

Die gemeinen Varietäten haben einen terpentinartigen Geschmack. Die Mangos werden auch grün als Pickles eingelegt.

Coloambo ist ein in seinen Blättern dem Mango ähnlicher Baum, doch ohne seine Früchte. Von ihnen soll die Hauptstadt den Namen haben.

Drei Species Averhoea haben sauere Früchte, welche in Kurri gegessen werden: Kilimbini (A. Kilimbini), Cherimelle (A. acida L.) und Carambale (A. Carambala L.).

Ghorka (Cambogia gutta L.). Frucht sauer, aber der Mangustane in Form ähnlich. Der eingedickte Saft des Stammes

wird als Heilmittel bei Wassersucht, Hautkrankheiten und besonders bei Lepra benutzt.

Champaka (Michelia Champaca). Die gelblichen Blüthen dienen als Opfer.

12) Zu S. 235. Es hatte sich eine Compagnie für den Bau der Eisenbahn, welche sowohl die Pflanzer wie die Kaufleute interessirt, gebildet, welcher die Colonialregierung für das Anlagecapital von 800,000 Pfund Sterling sechs Procent Zinsen, für die darüber aufgewendeten Summen jedoch fünf Procent garantirte. Eine Linie war tracirt worden, welche ungefähr eine Million Pfund Sterling Kosten in Aussicht stellte. Die Bahn hatte jedoch einen schlechten Fortgang und die Compagnie machte, basirt auf neue Untersuchungen ihres Hauptingenieurs, einen Anschlag von zwei Millionen Pfund Sterling, worauf die Colonialregierung den Vertrag aufheben und das Material so wie die für die Erdarbeiten aufgewendete Summe ablösen wollte. Die Acten darüber sind jedoch keineswegs geschlossen und die ganze Angelegenheit wurde während des Druckes dieses Bandes vor's Parlament gebracht.

Siehe die Berichte der Times über die Sitzung im Hause der Lords am 22. Mai 1860.

In den letzten Jahren wurden während eines zum Sturm angewachsenen Monsums viele Schiffe auf der Rhede von Colombo beschädigt und zerstört.

13) Zu S. 249. Perraherra ist seinem Wesen nach ein großes Nationalsiegesfest zum Andenken des Königs Gaiabahu, der mit seinem Freunde, dem Riesen Nila, über die Manaarstraße setzte, indem er mit einem eisernen Stab die Fluthen des Meeres theilte, und der so stark war, daß er Wasser aus einer Handvoll trockenen Sandes preßte; er befreite zwölftausend seiner Unterthanen, die der König von Sali in die Sclaverei geführt hatte, und führte noch eben so viele Malabaren als

Kriegsgefangene und viele Reliquien Buddhu's weg. Bis zur Regierung Königs Kirtisri's wurden bei dem feierlichen Aufzuge nur die vier Gottheiten Winu, Natta, Katregamma und Batine in feierlichem Aufzuge getragen. Als 1775 buddhistische Priester aus Siam nach Ceylon gekommen waren, um die Priesterordination wieder einzuleiten, waren sie entsetzt über den heidnischen Unfug, und der König verordnete, um sie zu besänftigen, daß auch die Dalada in feierlicher Procession getragen würde. Da bei dem Feste alle Häuptlinge zugegen waren, wurde dasselbe von den Königen als eine Art politischer Controle betrachtet.

14) Zu S. 249. Der heilige Zahn. Ausführlicheres über denselben in Pridham Bd. 1, S. 321 bis 328 und in Sir Emerson Tennent's Ceylon.

15) Zu S. 254. Die dicken, aber leichten Hüte werden nicht in Ceylon verfertigt, sondern eingeführt. Die Engländer nennen sie Singapore-hats und das Material dazu kommt von einer Leguminose, der Neptunia oder Aeschynomene aspera.

16) Zu S. 264. Doppelklima. Ceylon stellt Indien diesseits des Ganges im Kleinen dar, denn es ist eine Fortsetzung des indischen Continentes.

Die beiden Klimate der Malabar- und Koromandelküste finden ihr Seitenstück in der West- und Ostküste Ceylons so wie das Bergland der Nilgerri seine Analogie in dem centralen Bergstocke der Insel.

Das Doppelklima ist durch die beiden Monsume bedingt (S. 299. 576). Die Grenze wird bezeichnet durch eine Linie nördlich von Putlam nach Nallande, dann in einem weiten Bogen die Ostabhänge des centralen Bergstockes umkreisend, durch Gangodegamme östlich von Balangodde die Südküste der Insel zwischen Matura und Hambantotte erreichend.

Während im Süden und Norden in der Ebene die klimatische

Grenze verwaschen und kleinen Schwankungen unterworfen ist, ist sie an den östlichen Bergen sehr scharf ausgesprochen, so daß der östliche Bergabhang oft das entschieden trockene Klima des Ostens hat und mit der entsprechenden Vegetation bekleidet ist, während der westliche Abhang, durch die häufigen Regen des entgegengesetzten Klimas begünstigt, einen üppigen Baumschlag trägt. Wir fanden dies so im Osten von Badulla und Ritter v. Fridau in den östlichen Bergen am Mahawelle-Ganga. Siehe auch 575 u. f. über das Klima.

17) Zu S. 267.

Malabarenkulies.

Im Jahre 1852 kamen an	50,843	Männer,
	2226	Weiber und
	776	Kinder,
zusammen	53,845.	
Zurück gingen	22,564	Männer,
	780	Weiber und
	284	Kinder,
zusammen	23,628.	
Die größte Zahl kam im Monat Juni; es waren	13,476	Männer;
von da an ist die Zahl gegen den Anfang und gegen das Ende des Jahres im Abnehmen, derart, daß im Januar nur	992	"
und im December nur	939	"
angekommen sind.		

18) Zu S. 272. Dagegen hörte ich später von einer andern Jagdpartie, bei welcher in vierzehn Tagen mehr als fünfzig Elephanten, viele Leoparden, Schakale und Büffel geschossen worden waren.

19) Zu S. 278. Kandelle. Die großen Steine sind durch Keile gespalten worden, werden aber von den gegenwärtigen Singhalesen den Dämonen zugeschrieben.

Bintenne, Wellasse und Uwa waren in ähnlicher Weise wie der Norden mit Tanks versehen. Eine der Hauptursachen waren die Einfälle der Malabaren. Dem Verfalle folgte Noth und Hunger, Krankheit und Tod. Furnour glaubt, daß den Singhalesen das Schleusensystem bekannt war. Man half sich durch große Krümmungen der Canäle; nach ihm hatte im zwölften Jahrhundert unter dem König Pakrama die künstliche Bewässerung schon ihren Höhepunkt erreicht.

Am Kandelletank verdient das Parapet von 30 Fuß Höhe und 150 Fuß Breite an der Basis die größte Aufmerksamkeit, da es zwei Hügel verbindet.

Der Umfang des Sees wird auf fünfzehn englische Meilen angegeben. Die Steine sind zwölf bis vierzehn Fuß lang.

Zu S. 281 bis 283. Jaffna exportirt nach Ferguson (Monograph on the Palmyra Palm of Ceylon, Colombo 1850) jährlich 10,000 Centner Jaggery nach dem indischen Festlande, wo er raffinirt wird, und 70,000 bis 80,000 Stämme, jeden im Werthe von 3 bis 6 Schilling. Matten, Hüte, Fächer, Sonnenschirme, Schreibmaterial (Olas) werden aus den Blättern erzeugt, eben so dienen diese als Dächer, Wände und Umzäunungen. Das alte Material wird dann als Dünger auf die Reisfelder geschafft.

Die Zahl dieser Palmen soll im District Jaffna allein sieben Millionen betragen und ihre Früchte einer Bevölkerung von 220,000 Menschen den vierten Theil der Nahrung liefern.

Der Kilingi soll aus der jungen Wurzel bestehen, die in der ersten Zeit nach dem Keimen getrocknet und dann in dünne Spalten geschnitten wird. Man kann auch ein Mehl daraus bereiten.

20) Zu S. 289. In der Nähe wird etwas Reis, Korracan, schlechte Ananas, Bananen, Yam, Bataten und Taback gebaut. Letzterer erfordert viel Bewässerung. In der nördlichen Provinz häufig gebaut, nähert er sich in Farbe und Geschmack den dunkeln Sorten des Kentuckytabacks. Seine Vorzüge sind oft überschätzt worden und man hört nicht selten von Ansiedlern, daß er vorzüglicher als Havannah sei: ein Vergleich, der ungefähr in demselben Verhältniß steht wie jener der singhalesischen Bauwerke mit der Akropolis oder mit Theben.

Früher hatte die Colonialregierung mit dem Raja von Travankore einen Vertrag für Tabacklieferung. 1824 legte sie einen Ausfuhrzoll von beinahe 200 Procent darauf; die Folge war, daß die Tabackscultur schnell verfiel. Dreizehn Jahre später sah sich daher die Regierung genöthigt, den Zoll auf $2^1/_2$ Procent herabzusetzen; drei Jahre danach hatte sich die Ausfuhr verdoppelt und stieg von da fortwährend.

Zu S. 292. Der Ackerbau liegt darnieder und Ländereien, die einst mit Reis bepflanzt waren, sind jetzt vom Jungle überwuchert. In den Wäldern der nächsten Nähe sollen die Ruinen einer großen Stadt mit Tempelresten und andern Bauten liegen.

21) Zu S. 299. Mortalität. Auf Ceylon ist die Sterblichkeit der britischen Truppen fünfmal so stark als in England.

In Galle	0,023
„ Trinkomalie	0,091
„ Badulla	0,097
Im Ganzen für Ceylon	0,075

Dagegen in

Sierra Leone	0,483
Goldküste	0,668
Antigua und Montserat .	0,040
Guiana	0,840

Isle de France und Burbon 0,020, also nahe der Sterblichkeit in Europa.

22) Zu S. 299. Die Bodentemperatur von Trinkomalie ist

in 4 Fuß Tiefe 23,4 Grad R.,
„ 2 „ „ 22,9 „

gefunden worden. Es war der nackte, sandige Boden, aber unter einem Dache. Der Brunnen dagegen war offen und die Beobachtungen kurz vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang angestellt. Siehe auch S. 578.

23) Zu S. 306. Die Perlfischerei war unterbrochen:

1732 bis 1746
1768 „ 1796
1820 „ 1838
(Stewart Pearlfisheries of Ceylon.)

24) Zu S. 309. Nach Kelaart sind in drei Jahren achtzehn Millionen Placuna placenta ausgeführt worden.

25) Zu S. 311. Kaniah. Regnaud und Andere führen folgende Fische als Bewohner der warmen Quellen an:

Apogon thermalis,
Ambassis thermalis,
Cobitis thermalis,
Nuria thermoica,
Leuciscus thermalis.

Die warmen Quellen boten v. Fridau und mir folgendes Ensemble 12 Uhr Mittags:

a. Kalte Quelle: 27,8 Grad R.

b. Warme Quellen:

Nr. 1	33,3	Grad R.
„ 2	32,7	„
„ 3	32,2	„
„ 4	32,3	„
„ 5	32,3	„
„ 6	32,7	„

Specifisches Gewicht = 0,995 bei 41,5 Grad C., Stand des Barometers = 335,51 Pariser Linien, Temperatur der Luft = 23,9 Grad R., nasser Thermometer = 20,0 Grad R.

26) Zu S. 321. Mais, nicht beliebt bei den Singhalesen, wird zweimal im Jahre gesät, im Mai und im November; die erste Saat ist im August reif. Die Grundfläche, die damit bestellt ist, wird von P. auf 1265 Acres angeschlagen, davon kommen auf die

centrale	Provinz	830	Acre
nördliche	„	13	„
östliche	„	263	„
südliche	„	8	„
westliche	„	150	„

Der Gesammtertrag ist . . . . . . 13,349 Bushel,

davon kommen auf die centrale	Provinz	8400	„
nördliche	„	15	„
östliche	„	4138	„
südliche	„	235	„
westliche	„	561	„

Baumwolle wird im District von Battikaloa auf einigen Pflanzungen gebaut. Man hat amerikanische Samen eingeführt, während im Norden der aus Bourbon cultivirt wird. Sie wird mit Mais in den Cocosplantagen ausgesät; der beste Boden ist dort der Sand an der Lagune. Die Verwendung besteht als Füllung von Kissen und

der Verarbeitung zu einem groben Baumwollenstoff; fast der ganze Bedarf an letzterm wird aus England und nur wenig aus Indien eingeführt.

27) Zu S. 324. Muquah leben auch im District von Putlam, die theils Christen, theils Mohamedaner sind. Sie haben die Tracht der Tamils, durchbohren jedoch die Ohren nicht. Wie bei denen von Battikaloa geht das Besitzthum auf die Söhne der Schwester über, die Kinder erben nur das während der Lebzeiten des Vaters erworbene Vermögen.

28) Zu S. 327. Gramm ist Cicer arietinum, in Tamil Kadely, das beliebteste Pferdefutter und wird in großer Menge aus Indien eingeführt. Bei Reisen im Innern ist man oft genöthigt, eine Quantität davon mit sich zu führen, da viele Pferde keinen Paddy fressen und Gras allein zu wenig nahrhaft ist. Es könnte zugleich als Futter für Schafe so wie zur Schweinemast verwendet werden.

29) Zu S. 329. Aar ist der allgemeine Ausdruck für Fluß im östlichen Ceylon und wird in Zusammensetzungen immer angehängt, wie Ganga und Oya. Von den letzten ist jener die Bezeichnung für einen großen Fluß, Oya wird im Innern gebraucht, wie es scheint ohne Unterschied der Größe des Flusses.

30) Zu S. 331. Veddahs. Sie leben in den östlichen Wildnissen und sind wahrscheinlich Nachkommen jener Singhalesen, die sich nicht zum Buddhismus bekannten und daher aus den andern Gemeinden vertrieben worden waren, in Noth, Einsamkeit und Verfolgung verkamen und verwilderten. Unter ihnen haben sich Reste des alten Dämonen- und Schlangencultus erhalten. Sie werden in Wald- und Dorfveddahs unterschieden. Die erstern sind Jäger, die von Wild, Baumfrüchten, Wurzeln und dem Honig der Waldbienen leben. Sie gebrauchen noch Bogen und Pfeil, mit denen sie nicht nur das Wild, sondern auch Fische schießen; einige haben jedoch auch schon Feuer-

gewehre. Die wenigen Bedürfnisse handeln sie von hausirenden Moormen ein. Sie sind keineswegs eine verachtete Kaste. Die Dorfveddahs cultiviren hier und da kleine Flecken der China, die sie mit Reis, Korracan oder Bananen bestellen.

31) Zu S. 340. Korracan (Eleusine corracan). Er wird auf Hügeln in der trockenen Chinaregion nach Abbrennen derselben gebaut, jedoch auch in der Ebene. Er wird auch im südwestlichen Theile im Mai gesät, blüht im Juli und steht im August in Samen. Diese sind hirseähnlich, die Eingebornen stampfen sie in Mörsern oder zerreiben sie zwischen zwei Steinen zu Mehl; sie machen eine Art Kuchen daraus, die jedoch Verdauungsbeschwerden bei allen Jenen hervorrufen sollen, welche nicht daran gewöhnt sind.

Tana oder Tanahal in der nördlichen Provinz ist panicum italicum. Es wird zuerst etwas geröstet und dann enthülst. Der Geschmack ist angenehm, aber trocken. Der Vegetationscyclus ist vier Monate. Wir sahen nur die Samen.

Tomne wird bei Bintenne gebaut und ist nach v. Fridau's Erhebungen ein Sorghum.

32) Zu S. 345. Die Dagoba ist ein solides Mauerwerk von kuppelartiger Gestalt und buddhistisch. Die Dewale ist ein Hindutempel. Siehe Cap. 24, S. 502 und 508.

33) Zu S. 364. Weizen. Der erste Versuch seiner Cultur wurde 1815 in kleinem Maßstabe in Candy und Badulla gemacht und gelang. Später versuchte man seine Cultur in Neuwara-Ellia. Da die Consumtion jedoch eine sehr mäßige ist und sich ausschließlich auf die europäische Bevölkerung beschränkt, wäre die Cultur der Opfer nicht werth.

Kartoffeln. Versuche mit dem Anbau derselben wurden zuerst in Ober-Uwa gemacht; sie werden gegenwärtig im Hochlande in großer Menge cultivirt, von den Eingebornen jedoch weniger geschätzt.

Futterpflanzen. Die Versuche, Luzerne, Klee, Raigras, Fuchsschwanz u. s. w. anzupflanzen, sind fruchtlos geblieben. Guinea- und Mauritiusgras kommen gut fort, das erstere gedeiht auch in Jamaica gut.

Mauritiusgras wächst im nassen Grunde sehr gut und soll von Sir E. Barnes eingeführt worden sein.

Andropogon Schoenanthus ist das beste einheimische Gras. Es hat einen hohen Wuchs. Die zarten Blätter, die nach dem Niederbrennen hervorsprossen, geben allein ein gutes Viehfutter. Es wird auch zum Dachdecken gebraucht.

34) Zu S. 384. Kronländereien. Im Anfang machte die Colonialregierung Schenkungen, von 1833 an wurde jedoch das Land nur verkauft und fünf Schilling per Acre als fixer Preis bestimmt. Der niedrige Preis von fünf Schilling war sehr verlockend und eine große Menge Land wurde auf Speculation gekauft. Als jedoch mit der Aufnahme der Kaffeepflanzungen die Nachfrage plötzlich stieg, fixirte die Regierung 1839 den Minimumpreis auf ein Pfund Sterling. Die Ländereien waren damals nicht vermessen; um jedoch den Vortheil der europäischen Ansiedlung nicht zu verlieren, erlaubte sie diese unter Vorbehalt nachheriger Vermessung. Die Parteien wählten beliebig den Boden und Pflanzungen entstanden ohne Ordnung und Methode. Die Grenzen waren jedoch so unsicher gezogen oder so schnell überwachsen, daß es vorkam, daß dasselbe Land wiederholt verkauft wurde.

Verwerflich ist der Preis ohne Rücksicht auf die Qualität des Bodens und der Producte. So ist an eine Ausdehnung der Viehzucht im Flachlande oder an die Benutzung des Graslandes im Innern bei einem Ankaufspreis von zwanzig Schilling nicht zu denken.

Die Menge des verkauften Landes war nach amtlichen Ausweisen (Ceylon Almanac):

1837	3661	Acres
1838	10,401	„

1839	9570	Acres,
1840	42,841	„
1841	78,685	„
1842	48,533	„
1843	58,336	„
1844	20,415	„
1845	19,062	„

35) Zu S. 384.

Zunahme der Kaffeecultur.

1836	60,329	Centner,	1844	133,957	Centner,
1837	34,164	„	1845	178,603	„
1838	49,541	„	1846	173,892	„
1839	41,863	„	1847	293,221	„
1840	68,206	„	1848	280,010	„
1841	80,584	„	1849	373,593	„
1842	119,805	„	1850	278,473	„
1843	94,847	„	1851	349,957	„

1855 und 1856 347,000 Centner im Durchschnitt auf 403 Plantagen und 63,000 Acres.*)

Ferguson schlägt die Production des Native Coffee in derselben Zeit auf beiläufig 50,000 Acres und 160,000 Centner an.

1857 war die Gesammtzahl der Pflanzungen 404 mit einem in Ertrag stehenden Flächenraum von 63,771 Acres und 17,119 Acres, die erst angepflanzt waren.

Die Zahl der Kaffeepflanzungen zur Zeit unserer Anwesenheit war:

in der westlichen Provinz	43 mit		5727	Acres	Flächenraum
„ „ centralen „	307	„ ungefähr	40,000	„	„
„ „ nordöstl. „	5	„ „	400	„	„

Das von uns 1853 eruirte Verhältniß der Tragfähigkeit per

*) 1857 sind nach englischen Häfen 674,530 Centner importirt worden. Es war mir nicht möglich, die Gesammtziffer zu finden.

Acre, welches ich S. 384 mit 580 Pfund veranschlagte, kommt den spätern genauen Erhebungen Mr. Fergusons sehr nahe. Er schlägt es zu 550 Pfund per Acre an. (Colombo Observer, 11. Juli 1857.)

Der Kaffee ist nach der Meinung Einiger eine einheimische Pflanze, was nicht unmöglich ist, da Rubiaceen einen wesentlichen Theil der Vegetation, besonders des Unterholzes bilden. Er findet sich an Orten, wo er nie cultivirt worden war, und Herr v. Fridau fand ihn in den Wildnissen Oudatoe's; mein Freund ist aber der Ansicht, daß er von den Vögeln dahin verschleppt worden ist.

Ceylon's Kaffeeexport
vom October 1859 bis Januar 1860.

	Plantation Coffee Centner	Native Coffee Centner	Im Ganzen Centner
London	105,156	42,877	148,033
Liverpool	6413	3134	9547
Amsterdam	6265	1947	8212
Havre	1053	11,388	12,441
Mauritius		293	293
Melbourne	4418	200	4618
zusammen	123,305	59,837	183,144

(Colombo Observer, Januar 1860.)

Die Steigerung im Plantation Coffee gegen frühere Jahre ist bedeutend, im Native Coffee geringer.

36) Zu S. 396. Zimmt. Unbeschnitten erreicht der Baum bis 50 Fuß Höhe und der Stamm eine Dicke von 18 bis 20 Zoll. Das Holz ist weiß und weich, beim Brennen gibt es jedoch keinen aromatischen Rauch.

Die Frucht gibt beim Kochen ein gutes Oel, das schon bei gewöhnlicher Temperatur starr ist. — Der beste Zimmt kommt von den Schößlingen, die senkrecht aus der Wurzel sprossen, nachdem der Hauptstamm umgehauen ist.

Die Hauptregion ist von Tangalle bis Chilaw und die Berge bis 1500 Fuß Höhe.

Es war eine übereilte Voraussetzung, die sich bitter rächte, daß der Zimmtlorbeer auf Ceylon beschränkt sei. Er kommt auch an der Malabar- und Koromandelküste vor. — Die Cassia kommt aus dem südlichen China und Hinterindien.

Der Verbrauch an Zimmt hat sich in sehr geringen Schwankungen von 400,000 bis 500,000 Pfund jährlich erhalten. Die Production in Java hat von 2200 Pfund im Jahre 1835 schon in den zehn darauf folgenden Jahren sich so gesteigert, daß sie 1845 134,000 Pfund betrug. Die dortigen Gestehungskosten sind niedriger und die Regierung in Batavia war vernünftig genug, keinen höhern Ausfuhrzoll als $1/2$ Penny per Pfund festzustellen. Die Folge war, daß Ceylonzimmt immer mehr den Boden am europäischen Markt verlor. Die Nachfrage nach der wohlfeilern Cassia hat zugenommen. Zu all dem kam die verminderte Nachfrage in Spanien und Portugal so wie im spanischen und portugiesischen Amerika, welche die Hauptconsumenten des Artikels bei der Bearbeitung ihrer Schokolade waren.

Nach unserer Abreise ist wieder ein Steigen in der Ausfuhr und Production eingetreten. Ich habe die Daten für die drei Jahre 1855 bis 1857 dem Tennent'schen Werke entlehnt. Neuere Daten wurden mir nicht bekannt.

Zimmterträgniß.

1836	724,364	Pfund,	1844	1,057,841	Pfund,
1837	558,110	„	1845	408,211	„
1838	398,198	„	1846	401,656	„
1839	596,592 $1/4$	„	1847	447,369 $1/2$	„
1840	389,373 $1/4$	„	1848	491,687 $3/4$	„
1841	317,919 $1/2$	„	1849	733,781 $3/4$	„
1842	121,145 $1/2$	„	1850	644,857	„
1843	662,704	„	1851	508,491	„

1855 wurden 784,284 Pfund,
1856 877,547 „
1857 887,959 „

aus Ceylon in England eingeführt. Der Preis war von 1841, wo er 5 Schilling 1 Penny per Pfund war, 1857 auf 1 Schilling 6 Pence in London herabgegangen.

Der Zimmt aus Java zahlte in England einen Einfuhrzoll von 6 Pence, während der von Ceylon allerdings nur 3 Pence bezahlte, aber unvernünftigerweise mit 4 Pence Ausfuhrzoll in Ceylon belastet war.

Wenn der Ausfuhrzoll 1833 mit der Aufhebung des Monopols aufgehoben worden wäre, so würde die holländische Concurrenz wahrscheinlich nie eine bedeutende geworden sein.

Die Zahl der Zimmtpflanzungen beträgt 44 mit einem Flächenraum von 12,230 Acres in der westlichen Provinz.

Zu S. 401. Myristica moschata wurde von Ritter v. Fridau auch in den Wäldern bei Bintenne, wahrscheinlich durch Vögel dahin verschleppt, gefunden.

37) Zu S. 401. Indigo. 1794 wurde der letzte Indigo ausgeführt. Die vielen Vorschläge, um die Zahl der Ausfuhrartikel zu vermehren, haben aber nur bedingten Werth, so lange nicht die arbeitende Bevölkerung sich vermehrt und die Mittel zu ihrer Subsistenz in der Nähe zu billigen Preisen erzeugt werden. Die Arbeitskräfte können nur durch Emigration vom indischen Festlande beschafft werden, da die einheimische Bevölkerung sich zu den fortgesetzten, mitunter harten Arbeiten, welche Zucker, Indigo und zum Theil auch schon Kaffee erfordern, nicht herbeilassen werden.

Ceylon hätte einen großen Vortheil vor dem indischen Festlande in der Indigocultur voraus, da am letztern die kühlen Nächte die Pflanzen oft zerstören. Bennet, der einige sehr entsprechende Vor-

schläge gemacht hat, empfiehlt besonders die Districte von Tangalle.

1817 wurde der Regierung ein Vorschlag unterbreitet, Schenkungen an Land für die Cultur des Indigo mit dreißigjähriger Steuerfreiheit zu bewilligen, es war jedoch ohne Folgen.

38) Zu S. 432. Wihares sind die viereckigen, oft halboffenen Tempel, in welchen Buddhustatuen oder Götterbilder, die dem brahmanischen Mythus angehören, und oft beide aufgestellt sind, da die Lehren beider Culten in Ceylon oft in einander fließen und sich ergänzen. Diese Tempelform ist verschieden von der Dagoba, welche eine solide kuppelförmige Steinmasse ohne innere Räumlichkeit ist und dem Buddhismus ausschließlich angehört.

39) Zu S. 433. Dies Anschlagen ist nach ihrer naiven Meinung nöthig, um die Gottheit von ihrem Gebet und Opfer in Kenntniß zu setzen. Ein ähnliches Anmelden der Devotion durch Glockenzeichen findet selbst noch an der östlichen Grenze des Buddhucultus Statt, denn W. Heine berichtet Aehnliches aus Japan.

40) Zu S. 433. So weit der Buddhucultus reicht, wird auch die Fußspur verehrt. Sogar in China ist sie in den Tempeln der fünf Genien (die verschiedenen Buddhus) ein vorstechender Punkt der Verehrung.

41) Zu S. 434. Pteropus Edwardsii ist die größte bis jetzt auf Ceylon gefundene Fledermaus; sie mißt in der Flugweite vier Fuß. Sie beschädigt sehr die Fruchtbäume der Eingebornen.

42) Zu S. 438. Das erste Rhododendron sahen wir bei 6145 Pariser Fuß.

43) Zu S. 441. Buddhu's Himmelfahrt vom Samanala ist nur eine Sage, die sich auf frühere Buddhus bezieht. Der letzte, der historische, war Buddhu Gutama, der 500 Jahre vor Christo im hohen Alter in Indien eines natürlichen Todes starb.

44) Zu S. 445. Kalu-Ganga bedeutet schwarzer Fluß. Er führt immer, wie alle aus bedeutenden Höhen kommenden Flüsse Ceylons, große Mengen erdiger Theile, die sein Wasser undurchsichtig machen. Im Schatten seiner dichten Uferwälder erscheint er sehr dunkel.

45) Zu S. 446. Der allgemeine Name, den ihm die Singhalesen geben, ist Samanala, nach der auf seinem Gipfel eingehauenen Fußspur aber auch Sri Pada, das heißt der heilige Fuß. Von den englischen Residenten wird er Adamspik oder Pik schlechtweg genannt.

46) Zu S. 459. Zuckerrohr gedeiht schlecht in Kabuk-, viel besser im Alluvialboden an den Flüssen, die Pflanzungen im erstern sind daher wieder aufgegeben worden. Der Flächenraum der unter Cultur stehenden Zuckerplantagen ist 2240 Acre,

davon in der					
westlichen	Provinz	2	Pflanzungen mit	ungefähr	1170 „
centralen	„	1	„	„	70 „
südlichen	„	11	„	„	1000 „

Die ersten Zuckerpflanzungen sind schon von den Holländern angepflanzt worden, aber später eingegangen. Erst spät, nach der englischen Besitzergreifung, legte der Gouverneur Sir Edward Barnes eine Zuckerplantage bei Neangodde zwischen Colombo und Candy an. Gegenwärtig bestehen einige wenige kleine Pflanzungen bei Candy Colombo, Caltura und Galle.

47) Zu S. 465. Bevölkerung im Jahre 1850.

Provinz	Flächenraum	Weiße Bevölkerung		Einheimische Bevölkerung		Zusammen		Auf einer englischen Quadratmeile	Beschäftigung			Geburten	Ehen	Todesfälle
		männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.		Ackerbau	Manufactur	Handel			
Westliche . .	3820	1538	1408	279,893	248,982	281,431	250,390	140,24	128,696	21,654	23,215	9844	3504	4991
Nordwestliche	3362	82	74	96,930	92,532	97,012	92,606	57,05	85,467	2053	2449	3306	1628	2864
Südliche . .	2147	334	215	158,287	146,926	158,621	147,141	142,62	81,723	17,538	18,658	10,583	2118	3758
Oestliche . .	4753	588	567	38,795	35,286	39,383	35,853	16,03	14,347	3348	2096	2202	764	1033
Nördliche . .	5427	480	451	155,052	147,948	155,532	148,399	56,12		4586	4170	6438	1610	6633
Centrale . .	5191	450	183	115,508	98,632	115,958	98,815	42,80	133,078	4425	6823	6577	2831	4859
	24,700	3472	2898	844,465	773,304	847,937	773,204	66,26	443,311	53,604	57,411	38,950	12,455	24,138
Militär:														
Westliche . .		898	172	1128	653	2026	825	0,74				47	96	73
Nordwestliche		1		53	25	54	25	0,02				6	5	2
Südliche . .		129	24	372	307	501	331	0,38				18	5	7
Oestliche . .		219	32	269	207	488	239	0,15				20	8	18
Nördliche . .		5	2	186	153	191	155	0,06				13	7	5
Centrale		734	93	648	398	1382	491	0,36				65	27	26
		1986	323	2656	1743	4642	2066	0,27				169	148	131
Im Ganzen	24,700	5458	3221	847,121	772,049	852,579	775,270	66,53	443,311	53,604	57,411	39,119	12,603	24,269

Vor dem Jahre 1835 fand kein Census Statt, und die Angabe, daß 1824 die Bevölkerung 852,000 betrug, ist wenig verläßlich.

Sie betrug im Jahre	1835	1,215,000
„ „	1837	1,243,066
„ „	1840	1,381,062
„ „	1843	1,421,631
„ „	1845	1,472,649
„ „	1848	1,551,350
„ „	1850	1,643,458*)

Männliche Bevölkerung	852,579
Weibliche „	775,270
Fremde „	15,609
zusammen	1,643,458

Dies ist die Bevölkerung im Jahre 1850, die vom Jahre 1843 ist auf 1,442,062 veranschlagt, mit Ausnahme der 3, 4 und 7 Korles und Nouverakalawiga. Es läßt sich daher nichts Gewisses über die Bewegung der Bevölkerung angeben. In jenem Jahre betrug die Zahl der Geburten 40,666, die der Todesfälle 27,396 und die der Heirathen 17,793.

Die weibliche Bevölkerung ist um zwölf Procent kleiner als die männliche unter den Singhalesen, um sechs Procent unter der Tamilbevölkerung. Das Mißverhältniß ist am größten in den ärmsten und dünnbevölkerten Landestheilen. An der Küste sind die Zahlen gleich.

---

*) Nach Sir James E. Tennent betrug sie 1857 . . .	1,697,975
ohne die europäischen und farbigen Truppen, die zu	5430
und die Fremden (Kulies), die zu	25,000
angenommen werden, so daß die Gesammtsumme	1,728,405
davon waren weiße Männer	2608
Frauen	2207
	4815

48) Zu S. 469. Sclaverei. Die milden Vorschriften der Buddhureligion waren gegen alle Sclaverei, diese mußte daher von einer andern Seite in's Land gebracht worden sein. Der Census der Sclaven war im Jahre 1832 27,397, die sich in folgender Weise auf die Provinzen vertheilten:

Oestliche Provinz	12	männliche	11	weibliche
Westliche „	373	„	332	„
Südliche „	431	„	342	„
Centrale „	687	„	694	„
	1503	„	1379	„
Nördliche „	12,605	„	11,940	„

Es ergibt sich also, daß die letztere 24,545 Sclaven hatte, während alle andern zusammen nur 2882 zählten; hierbei fehlen aber die 7 Korles. Die Anti-Slavery-Society versicherte, daß die Zahl wenigstens um 10,000 zu klein sei, was erklärlich ist, da nie eine eigentliche Registrirung der Sclaven stattgefunden hatte, ungeachtet solche wiederholt angeordnet worden war, da die Sclavenbesitzer die Taxe der Registrirung (4 Schilling 6 Pence) scheuten.

Dieses Ueberwiegen der Sclaven in der nördlichen Provinz fällt mit der Demarcationslinie zusammen, welche die malabarische von der singhalesischen Bevölkerung trennt. Wir finden darin schon einen Fingerzeig für die Entstehung der Sclaverei. Die nördlichen Provinzen waren der Schauplatz der Malabarenkriege, welche den Rest der Bevölkerung zu Sclaven machten und an denen ihrerseits das Vergeltungsrecht geübt wurde, als dieser Landestheil von der fremden Herrschaft befreit wurde.

In den übrigen Provinzen entstand die Sclaverei außer der Kriegsgefangenschaft auch aus andern Gründen, wie durch den Verkauf von Kindern durch Eltern; ihre Freiheit verloren Leute, welche Schulden hatten, die sie nicht bezahlen konnten, oder Diebe, die nicht im Stande waren, den siebenfachen Werth des gestohlenen

Gutes zu bezahlen; solche, welche durch königlichen Machtspruch ihre Freiheit verloren hatten; Weiber, welche unerlaubten Umgang mit Männern aus niedern Kasten hatten; und endlich solche, welche durch Sclavenhändler eingeführt worden waren.

Die Kinder der Sclavinnen waren wieder Sclaven, wenn auch der Vater ein freier Mann war, also ganz verschieden von dem Herkommen in mohamedanischen Ländern. In Ceylon, wo der Kastengeist allmälig wieder aufgelebt war, bestimmte die sociale Stellung der Mutter die ihrer Nachkommenschaft. Ein freier Mann, der Umgang mit der Sclavin eines andern hatte, konnte genöthigt werden, diesem zu dienen, so lange dieser Umgang währte, ein Zug, den wir selbst im Patriarchenleben der Juden wiederfinden.

Der Eigenthümer konnte seine Sclaven bestrafen, mit Ausnahme der Todesstrafe und der Verstümmlung; eben so wenig konnte er die weiblichen Sclaven nöthigen, einen Mann aus einer niedrigern Kaste zu heirathen.

Im Allgemeinen war die fremde Sclaverei die möglichst milde, und schon zur Zeit Knox erlaubten die Herren ihren Sclaven, Vieh und Land zu besitzen und ihr Eigenthum an ihre Kinder zu vererben. Nur bei Mangel dieser beerbte sie ihr Herr. In dieser Weise erhielten sich Viele durch ihren eigenen Fleiß, und als die Engländer in den Besitz der Insel kamen, war diese milde Form der Leibeigenschaft viel menschlicher als noch im vorigen Jahrhundert in Europa, und in den Küstenprovinzen ihrem natürlichen Erlöschen nahe.

In der Centralprovinz legte man mehr Werth auf Sclaven, doch mehr als Gefolge, um seinen Rang zu beweisen, und für gewisse Dienstleistungen, für die man Niemanden, auch aus den untern Kasten, miethen konnte, da im letztern Falle die Familie entehrt worden wäre; dahin gehörte die Besorgung der Leichen.

Der Sclave konnte als Zeuge vor Gericht auftreten.

Sclaven wurden selten verkauft und ihre Familie wurde in der

Regel nur getrennt, wenn nach dem Ableben ihres Herrn das gesammte Eigenthum unter die Erben vertheilt wurde.

Der herkömmliche Werth eines Sclaven war ohne Rücksicht des Alters 1 Pfund 10 Schilling 4 Pence und 100 Riddis oder 3 Pfund 6 Schilling 8 Pence für eine Sclavin. Aus diesen Preisen kann man schon schließen, daß man die Sclaven nicht für harte Arbeit kaufte, wie dies in der westlichen Hemisphäre der Fall ist. Eine Art Sclavenhandel zwischen dem indischen Festlande und den nördlichen Provinzen hat im Anfange des Jahrhunderts noch stattgefunden.

1816 geschah der erste Schritt zur Emancipation der Sclaven. Auf Antrag des obersten Richters, Sir Alexander Johnston, und mit Billigung des Gouverneurs General Sir Brownrigge erklärten die holländischen und die einheimischen Sclavenbesitzer in den Seeprovinzen mit singhalesischer Bevölkerung sich bereit, alle an und nach dem 12. August 1816, als dem Geburtstage des Prinzregenten, von Sclavinnen geborenen Kinder als frei zu betrachten. Die Zahl der in diesem Jahre registrirten Kinder war 96. Ein englischer Berichterstatter versichert, daß die Lage der im Hause gehaltenen Sclaven der der gemietheten Dienstleute oder freien Arbeiter weit vorzuziehen war, da der Lohn für eine zwölfstündige Tagarbeit nur 6 Pence betrug (Pridham, Ceylon B. I S. 229).

1821 wurde ein Preis von drei Rixdollars für jedes neugeborene Kind einer Sclavin aus der Coviakaste und zwei Rixdollars für die aus der Nellua- oder Pallakaste als Entschädigung festgesetzt. Die Zahl der Geburten dieser Kasten war auf 2500 veranschlagt. In der Candyprovinz fand die Emancipation hartnäckigere Gegner, welche fürchteten, ihrer Würde Eintrag zu thun.

1832 wurde der Frohndienst, welchen die Bevölkerung der Regierung zu leisten hatte, abgeschafft. Im Anfang der vierziger Jahre, als Zucker- und Kaffeeplantagen auf der Insel angelegt wurden, fürchtete die Regierung, daß bei größerer Ausdehnung der Werth der Sclavenarbeit und damit die Forderungen der Eigenthümer erhöht

werden könnten. Es wurde daher 1845 durch den Colonialminister die Sclaverei auch in den Candyprovinzen ohne Entschädigung aufgehoben, weil die Eigenthümer den wiederholten Aufforderungen, ihre Sclaven zu registriren, keine Folge gegeben hatten, worauf als Strafe schon im Jahre 1818 die Emancipation der Sclaven gesetzt war.

49) Zu S. 489. Einkünfte. Nach den officiellen Ausweisen der letzten 31 Jahre, von 1821 bis incl. 1851, schwankten sie von 264,735 im Jahre 1827 bis 473,669 Pfund Sterling im Jahre 1822. Die Totaleinnahmen waren 11,946,576, also im Mittel 385,373 Pfund Sterling.

Die Ausgaben in dieser Zeit beliefen sich auf 12,210,220, also im Mittel 393,876 Pfund Sterling. Die höchsten waren im Jahre 1847 mit 518,987, die niedersten 1835 mit 323,277 Pfund Sterling.

In 14 Jahren überstiegen die Einnahmen die Ausgaben um einen Gesammtbetrag von 652,053 Pfund Sterling, in 17 Jahren waren die Ausgaben größer um einen Gesammtbetrag von 915,597 Pfund Sterling.

In diesen 31 Jahren fand daher ein Deficit von 263,544 Pfund Sterling Statt.

Die Einkünfte des Jahres, das mit dem 31. December 1851 endete, waren:

	Pfd. St.	Sh.	D.
Rückständige Einkünfte des letzten Jahres . .	28,135	19	$3\frac{1}{4}$
Einkünfte des laufenden Jahres:			
Zölle	120,234	14	11
Hafengebühren	3407	13	8
Verkauf von Kronländereien	1660	17	3
Landeinkünfte:			
vom Reis	37,819	14	$8\frac{3}{4}$
Fine Grain	3251	2	6

	Pfd. St.	Sh.	D.	Pfd. St.	Sh.	D.
Gärten				1411	16	$7\frac{1}{4}$
Abgelöste Zehnten				21	4	—
Pacht für Ländereien				336	11	$6\frac{1}{4}$
Königszehent für Graphit, gegraben im Kronlande				22	17	8
Straßen- und Brückenzölle, Ueberfuhren, Miethe für Regierungsgebäude, Casernen ꝛc. . .				26,645	12	$8\frac{1}{4}$
Licenzen:						
Für Arrak, Rum und Toddy	59,839	15	$3\frac{1}{2}$			
Branntweinbrennereien	1224	—	—			
Arrakhändler en gros	51	—	—			
Arrakhändler en detail	42	-	—			
Salzhändler	2427	10	$10\frac{1}{2}$			
Chankfischerei . . .	234	12	$10\frac{1}{4}$			
Für Tragen von Feuerwaffen	116	18	6			
Für Träger	2274	6	—			
Miethkutscher	135	—	—			
				66,345	3	$6\frac{1}{4}$
Stempel				26,700	3	$6\frac{1}{4}$
Taxen für unbewegliches Eigenthum in Städten				5395	7	$0\frac{1}{4}$
Briefpost				7573	18	$0\frac{3}{4}$
Geldstrafen und Confiscationen . . .				4724	15	$2\frac{1}{4}$
Verkauf von Regierungseigenthum:						
	Pfd. St.	Sh.	D.			
Salz	40,340	12	$1\frac{3}{4}$			
Arrak und Rum . .	58	13	$1\frac{1}{2}$			

	Pfd. St.	Sh.	D.	Pfd. St.	Sh.	D.
Vorräthe des Commissariats, Baumaterial ꝛc.	14,996	17	—			
Holz	1472	17	2½			
Gewichte und Maße .	248	4	—			
Untaugliche Vorräthe .	610	18	3¼			
Verschiedenes	10	12	5¾			
				57,738	14	3¼
Sistirung der Bezüge für Truppen u. Artillerie:						
Königliche Truppen .	8911	8	8			
Artillerie	635	14	9½			
Spitaldiener	1	8	4			
				9548	11	9½
Deckung von Regierungsausgaben durch:						
Spitalausgaben . . .	78	6	6			
Verkauf der Regierungszeitung und des Kalenders	171	12	1			
Schulgelder	1157	19	9			
Gefangene	47	16	11½			
Casernbeschädigungen .	86	19	6¾			
Verschiedenes . . .	1756	15	5¼			
				3299	10	3½
Interessen:						
Für ausgeliehenes Geld	849	14	3½			
Steuerrückstände . .	2662	14	4½			
An Guthaben in den Händen des Gouverneurs von Madras .	15	10	10¾			
				3527	19	6¾

	Pfd. St.	Sh.	D.	Pfd. St.	Sh.	D.
Regierungsschiffe:						
Fracht	70	10	1			
Verkauf untauglicher Vorräthe	19	10	10			
				90	0	11
Verschiedene Einnahmen:						
Agio beim Verkauf von Wechseln	48	7	$4^3/_4$			
Rücklaß an Gehalten .	4942	0	11			
Zurückerhaltene Ueberzahlungen	12,148	0	$9^3/_4$			
Subscription zum Witwenpensionsfond .	158	12	6			
Arbeiten des Wellikaddegefängnisses . . .	100	0	0			
Fiscal zu Colombo .	87	11	6			
Kleine Einkünfte . .	1522	18	$11^1/_4$			
				19,007	12	$0^3/_4$
Perlfischerei der östlichen Provinz				537	19	0
Besondere Einnahmen:						
Für ausgestellte Documente	94	4	11			
Für verlorene Werkzeuge	17	16	$6^1/_2$			
				112	1	$5^1/_2$
Durch den Agenten in London eingenommene Subscription für den Witwenfond	468	0	0			
Dividende für den Witwenfond . . .	805	4	10			
Andere Einkünfte . .	874	11	4			
				2147	16	2
Gesammtsumme aller Einkünfte				429,700	17	$7^3/_4$

Sir James E. Tennent gibt für das Jahr 1857 folgende Ziffern der Einnahmen:

Zölle und Hafengebühren	164,126	Pfd. St.
Landverkauf und Pacht	30,708	"
Perlfischerei	20,550	"
Chanks	188	"
Salz	53,542	"
Spiritusmonopol	79,811	"
Steuer für Reisfelder und Gärten	60,449	"
Brücken- und Fährenzoll	44,705	"
Stempel	36,755	"
Post	5700	"
Steuer auf Wagen und Träger	3454	"
Verschiedenes	16,420	"
Verkauf von Vorräthen, abgetragene Vorschüsse, Gehaltsabzüge	47,556	"
Polizeitaxe	5075	"

50) Zu S. 449.

Ausgaben in 1851.	Pfd. St.	Sh.	D.
Für die Civilverwaltung	36,645	11	1
Für die Zollhäuser	9556	5	2 3/4
Masters Attendant	9608	19	9 1/4
Regierungsagenten	38,728	1	4
Oberste Gerichtshöfe	12,354	17	2
Districtgerichtshöfe	29,479	4	9 1/4
Kirchen-, Medicinal- u. Erziehungsangelegenheiten	24,171	15	9 1/2
Polizei in allen Provinzen	13,030	6	5 1/2
Fiscal und Gefängnisse	11,879	10	7 3/4
Miethe	4023	15	5
Pensionen	34,022	11	7 3/4
Steuerämter	10,811	17	5

	Pfd. St.	Sh.	D.
Gerichtsverwaltung	2178	2	6 1/2
Missionen und Humanitätsanstalten . . .	7873	15	10 1/2
Postbeförderung	3093	15	4 1/2
Bauten und Gebäude	9745	1	11 1/4
Straßen und Brücken	41,590	3	5 3/4
Verschiedenes	10,537	15	5 3/4
Interessen	1287	7	11
Colonialcommissariat	39,450	14	8 3/4
Beiträge zu Militärausgaben	24,000	—	—
Sold und Zulagen für die europäischen Truppen	10,719	6	4
Für die eingebornen Truppen	9274	0	10
Stab	11,315	14	3/4
Regierungsdampfer	1700	12	1
Zurückgabe von Zöllen	26	3	2
Ueberschuß der Einnahmen	20,577	2	10
	429,700	17	7 3/4

Budget für 1853 nach dem Regierungsalmanach:

Einkünfte . .	403,698	Pfd. St.
Ausgaben . .	403,698	„

Nach Tennent sind die Ausgaben im Jahre 1857, wie folgt, mit Hinweglassung der Schillinge:

Administration, Gehalte des Gouverneurs und der Administrationsbeamten	119,740	Pfd. St.
Justiz	39,731	„
Cultus	9921	„
Unterricht	8054	„
Sanität	8034	„
Polizei	9504	„
Fiscus	8453	„
Pensionen	25,330	„
	228,820	Pfd. St.

Hier fehlen die Auslagen für die Befestigungen, für die Vorräthe und Artillerie, die Besoldung der einheimischen Truppen, die Zulagen für den Stab, die Artillerie, für die europäischen Truppen ꝛc.

Schifffahrtsbewegung.

Im Jahre 1851 war die Zahl			Tonnen
der angekommenen Schiffe	3043	mit einem Gehalt von	251,597
der abgegangenen „	3050	„ „ „ „	252,744

	Pfd. St.	Sh.	D.
Der Werth der eingeführten Güter betrug	1,998,450	17	3
„ „ „ ausgeführten „ „	1,805,877	6	1

Die Zahl der Schiffe, ihr Tonnengehalt und der Werth der Ladung stehen nicht in gradem Verhältnisse zu einander.

In Colombo langten an	595	Schiffe mit	92,564	Tonnen
„ Jaffna „ „	477	„ „	22,927	„
„ Manaar „ „	272	„ „	9768	„
„ Galle „ „	262	„ „	85,376	„

Trotz der geringen Zahl der in Galle angelangten Schiffe ist ihr Tonnengehalt nur wenig von dem von Colombo verschieden, der Werth der Importe aber höher und der der Exporte nur wenig geringer.

	Werth des Imports	Werth des Exports
Galle . . .	927,524 Pfd. St.	821,250 Pfd. St.
Colombo .	854,386 „	911,421 „
Jaffna . .	67,314 „	27,073 „
Manaar .	26,802 „	2527 „

Die beiden Häfen der Ostküste, Trinkomalie und Battikaloa, figuriren nur mit einer geringen Zahl von Schiffen und Exporten.

Die Zahl der Schiffe hat vom Jahre 1837 bis Ende 1851 sich verdoppelt und die Tonnenlast verdreifacht. In dem erstgenannten Jahre war die Zahl der eingelaufenen 1495 mit 81,345 Tonnen, die Zahl der ausgelaufenen 1480 mit 83,563 Tonnen. Im Jahre 1851

die Zahl der eingelaufenen 3043 mit 251,597 Tonnen. Der Werth der Importe hat sich nahezu vervierfacht, er stieg von 595,888 auf 1,998,450, der der Exporte betrug 1837 326,860 und 1851 1,805,877 Pfund Sterling.

Außerdem kommen noch die Küstenfahrzeuge in Betracht, welche eine nicht unbedeutende Handelsbewegung repräsentiren. Die Insel besaß 1851 83 Squarre rigged Vessels mit einem Gehalt von 30,014 und 495 Dhonies mit einem Gehalt von 21,431 Tonnen.

	Pfd. St.	Sh.	D.
Die Einfuhr betrug im Jahre 1851 . . .	1,998,450	17	3
Davon kommen auf:			
Baumwollenwaaren	216,273	13	4
Reis (2,221,466 Bushel)	388,777	7	4
Paddy (997,864 Bushel)	74,839	19	5
Gram (65,000 Bushel)	13,045	5	6
Gesalzene Fische	29,026	3	—
Hornvieh	17,692	19	6
Diese Zahlen sprechen mehr als alle andern Argumente für den traurigen Zustand des Ackerbaues und der Industrie, die folgenden für den Aufwand.			
Für Coaks und Kohle	22,238	17	—
Für Schnitt- und Putzwaaren, Wäsche, Bänder und dergleichen	12,290	1	1
Für Biersorten	12,248	—	—
Spanische Weine	10,298	3	—

Einfuhr im Jahre 1851 (detaillirt).

	Pfd. St.	Sh.	D.
Kleidung	3203	12	11
Uniformirungsstücke	1836	10	9
Waffen und Munition	2359	4	7
Zwieback und Mehl	421	2	2
Knochen und Hörner	390	16	3

		Pfd. St.	Sh.	D.
Gedruckte Bücher		6158	11	6
Schuhe und Stiefel		662	2	2
Butter		1963	13	11
Kerzen		765	8	6
Fässer und Dauben		485	7	5
Käse		588	9	6
Uhren		796	7	6
Kohlen und Coaks		22,338	17	—
Cocosnüsse		200	—	—
Taue aus Coir		388	11	3
Eingemachte Früchte und Zuckerwerk		2005	13	6
Baumwollstoffe		216,273	13	4
Baumwollgarn		4373	18	5
Kurristoffe		9445	16	2
Thonwaaren		10,150	17	1
Gesalzene Fische		29,026	3	—
Einrichtungsstücke		1267	15	1
Glaswaaren		2077	11	9
Getreidearten:	Gramm	13,045	5	6
	Paddy	74,839	19	5
	Erbsen und Bohnen	1060	14	—
	Reis	388,777	7	4
	Weizen	9221	6	6
Garn		4273	11	11
Bänder und Putzwaaren		12,290	1	1
Schinken und Speck		927	19	11
Hüte und Mützen		1258	16	—
Strumpfwirkerwaaren		546	6	—
Musikalische Instrumente		1370	15	—
Juwelen und plattirte Waaren		2598	15	4
Pferde		3174	—	—
Hornvieh		17,692	19	6

	Pfd. St.	Sh.	D.
Schafe und Ziegen	4568	6	3
Maschinen und Werkzeuge	989	7	5
Biersorten	12,248	5	—
Dünger	3307	3	6
Schiffsvorräthe	1711	8	8
Medicamente	3399	18	8
Messing	5236	9	8
Kupfer	2049	3	—
Messerschmiedarbeiten, Eisenwaaren	10,883	15	7
Eisen	5853	1	11
Galvanisirtes Eisen	718	6	7
Blei	518	3	—
Zink	194	—	9
Stahl	436	9	5
Zinn	193	10	7
Oelfarben	4570	19	4
Vegetabilische Oele	1644	15	2
Opium	3284	12	6
Malerfarben	558	7	6
Parfümerien	1458	16	11
Pfeffer und Gewürze	1727	7	—
Punak	1104	12	10
Edelsteine	2277	15	—
Kupferstiche und Bilder	661	16	2
Mundvorräthe	881	16	6
Sattler- und Riemerwaaren	2340	8	1
Sago	846	4	10
Salpeter	430	8	—
Salzfleisch	323	12	10
Sämereien	3315	5	1
Seidenwaaren	4589	17	7
Seife	664	9	3

		Pfd. St.	Sh.	D.
Spirituosen:	Branntwein	4259	11	—
	Genevre	1246	9	8
	Liqueure	49	10	—
	Rum	10	8	—
	Whisky	96	17	4
Baares Geld		1,004,967	17	4
Schreibmaterial		4644	14	4
Zucker raffinirt		2338	16	9
„ roh		4610	9	4
Thee		6171	6	9
Taback, verarbeiteter		70	18	—
	Cigarren	1567	6	11
	Schnupftaback	45	—	—
	unverarbeiteter	479	1	6
Schildkrötenschalen		1148	14	—
Sonnenschirme		2649	1	1
Weine:	Cap	4	12	—
	französische	4066	19	5
	Madeira	2115	12	6
	portugiesische	2541	8	9
	Rhein	80	6	6
	spanische	10,298	3	—
	Teneriffa	20	16	—
Holz		1289	15	8
Wollwaaren		1559	1	9
Alle andern Artikel		10,971	3	10
		1,998,450	17	3

Exporte 1851.

		Pfd. St.	Sh.	D.
Arrak	168,789 Gallonen	6269	9	7
Arekanüsse	78,030 Centner	54,806	4	11
Zimmt	508,491 Pfund	50,849	2	—

			Pfd. St.	Sh.	D.
Cocosnüsse	4,637,814	Stück	6761	4	1
Cocosöl	443,699	Gallonen	31,444	9	7
Kaffee	349,957	Centner	688,156	14	9
Coirtaue	37,512	„	18,285	4	1
Copperah	27,026	„	9678	6	7
Hörner	2020	„	3207	17	18
Graphit	25,832	„	5608	2	3
Edelsteine	4	Packete	1205	—	—
Rum	9844	Gallonen	654	10	6
Zucker	1703	Centner	1635	4	—
Holz			16,993	4	4
Alle andere Güter			43,083	4	7
Wiederausfuhr von Gütern			139,927	10	11
„ „ Geld			727,311	16	3
			1,805,877	6	1

Klimatologisches.

Klima des centralen Berglandes.

Nach den Beobachtungen im Bureau der Civilingeneure in Paradenia während des Jahres 1851 war die dortige mittlere Jahrestemperatur 71,56 Grad F. (17,58 Grad R.). Das Maximum war im Monat Februar 79,0 Grad F. (20,9 Grad R.) um drei Uhr Mittags, das Minimum im Monat Januar, Februar und December 64 Grad F. (14,2 Grad R.) um sechs Uhr Morgens.

Die Zahl der Regentage 1851 war 132, die sich in folgender Weise vertheilen:

Februar	3	Juni	18	October	14
März	6	Juli	19	November	10
April	20	August	16	December	8
Mai	13	September	5		

Im Januar war nicht beobachtet worden.

Stürme: am 18., 19. und 20. Juli.

Im Jahre 1852: Die mittlere Jahrestemperatur 71,45 Grad F. (17,5 Grad R.), das Maximum 80 Grad F. (21,3 Grad R.) um drei Uhr Nachmittags im April, das Minimum 56 Grad F. (10,66 Grad R.) in der Morgenstunde im Januar.

Die Zahl der Regentage war 1852 180:

Januar	10	Mai	20	September	14
Februar	7	Juni	21	October	21
März	11	Juli	15	November	21
April	15	August	13	December	15

Es zeigen sich somit zwei Regenmaxima im Mai und Juni so wie im October und November für dieses Jahr.

Gewittertage waren:

Januar	2	Juni	1
März	4	September	1
April	4	October	3
Mai	2		

Hagel: drei Tage im März.

Die Temperaturdifferenz zwischen dem Maximum und Minimum beträgt im Laufe eines Jahres in Paradenia nach den Beobachtungen Caley's 30 Grad F., die Jahrestemperatur 75,92 Grad F.

Die Bodentemperatur wurde nach dreitägigen sorgfältigen Beobachtungen von Ritter v. Fridau ermittelt:

In 4 Fuß Tiefe betrug sie 19 Grad R.
„ 2 „ „ „ „ 18,6 „

Die Beobachtungen wurden im Freien im Schatten der Bäume angestellt.

Die jährliche Regenmenge wird von Herrn Caley nach mehrjährigen Beobachtungen zu 90,75 engl. Zoll angegeben (Wien hat 16,5, Berlin 16,28 Zoll), also eine Regenmenge, wie sie der Malabarküste entsprechen würde.

Das Maximum (über 30 Zoll) fällt in die zwei Monate October und November, also steht Candy vorzugsweise unter den klimatischen Einflüssen des Nordostmonsums.

In Colombo beträgt das jährliche Regenquantum 72,4 englische Zoll, es gibt aber zwei Maxima von beinahe gleichem Werthe, welche dem Eintritt der beiden Monsume entsprechen. Das Frühlingsmaximum des Südwestmonsums fällt in die Monate April und Mai und beträgt 20,7 Zoll. Das Herbstmaximum fällt auf die Monate October und November und beträgt 21,9 Zoll. Colombo wird also erklärlicherweise durch den Nordostmonsum sehr beeinflußt, da keine Bergketten denselben brechen.

Dagegen ist in Galle die Regenmenge des Nordostmonsums geringer. Leider stehen keine Daten dafür zu Gebote.

In Paradenia ist die Regenmenge im April 7,7 Zoll und im Mai 8 Zoll.

Neuwara-Ellia. Die niedrigste Temperatur ist im Januar, Februar und März. Minimum 28 Grad F. (— 1,77 Grad R.)

Boden- und Quellentemperaturen in Ceylon.

Aus den Tagebüchern des Herrn Fr. Ritter v. Fridau.

a. Bodentemperaturen.

Localität.	Tag.	4 Fuß tief. Grad R.	2 Fuß tief. Grad R.
Paradenia, Humus unter dem Schatten der Bäume durch drei Tage	Ende Juni	19,0	18,6
Mada-Manura, im nackten Thonboden	8. Juli	19,9	19,4

Localität.	Tag.	4 Fuß tief. Grad R.	2 Fuß tief. Grad R.
Hanwelle, Grasland	10. Juli		17,7
Bintenne, im nackten nur Mittags beschatteten Boden . .	13. bis 19. Juli	22,6	23,2
Bintenne, Boden mit Gebüsch und Gras bedeckt	„	23,8	24,3
Oudattoe, Gebüsch und Bäume	20. Juli		20,0
Oberfläche in der Salpeterhöhle von Minura	21. „	19,6	
Kalugalla	22. „	18,5	18,5
Trinkomalie, Boden nackt, aber unter Dach	Ende August	23,4	22,9
Karawetti-Aar, Flußufer im Walde	12. September		21,8
Paliapattu, schattiger Waldboden	13. „		20,6
Dickwellepattu, trockener Waldboden	14. „	21,8	21,4
Fünf Meilen vom Uliti-Aar, trockener Waldboden . . .	15. „		22,3
Bubulay, Grasland und Felsengrund	16. „		21,0
Taldenia, Gebüsch	17. „		20,8
Badulla, Gebüsch	23. „	18,8	18,7
Attamspittia, mit Gras bewachsener Abhang	23. „		18,0
Wilsons Bungalow	24. „	15,4	17,8
Neuwara-Ellia, Gras und Gebüsch	October	19,1	14,0
Baddegamme, nackter Boden, unlängst von Regen durchnäßt	1. December	20,8	20,5
Kallawany	7. „	20,2	19,9
Karawetti-Kandy	8. „	22,0	21,7
Ratnapura	11. „	21,2	21,2
Gillimalle, im Gebüsch . . .	14. „	21,7 *)	21,4

*) Nur $3\frac{1}{2}$ Fuß tief.

Localität.	Tag.	4 Fuß tief. Grad R.	2 Fuß tief. Grad R.
Palabatola, Gebüsch	15. December		18,5
Diabetme, Wald	16. „		12,1
Adamspik, Gras	17. „		9,9
Palabatola, Gebüsch	19. „	18,5 *)	18,0
Palamadulla, Erde vom Regen feucht	27. „	20,3	20,1
Balangodde, Gebüsch, Regen .	30. „	15,4	15,1
Gangoddegamma, im Schatten der Kaffeebäume	31. „	18,5	18,5
Tambegamme, wasserreicher Boden	1. Januar		19,5
Tunkadawe, trockener, nackter Boden	3. „	20,3	19,8
Hambantotte, Felshügel des Forts	7. „	22,8	22,2
Hattagalle, feuchtes Grasland .	9. „		21,2
Beligamme, Gebüsch	17. „	21,1	20,8

b. Quellentemperaturen.

Localität.	Stunde.	Tag.	Höhe in Pariser Linien. Temp. in Grad R.	Quellen-temperatur. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naß. Therm. Grad R.
Nugatenne . . .	0 h	10. Juli	305,98‴ t. 20,0°	18,9	18,9	16,2
Hanwelle . . .	18	10. „	308,18‴ t. 17,4°	16,6	16,8	14,8
Ostabhang der Vorberge	23	10. „	319,30‴ t. 20,0° 319,27‴ t. 19,8°	19,4	19,8	16,0

*) Nur 3½ Fuß tief.

Localität.	Stunde.	Tag.	Höhe in Pariser Linien. Temp. in Grad R.	Quellentemperatur. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naſſ. Therm. Grad R.
Wald ſüdlich von Bintenne . . .	2h	14. Juli	333,11'''	22,2	24,4	19,1
			t. 25,7°			
Tallegalle Debok .	20	20. „	319,16'''	18,4	20,4	17,1
			t. 21,4°			
			319,09'''			
			t. 21,3°			
Salpeterhöhle von Mimura . . .	1	21. „	312,72'''	17,8	21,4	16,6
			t. 21,4°			
			312,09'''			
			t. 21,2°			
Kalugalle, Quellbach	18	22. „	308,31'''	16,9	18,4	15,0
			t. 18,5°			
Kaniah . . .	0		335,51'''	27,8	23,8	20,0
			t. 23,9°			
Karawetti-Aar, drei Fuß tiefer unter dem Boden . .		12. Sept.		23,0		
Manderi-Aar, gefaßt	1	15. „	333,30'''	27,4	27,0	19,3
			t. 26,0°			
„ offen				25,4		
Bubulay, 2 kohlenſäureh. Quellen	2	16. „	331,74'''	21,5	28,2	19,7
			t. 26,3°	21,0		
Migaha-Kiale . .	23	16. „	327,53'''	21,3	24,8	17,6
			t. 26,3°			
			327,14'''			
			t. 24,7°			
Paßhöhe von Attams-pittia	5	23. „	293,29'''	18,3	18,2	15,4
			t. 20,6°			

Localität.	Stunde.	Tag.	Höhe in Pariser Linien. Temp. in Grad R.	Quellentemperatur. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naff. Therm. Grad R.
hundert Fuß tiefer	5^h	23. Sept.		15,7		
				15,8		
etwa fünfzig Fuß tiefer				15,4		
Jenseits des Datte-le-Oya . . .	20	23. „	306,53‴ t. 18,0°	15,3	17,0	15,3
Wilsons Bungalow		25. „	279,75‴ t. 16,7°	13,7	14,7	12,2
Neuwara-Ellia, Fuß eines Hügels .				13,2		
Helesse	18	5. Dec.	336,73‴ t. 20,6°	20,1	19,2	18,5
Gillimalle . . .	19	14. „	337,93‴ t. 17 3°	19,3	15,1	14,5
Quelle des Kalu-Ganga . . .	0	16. „	291,33‴ t. 17,6°	13,1	15,3	13,6
Hidchenne bei Ratnapura, vier Fuß unter der Oberfläche		26. „		20,9		
Paß von Balangodde, im Walde aus Felsen . .	4	28. „	323,71‴ t. 24,5°	18,9	23,3	18,5
Gangoddegamma, im Schatten der Bäume	18 30′	30. „	323,72‴ t. 17,3°	18,9	15,8	15,4
Gangoddegamma, die Hügelreihe . . .	19 30	31. „	322,93‴ t. 18,8°	18,9	16,8	16,0

Localität.	Stunde.	Tag.	Höhe in Pariser Linien. Temp. in Grad R.	Quellentemperatur. Grad R.	Temperatur der Luft. Grad R.	Temperatur des naß. Therm. Grad R.
Tambegamme, unter Bäumen . . .	18h 15′	1. Jan.	330,86‴ t. 17,0°	19,9	14,8	14,4
Tangalle, Meerufer				21,0		
Matura				21,4		
„ sechs Fuß tiefer Brunnen .				22,1		
Belligamme, sechs Fuß tiefer bedeckter Brunnen . .				21,7		

Stündliche Barometerbeobachtungen.

Obser. R. E. Colombo.

Barometerstand reducirt auf 0 Grad R.

Stunde.	Barometerstand in engl. Zoll.	Temperatur in Grad F.	Nasser Thermometer.	Stunde.	Barometerstand in engl. Zoll.	Temperatur. in Grad F.	Nasser Thermometer.
20. Juni				20. Sept.			
18h	29,877	81,7	78,0	18h	29,810	79,0	76,2
19	29,889	81,7	78,3	19	29,819	79,0	76,4
20	29,907	81,8	78,0	20	29,844	81,7	78,7
21	29,997	82,2	78,5	21	29,867	83,0	79,6
22	29,918	82,5	78,3	22	29,868	84,0	79,5
23	29,911	82,7	78,4	23	29,859	84,2	79,7
21. Juni				21. Sept.			
0h	29,902	83,1	78,9	0h	29,842	84,9,	79,7

Stunde.	Barometerstand in engl. Zoll.	Temperatur.	Nasser Thermometer.	Stunde.	Barometerstand in engl. Zoll.	Temperatur.	Nasser Thermometer.
21. Juni				21. Sept.			
1h	29,882	83,3	78,6	1h	29,823	84,7	79,6
2	29,856	83,6	78,9	2	29,802	84,0	78,8
3	29,841	83,3	78,5	3	29,797	84,2	79,3
4	29,825	83,3	78,4	4	29,787	83,8	79,0
5	29,821	83,0	77,8	5	29,787	83,2	78,9
6	29,834	82,8	78,1	6	29,793	83,2	78,5
7	29,848	82,2	77,8	7	29,816	82,8	79,3
8	29,873	82,0	78,1	8	29,836	83,0	79,1
9	29,880	82,2	78,1	9	29,866	82,8	79,3
10	29,888	82,0	78,2	10	29,867	82,6	79,3
11	29,890	81,7	78,1	11	29,873	81,2	78,1
12	29,882	81,6	78,0	12	29,860	81,0	78,8
13	29,814	81,5	77,9	13	29,834	79,0	77,1
14	29,855	81,2	77,5	14	29,824	80,5	77,1
15	29,851	81,4	77,8	15	29,808	81,0	78,2
16	29,850	81,2	77,6	16	29,808	81,3	78,3
17	29,856	81,2	77,8	17	29,814	81,2	78,4

Beobachtungen in Paradenia.

Gefäßbarometer Nr. 552.

Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.	Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.
30. Juni	21h 30′	319,5	18,9	1. Juli	3h 30′	318,9	19,2
1. Juli		319,8	19,1	2. "		319,0	19,4
		320,0	18,8	4. "		319,0	19,5
		320,0	18,5	5. "		318,9	18,0
		319,9	17,5	6. "		318,95	18,0

Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.	Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.
	21h 30′	320,9	18,0	7. Juli	3h 30′	319,93	18,3
		320,5	18,8	8. „		319,8	18,9
		320,5	18,4	9. „		319,65	19,2
10. Juli		320,5	17,9	11. „		319,48	19,0
		320,0	19,0	12. „		319,2	19,9
		319,9	18,8	13. „		319,1	19,4
		320,1	18,4	14. „		319,5	19,0
		320,1	18,5	15. „		319,4	18,9
		320,5	18,4	16. „		319,8	18,9
17. „		320,1	18,4	18. „		320,0	18,5
		320,6	18,0	19. „		319,6	18,8
		319,6	18,0	20. „		318,8	18,9
		319,6	17,2	21. „		319,8	18,5
		320,1	18,2	22. „		319,4	19,4
		320,5	18,5	23. „		319,5	19,4
24. „		320,4	19,0	25. „		319,4	20,9
		320,6	19,1	26. „		319,75	20,6
		320,5	19,1	27. „		319,5	20,4
		319,8	18,9	28. „		320,1	21,0
		320,1	19,4	29. „		319,0	21,4
		320,4	17,7	30. „		319,4	20,0
31. „		320,2	17,6	1. Aug.		319,2	19,8
1. Aug.		320,2	18,9	2. „		319,1	20,4
		320,4	17,9	3. „		319,15	20,1
		320,10	17,9	4. „		319,8	20,3
		319,8	17,9	5. „		318,6	19,3
		319,4	19,2	6. „		318,0	20,0
7. „		319,4	19,0	8. „		318,6	20,4
		319,3	19,0	9. „		318,2	21,7
		319,1	19,5				
10. „		319,1	18,9	11. „		318,4	19,0
		319,7	17,8	12. „		318,9	19,0

Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.	Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.
12. Aug.	21h 30′	320,2	18,5	13. Aug.	3h 30′	319,2	19,9
14. „		319,3	18,0	15. „		318,0	18,5
		319,1	19,0	16. „		318,2	19,2
		319,2	19,0	17. „		318,1	18,1
		319,5	17,7	18. „		318,3	19,5
		319,4	18,5	19. „		318,6	19,7
		319,0	19,0	20. „		318,5	19,8
21. „		319,1	17,5	22. „		318,0	19,1
		319,1	18,1	23. „		318,0	18,2
23. „		319,4	18,4	24. „		318,5	20,0
		320,1	18,4	25. „		318,9	18,8
		319,7	19,9	26. „		318,8	16,5
		319,7	18,1	27. „		318,8	19,5
28. „		319,7	18,8	29. „		318,9	19,4
		319,6	19,0	30. „		318,7	19,5
		319,7	18,5	31. „		318,6	19,5
		320,1	19,0	1. Sept.		318,8	20,5
1. Sept.		320,1	19,5	2. „		318,9	20,2
		319,9	19,3	3. „		319,2	20,9
4. „		320,4	19,5	5. „		319,0	22,0
		320,3	19,5	6. „		319,1	21,0
		320,1	19,9	7. „		319,5	20,4
		320,2	20,0	8. „		319,0	20,3
8. „		320,6	19,5				
9. „		320,1	19,5	10. „		319,5	20,0
11. „		320,4	19,5	12. „		319,2	20,2
		320,6	18,7	13. „		319,0	19,4
		320,8	18,9	14. „		319,4	19,4
		320,4	18,9	15. „		319,2	20,2
		320,5	19,0	16. „		319,52	21,5
16. „		320,5	19,4	17. „		319,2	21,5
18. „		320,4	19,6	19. „		319,4	22,4

Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.	Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.
	21h 30′	319,9	20,0	20. Sept.	3h 30′	318,7	22,4
		319,7	20,0	21. „		318,7	21,8
		319,8	20,0	22. „		318,9	22,0
		319,7	19,8	23. „		318,5	22,0
		319,6	20,2	24. „		318,2	21,3
25. „		319,5	20,4	26. „		318,6	20,9
		319,3	19,2	27. „		318,3	21,2
		319,4	19,5	28. „		318,0	21,3
		319,5	18,9	29. „		318,5	18,4
		319,9	18,8	30. „		318,6	20,5
		320,1	18,8	1. Oct.		318,6	20,5
2. Oct.		319,5	18,5	3. „		318,4	20,0
		319,5	17,5	4. „		318,2	17,9
		319,3	17,2	5. „		318,3	19,5
		319,5	17,9	6. „		319,2	18,4
		319,9	18,8	7. „		319,1	21,0
		320,4	18,0	8. „		318,8	21,2
9. „		321,1	18,5	10. „		319,6	19,4
		320,1	19,5	11. „		319,7	20,4
		320,9	18,5	12. „		319,6	19,0
		320,4	19,0	13. „		319,1	21,0
		320,4	19,1	14. „		318,8	22,5
		319,4	19,0	15. „		319,1	21,5
16. „		320,7	19,5	17. „		319,1	22,0
		320,2	20,5	18. „		319,1	22,5
		320,3	19,9	19. „		319,1	20,2
		320,3	20,0	20. „		319,2	18,5
		320,4	18,5	21. „		319,2	19,7
		320,5	17,2	22. „		319,2	18,6
23. „		320,4	18,4	24. „		319,2	17,0
		320,6	19,5	25. „		319,2	18,5
		320,5	19,0	26. „		319,2	17,0

Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.	Tag.	Stunde.	Barometerstand in Par. Linien.	Temperatur in Grad R.
	21h 30′	320,1	19,0	27. „	3h 30′		
27. „		320,8	18,5	28. „			
28. „		320,4	17,5	29. „		319,0	17,2
31. „		320,4	17,9	1. Nov.		319,1	18,9

Wie an allen englischen Observatorien wurden am Sonntag keine Beobachtungen angestellt.

Einige hypsometrische Bestimmungen der Hauptpunkte in Ceylon

von Fr. Ritter v. Fridau und Ludwig K. Schmarda.

Section von Candy nach Trinkomalie im Norden des Mahawelle-Ganga.

Ort.	Zahl der berechneten Messungen.	Höhe in Pariser Fuß.
Candy, 25. Juni	3	1631,8
	Mittel aus	
Matale	4	1114,2
Nallande	1	799,8
Dambul	2	495,3
Haborena	1	551,2
Kandelle		120,9
Palampatu		106,5
Trinkomalie		
Grenze der Caryota horrida in Udawalla	1	3542,1
Goderapennemone	1	2428,3

Section von Candy nach Trinkomalie im Thalweg des Mahawelle-Ganga.

Ort.	Zahl der berechneten Messungen.	Höhe in Pariser Fuß.
Gampola		1588,4
Bintenne	2	321,8
Erster Katarakt des Mahawelle . . .		297,5
Ambanganga		145,8
Dastotte		125,4
Virgil-Ganga, Theilung		46,4

Section südlich vom Mahawelle von Battikaloa nach Neuwara-Ellia.

Ort.	Zahl der berechneten Messungen.	Höhe in Pariser Fuß.
Battikaloa		
Karawetti-Aar	4	94,8
Paliapatu	4	214,2
Höhenzug, der die Wasserscheide des Mandare-Aar bildet	4	402,7
Der Mandare-Aar nahe seinem Ursprung	2	425,9
Uliti-Aar	3	415,2
Kadukadapue*)	2	419,0
Babulay	4	519,7
Migahakiale	4	1009,6
Höhenzug östlich von Taldenia . . .		1001,5
Ufer des Flusses bei Taldenia . . .		832,1

*) Also ungefähr zehn deutsche Meilen weit behauptet das Land als eine wenig erhabene und nur stellenweise erhobene Gneisplatte seinen Charakter.

Ort.	Zahl der berechneten Messungen.	Höhe in Pariser Fuß.
Taldenia Resthouse	3	938,4
Badulla	8	2069,2
Pilgahatenne	3	3236,2
Beginn des Waldes nach der Grasregion am Namuna		4563,9
Strauchartige Farren (Angiopteris), Grenze der Bambus		5300,2
Höchster Punkt des Namuna	8	6342,5
Sattel des Namuna		5707,8
Höchster Punkt der Straße von Attamspittia	4	3858,5
Attamspittia, Resthaus	2	3102,4
Wilsons Bungalow	5	3864,5
Ostrand des Plateau		5870,7
Neuwara-Ellia	4	5926,479
Pedura-Talla-Galla	4	7791,4

Von Neuwara-Ellia nach Candy.

Ort.	Zahl der berechneten Messungen.	Höhe in Pariser Fuß
Neuwara-Ellia	4	5926,4
Flaggenstange am Beginne des Ramboddepasses, Rand des Plateau	5	6182,4
Rambodde, altes Resthaus	2	2990,1
Mahawelle-Ganga vor Gampola . . .		1588,0

Der Kalu-Ganga und der Samanala oder Adamspik.

Ort.	Zahl der berechneten Messungen.	Höhe in Pariser Fuß.
Calturamündung des Kaluganga . . .		
Ratnapura	10	72,0
Gillemalle	5	104,8
Palapatola		1121,13
Hauptquelle des Kalu-Ganga	2	4077,1
Bungalow von Diabetme	4	4797,8
Kleine Ebene am Fuße des Kegels . .	2	6034,6
Untere Grenze des Rhododendron . . .		6145,9
Sripada (Gipfel des Samanala) . . .	7	6928,6

Im Süden.

Ort.	Zahl der berechneten Messungen.	Höhe in Pariser Fuß.
Balangodde		1697,7
Gangoddegamma		1196,7
Haycock		2050,0

Professor W. Peters machte eine interessante Mittheilung über einige Amphibien, welche von mir auf der Insel Ceylon gesammelt wurden.*)

Chelonii.

1. Testudo stellata Schweigg. — Trinkomalie.
2. Emys trijuga Schweigg. — Trinkomalie.

*) Die Bearbeitung der niedern Thierformen hat bereits begonnen in meinem: Neue wirbellose Thiere. Leipzig. Bd. I. I. 1860. Bd. I. II. 1861.

Crocodilini.

3. Crocodilus vulgaris Cuv. var. palustris Less. — Trinkomalie.

Saurii.

4. Hemidactylus Leschenaultii D. B. — Trinkomalie.
5. Varanus bivittatus Kuhl. — Trinkomalie.
6. Varanus bengalensis Daud. — Trinkomalie, Ratnapura.
7. Calotes versicolor D. B. — Trinkomalie, Galle, Ratnapura.
8. Calotes ophiomachus Merr. — Trinkomalie, Ratnapura, Hinidu.
9. Calotes (Bronchocele) nigrilabris Peters. — Neuwara-Ellia, ein einziges Exemplar.

Eine Vergleichung dieser Art mit den übrigen der Untergattung Bronchocele erscheint unnöthig, da keine einzige wegen des Schuppenkammes über dem Ohr mit ihr zu verwechseln ist.

10. Otocryptis bivittata Wiegmann. — Trinkomalie, Hinidu, Ratnapura, Adamspik. — Es ist merkwürdig, daß die Heimath dieser von mir in großer Anzahl allenthalben gefundenen Gattung, die bisher nur durch das einzige von Wiegmann beschriebene Exemplar unbekannter Herkunft aus der Bloch'schen Sammlung bekannt war, nicht früher entdeckt worden ist.
11. Sitana ponticeriana Cuv. — Trinkomalie.
12. Euprepes carinatus Schneider Sp. = E. Sebae D. B. — Galle.
13. Eumeces punctatus Linné Sp. — Trinkomalie.
14. Lygosoma fallax Peters. — Ratnapura, Trinkomalie.
15. Nessia Burtonii Gray. — Ratnapura.

Ophidii.

16. Typhlops braminus Daud Sp. — Candy.
17. Rhinophis homolepis Hemprich =! Dapatnaya Trevelyana Kelaart = Mytilia Gerardi Gray. — Candy.
18. Cylindrophis maculata Linné Sp. — Candy.
19. Oligodon sublineatum D. B. — Trinkomalie.
20. Oligodon subgriseum D. B. — Trinkomalie.

21. Aspidura scytale Wagler. — Neuwara-Ellia.
22. Coluber Blumenbachii Merr. — Trinkomalie.
23. Lycodon aulicus Linné Sp. — Trinkomalie, Neuwara-Ellia.
24. Tropidonotus quincunciatus Schleg. — Trinkomalie, Ratnapura, Badulla.
25. Dipsadomorphus ceylonensis Günther. — Ratnapura.
26. Cyclophis calamaria Günther. — Trinkomalie.
27. Dendrophis pictus Gmel Sp. — Trinkomalie.
28. Tragops mycterizans Daud. Sp. — Trinkomalie, Galle, Ratnapura, Adamspik.
29. Chrysopelia ornata Shaw. — Ratnapura.
30. Naja tripudians Laur. — Trinkomalie.
31. Trigonocephalus Hypnale Merr. — Trinkomalie, Hinidu, Ratnapura, Adamspik.

Batrachia.

32. Rana tigrina Daud. — Ratnapura, Adamspik, Neuwara-Ellia.
33. Rana vittigera Wiegm. — Trinkomalie, Ratnapura.
34. Rana hexadactyla Less. — Trinkomalie.
35. Pyxicephalus (Tomopterna) fodiens Jerdon. Journ. Asiat. Soc. 1853 p. 534. Sehr ausgezeichnet durch die vollständigen Schwimmhäute. — Trinkomalie, Hinidu.
36. Polypedates eques Günther. — Ratnapura (Adamspik).
37. Polypedates microtympanum Günther. — Trinkomalie.
38. Ixalus variabilis Günther, var. A. — Badulla.
39. Ixalus Schmardae = ! Polypedates Schmardae Kelaart = ! Ixalus poecilopleurus Cat. Mus. Berol. 1856 = ? Ixalus variabilis Günther var. B. — Ratnapura (Adamspik).
40. Bufo melanostictus Schneider = B. scaber Daud. — Trinkomalie, Neuwara-Ellia.

(Prof. W. Peters' Mittheilung über die von Prof. Schmarda in Ceylon gefundenen Amphibien, Auszug aus dem Monatsbericht der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Gesammtsitzung vom 19. April 1860).

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheint:

ILLUSTRIRTES PRACHTWERK.

Die

Insel Rhodus,

aus eigener Anschauung und nach den vorhandenen Quellen
historisch, geographisch, archäologisch, malerisch
beschrieben
und durch Originalradirungen und Holzschnitte
nach eigenen Naturstudien und Zeichnungen
illustrirt
von

Albert Berg.

Wir machen auf den ausführlichen Prospect besonders aufmerksam, und empfehlen dies hervorragende Prachtwerk dem gebildeten Publicum, speciell dem Maler, Geographen, Historiker, Archäologen und Heraldiker, sowie den Kunstfreunden, Kunsthistorikern und allen Sammlern. —

Dies Prachtwerk erscheint in gr. hoch 4° auf stärkstem Velinpapier gedruckt in wenigstens 40 Lieferungen mit zahlreichen Holzschnitten und 70 Radirungen. — Jede Lieferung besteht aus Text mit Holzschnitt-Illustrationen und ein bis zwei Radirungen auf chinesischem Papier gedruckt. Das Werk ist im Text und den Platten vollendet.

Die Lieferungen werden sich so rasch folgen, als die künstlerische und typographische Druckherstellung zulassen.

Subscriptions-Preis jeder Lieferung 15 Sgr. — Nach Wunsch werden auch Doppel-Lieferungen à 1 Thlr. ausgegeben.

Die Namen der resp. Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt werden.

Im November liegen illustrirte Prospecte mit Subscriptions-Listen sowie die erste Lieferung in allen guten Buch- und Kunsthandlungen vor.

Für Sammler diene zur besondern Mittheilung, dass von den Platten nur zwanzig Epreuves d'artiste abgezogen wurden. — Es können auch diese in einzelnen Lieferungen zu 3 Blatt — à Lieferung 2 Thlr. — unter Beigabe des Textes bezogen werden.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinen:

Thomas Babington Macaulay's

Sämmtliche Werke.

Deutsch

von W. Beseler, Fr. Steger, A. Schmidt und J. Althaus.

Mit der Biographie und dem Portrait Macaulay's.

Erste wohlfeile Gesammtausgabe.

Dreiundzwanzig Bände

in 46 Lieferungen à 8 Sgr.

Macaulay's Schriften haben einen erobernden Zug um die Welt gemacht. Ihr Verfasser gehört mit Homer, Shakspeare, Cervantes, Schiller und Goethe zu den wenigen Bevorzugten, die nicht das Eigenthum eines Volks, sondern der ganzen gebildeten Menschheit sind. Der Stempel der höchsten Vollendung, der seinen Schriften aufgedrückt ist, verwischt das Besondere und Nationale. Seit den großen Alten hat die Welt keinen Schriftsteller besessen, der wie Macaulay der Vergangenheit Leben verleiht und das geschichtlich Gewesene mit Fleisch und Blut vor uns auferstehen läßt. Darauf beruht der eigentliche Zauber seiner Schilderungen, daß sie uns in eine ferne Zeit mitten hinein versetzen und uns deren Kämpfe mit kämpfen, deren Leiden und Freuden mit empfinden lassen. Alle andern Vorzüge Macaulay's, seine unnachahmliche Kunst der Gruppirung, der fesselnde Reiz seines Stils, seine den Kern der Dinge treffende Auffassung stehen nicht so hoch, als die volle Lebenswahrheit, die uns aus seiner Geschichte Englands, wie aus seinen geschichtlichen Studien, die eben so viele Meisterwerke in kleineren Rahmen sind, entgegenweht. Was er erzählt, klingt lange in der Seele nach, und er kann nichts schildern, was sich uns nicht in unauslöschlichen Farben einprägte.

Eine Gesammtausgabe der Werke eines solchen Schriftstellers bedarf keiner Rechtfertigung. Sie ist eben so nothwendig, wie eine Gesammtausgabe der Schriften Lessing's, Schiller's und Goethe's. Im Verlagsbesitz von gediegenen Uebersetzungen aller Schriften Macaulay's, bieten wir dem deutschen Volke eine solche Ausgabe dar. Man wird in ihr Alles finden, was Macaulay des Drucks würdig gehalten hat, sein großes Geschichtswerk wie seine kleineren geschichtlichen Lebensbilder, seine Reden wie seine theoretischen Abhandlungen, seine humoristischen Versuche wie seine Gedichte, und selbst noch einiges nach seinem Tode Gesammelte.

Inhalt:

Erste Abtheilung in 10 Bänden:

Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jacob's II.

1. Band. Geschichte Englands vor der Restauration. Geschichte Englands unter Carl II.
2. Band. Zustand Englands im Jahre 1685.
3. Band. Jacob II.
4. Band. Jacob II. Zwischenregierung.
5. bis 8. Band. Wilhelm und Marie.
9. und 10. Band. Wilhelm III. — Namen- und Sachregister zu sämmtlichen 10 Bänden.

Zweite Abtheilung in 13 Bänden:

Ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts.

1. Band. Warren Hastings. Lord Clive. Lord Burleigh. Machiavelli.
2. Band. William Temple. Walpole's Briefe an Sir Horace Man. William Pitt. Lord Holland.
3. Band. Der spanische Erbfolgekrieg. Geschichte der Päpste. Johann Hampden. Geschichte der Revolution von 1688. Kirche und Staat.
4. Band. Hallam, englische Verfassungs-Geschichte. Southey's Gespräche über die Gesellschaft. Lord Bacon.
5. Band. Milton. Johann Bunyan. Die Lustspieldichter der Restauration. Addison. Samuel Johnson. Die Emancipation der Juden.
6. Band. 1. Abtheilung. Madame d'Arbley. Byron's Leben. Montgomery's Gedichte. — 2. Abtheilung. Gedichte, enthaltend: Altrömische Lieder, Jvri, Armada.
7. Band. Reden. 1. Band. Reformbill (1. — 6. Rede). Widerruf der Union mit Irland. Die Emancipation der Juden. Die Regierung Indiens. An die Wähler von Edinburgh. Lord Melbourne's Ministerium. Der Krieg mit China. Das literarische Eigenthum (1. — 2. Rede). Die Volkscharte.
8. Band. Reden. 2. Band. Die Thore von Somnath. Der Zustand Irlands. Das Gesetz über die Kapellen der Dissenter. Die Zuckerfrage. Das Seminar von Mainooth. Die irische Staatskirche. Der Glaubenseid auf den schottischen Hochschulen. Die Korngesetze. Die Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken. Die englische Literatur. Die Volkserziehung. Inauguralrede an der Universität zu Glasgow. An die Wähler von Edinburgh. Die Ausschließung der Richter vom Unterhause.
9. Band. Friedrich der Große. Joh. Bunyan. Oliver Goldsmith. Sam. Johnson. Bertr. Barère.
10. Band. Bruchstücke einer römischen Erzählung. Ueber den großen Proceß zwischen den Kirchspielen St. Dennis und St. Georg-im-Wasser. Ueber den großen Bürgerkrieg. Die Wellingtoniade. Scenen aus Athenischen Festgelagen. Dante. Petrarca. Ueber die Athenischen Redner. Ueber Mitford's Geschichte Griechenlands. Ueber westindische Sclaverei. Ueber die königliche Literaturgesellschaft. Die neue Anti-Jokobinische Zeitschrift. Der Parteigeist.
11. Band. Ueber Geschichtschreibung. John Dryden's poetische Werke. Franz Atterbury. Wilhelm Pitt. Mirabeau.
12. Band. Ueber utilitarische Logik und Politik. Das Gesetz der Bevölkerung. Gedichte, enthaltend: Pompeji. Abend. Rosamund. Kind von Frankreich. Moncontour. Lieder aus dem Bürgerkriege.
13. Band. Reden: Die Sclaverei in den Colonien. Die Juden. Die dritte Lesung der Reformbill. Die Resignation der Minister. Die russisch-holländische Anleihe. Die Ruhestörungen in Irland. Die Kirchenreform in Irland. Die Abschaffung der Sclaverei. Die Ballotage. Die Armee in Indien. Die Einschreibung der Wähler in Irland. Die Zuckerzölle. Das Mißtrauensvotum gegen das Ministerium. Die Kornzölle. Die Einkommensteuer. Der Vertrag von Washington. Der Zustand Irlands. An die Wähler von Edinburgh. Die Abstellung der Beschwerden der Katholiken. Die englische Politik in Portugal. Das Bürgerrecht der Stadt Glasgow.

Subscriptions-Bedingungen.

Die erste wohlfeile Gesammtausgabe von Macaulay's Werken erscheint in zwei Abtheilungen, die in 46 wöchentl. Lieferungen à 8 Sgr. in eleganter Ausstattung gr. 8. ausgegeben werden. — Jede der beiden Abtheilungen kann besonders bezogen werden. — Die erste Lieferung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. — Elegant gebundene Exemplare jeder Abtheilung können bis Weihnachten von jeder Buchhandlung bezogen werden. — Einzelne Bände sind nur zu den frühern Preisen à 25 Sgr. zu haben.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinen:

Unsere Tage.

Blicke aus der Zeit in die Zeit.

Monatlich ein Heft von c. 4 Bog. gr. Lex.=8. à 6 Sgr.

Das allseitige Streben unserer Zeit auf den sämmtlichen Gebieten, welche dem menschlichen Wissen und Können angewiesen sind, hat etwas Verwirrendes. So Vieles und so Mannigfaltiges wird geschaffen, mit so drängender Thätigkeit bewegen sich Wissenschaften und Kunst, Handel und Industrie gegen ihre Ziele hin, daß auch das aufmerksamste Auge den Faden verliert und vielleicht ein Chaos zu erblicken glaubt, wo doch nur ein förderndes Ineinandergreifen verwandter Kräfte und harmonischer Richtungen vorhanden ist. Wer in einer solchen Zeit dem Allgemeinen sich entziehen wollte, um einem bestimmten Fach, irgend einem abgegrenzten Theil des Ganzen seine Beachtung allein zu widmen, der würde in Einseitigkeit verfallen und schließlich das Verständniß der Gegenwart einbüßen.

Der Gelehrte und Künstler, wie der Geschäftsmann wird den beherrschenden Standpunkt, dessen er bedarf, um sich über die Zeit und seine Stellung in ihr klar zu werden, weder in Zeitungen noch in abgeschlossenen Sammelwerken finden. Die erstern liefern ihm nur Notizen, einen stets abreißenden Faden; die letztern zeigen ihm bloß, was kurz vorher gewesen ist. Das beste Conversationslexikon ist im nächsten Jahre veraltet. Hier thut ein in kürzeren Fristen erscheinendes Werk Noth, bei dem jede einzelne Monatslieferung planmäßig darauf berechnet ist, das menschliche Schaffen der Gegenwart in seinen interessantesten und bedeutendsten Momenten aufzufassen und alles neu und bleibend Gewonnene in den vorhandenen Vorrath an Wissen an der rechten Stelle einzufügen. Ein solches Werk darf seinen Inhalt weder in Notizenkram zersplittern, noch einer schwerfälligen Gelehrsamkeit nachgehen. Es muß im besten Sinne des Worts **populär**, also klar und doch nicht flach sein, mit lebhaftem Streben der **Zeitbewegung Schritt für Schritt folgen**, in richtigem Verständniß der Gegenwart keinen Fortschritt sich entgehen lassen, kurz seinen Lesern vor Augen führen, wo der Zeiger der Welt eben steht. Diese Zwecke suchen „Unsere Tage" zu erfüllen. Sie wollen Alles aufzeichnen, was im Gebiete des **Staats**, der **Religion**, der **Wissenschaft**, der **Kunst**, der **Industrie** und der **Erfindungen**, als wichtiges Moment hervortritt, sie wollen vollständig, genau und faßlich sein, die Masse des Geschehenen ordnen und alles wichtige Neue vorführen, unter Hervorhebung der charakteristischen Merkmale und mit steter Hinweisung auf das, was dadurch gegen den frühern Standpunkt gewonnen worden. Sie wollen **alles Neue** verzeichnen, bei jeder Stufe, zu der eine Wissenschaft oder ein Industriezweig aufsteigt, einen **Ueberblick** des frisch eröffneten Gesichtsfeldes geben, der Entwicklung der **volkswirthschaftlichen** Gedanken eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmen, die fernere **Geschichte der Culturvölker** in passenden Abschnitten erzählen, den **geographischen Entdeckungen** folgen und insbesondere die **hervorragendsten Männer der Zeit** in Biographien und Charakteristiken vorführen.

Wir betrachten unser Unternehmen als eine Forderung der Zeit und von solcher Bedeutung, daß wir der Lösung unserer Aufgabe unsere ganze Kraft und Sorge zu widmen entschlossen sind.

Im Verlage von G. Westermann in Braunschweig erscheinen:

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte
für das
gesammte geistige Leben der Gegenwart.

Gr. 8. Velinpap. Geheftet. Preis pro Quartal 1 Thlr.

Acht Bände sind bereits erschienen. Preis jedes Bandes 2 Thlr.

Die Illustrirten Deutschen Monatshefte haben es sich zur Aufgabe gemacht, ein Central-Organ für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung zu sein. — Sie beschäftigen sich nicht mit einer Sachwissenschaft, nicht mit den Apparaten der Gelehrten, sondern mit den Resultaten der Wissenschaft, so weit solche in des Volkes Blut und Leben übergehen können. Sie wollen diese Resultate in edlem Gewande bringen, und um das zu können, haben sie für die einzelnen Gebiete des geistigen Lebens solche Mitarbeiter gewonnen, die in der That Meister ihres Wissens sind, mit Tiefe und Wahrheit die Einfachheit und allgemein verständliche Form der Darstellung dergestalt zu verbinden wissen, daß sie in gleicher Weise gern gelesen werden von dem Manne der Wissenschaft wie von dem Laien: sie wollen, mit kurzen Worten, die Bildung zu popularisiren suchen. Aber sie werden auch nicht vergessen, daß, wer wahrhaft auf das Volk wirken will, nicht nur trachten muß, den Geist zu bereichern, sondern auch veredelnd und reinigend auf die Empfindung zu wirken.

In wieweit ihre Aufgabe bisher den Illustrirten Deutschen Monatsheften gelungen, mag der Hinblick auf die Namen einiger Männer bezeugen, welche an den bisher erschienenen **acht Bänden** mitgewirkt haben: H. C. Andersen, A. Becker, W. Beetz, A. Berg, A. Berghaus, K. Biedermann, H. Bischof, F. Bodenstedt, K. Bölsche, M. Carriere, F. Chrysander, J. Corvinus, F. Dingelstedt, F. Dippel, H. Düntzer, L. Eckardt, E. Fichte, L. Foglar, E. Förster, K. Fraas, L. A. Frankl, L. Friedländer, J. Fröbel, C. Giebel, A. Glaser, J. Gottlieb, R. Gottschall, H. Grimm, A. W. Grube, B. v. Guseck, E. A. Hagen, W. Hamm, M. Hartmann, F. Hebbel, W. Heine, Th. v. Heßling, H. Hettner, Hoffmann v. Fallersleben, S. Kapper, H. Karsten, W. Keferstein, G. Kinkel, G. Klemm, O. Klopp, F. Knapp, F. v. Kobell, H. Koenig, G. L. Kriegk, A. Lammers, Th. Lau, F. Lichterfeld, M. F. Löher, W. Lübke, J. Lunkenbein, J. H. Mädler, R. Marggraff, H. Masius, A. Meißner, Th. Mügge, J. Müller, W. Müller v. Königswinter, K. F. Neumann, J. Nöggerath, F. Oetker, D. v. Paschkowsky, F. Pecht, A. Peez, J. Rank, C. Reclam, W. Reil, G. Reisewitz, F. v. Richthofen, W. H. Riehl, M. Ring, H. v. Ritgen, J. Rodenberg, O. Roquette, L. Schefer, J. V. Scheffel, L. Schellen, K. Scherzer, G. Schirges, J. M. Schleiden, L. K. Schmarda, J. Schmidt, F. Schoedler, L. Schücking, J. M. Söltl, F. Steger, L. Storch, Talvj, J. H. D. Temme, A. Uhde, F. Varrentrapp, A. Vogel, H. F. Waagen, A. Wagner, M. Wagner, L. Walesrode, F. Wehl, G. G. Winkler u. A. —

Der unglaublich billige Preis für jedes Heft von wenigstens 112 Seiten des größten Octav-Formats in doppelten Columnen beträgt nur 10 Sgr. — Vierteljährlich 1 Thlr. Die Subscribenten brauchen sich nur zur Abnahme eines Quartals zu verpflichten. — Jeder Band (aus 6 Heften bestehend) ist auch einzeln und elegant gebunden zu haben.

**

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheint:

Erste billigste Volksausgabe

von

Karl von Rotteck's

Allgemeiner Geschichte.

Vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Tage.

11 Bände in großem Classiker-Format.

c. 270 Bogen mit 24 Stahlstichen und dem Porträt des Verfassers.

---

45 Lieferungen à 6 bis 7 Bogen zu dem billigen Subscriptions-Preise von **4** Sgr. pr. Lieferung unter Zugabe der Stahlstiche **für die ersten 3000 Subscribenten.**

Von Rotteck's **großem** Geschichtswerke, das nicht mit dem hiernach bearbeiteten Stuttgarter Auszuge zu verwechseln ist, mögen bis jetzt etwa

125,000 Exemplare

verbreitet sein. — Mit der jetzt in die Reihe tretenden **23. Auflage** wird die Subscription auf **die erste billigste Volksausgabe** seiner **großen** Weltgeschichte, die an edlem geistigen Gehalte und an männlichem Schwung die ähnlichen Werke aller Völker übertrifft, eröffnet. Die Verlagshandlung hielt es für ihre Pflicht, diese Ausgabe in einem Augenblicke, wo wieder einmal die höchsten Güter des Vaterlandes, die Unverletzlichkeit seiner Grenzen, die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Entfaltung, bedroht sind, in die Hände des Volkes zu legen. Wenn je, so sind jetzt die ernsten und eindringlichen Lehren der Geschichte vonnöthen, wenn nicht dasselbe Elend über uns kommen soll, unter dessen fast vernichtenden Eindrücken Rotteck sein Geschichtswerk schrieb, damit es ein Stab werde, an dem ein besserer Geist sich emporranken könne.

Das hat dem **großen** Geschichtswerke Rotteck's seinen höchsten Werth gegeben, daß es in einer Zeit des Unglücks, im Hinblick auf bessere Tage geschrieben wurde. Solche Perioden haben den Völkern ihre größten Geschichtschreiber gegeben, den Griechen ihren Thucydides, den Römern ihren Tacitus. In solchen Unglückszeiten läutert sich die Seele, schärft sich der Blick, entsteht jener Haß alles Schlechten, jene warme Liebe für alles Gute, die aus einem Geschichtswerke nicht blos einen Sittenspiegel, sondern zugleich eine Sittenlehre machen. Und in solchen Unglückszeiten, als Europa das Joch des ersten Napoleon's trug, das zerrissene, zertretene Deutschland kaum eine Aussicht auf Wiedergeburt zu haben schien, schrieb Rotteck seine vollständige Geschichte. Ehe das Ganze vollendet wurde, erfolgte der glorreiche Umschwung und bestätigte die Prophezeiungen von der Unhaltbarkeit jedes Weltreichs, die Rotteck den ersten Bänden eingeflochten hatte.

Die erste Lieferung liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht und Subscriptions-Annahme aus.

Bei George Westermann in Braunschweig sind erschienen:

Reise
im europäischen Rußland.

Von

Professor J. H. Blasius.

2 Bände. groß Octav. Mit 25 Stahlstichen und 50 — 60 Holzschnitten.

Fein Velinpapier. geh. Preis 5 Thlr.

Der Kampf um das schwarze Meer.

Historische Darstellungen

aus der Geschichte Rußlands

von

Theodor Mundt.

gr. Octav. Velinp. 22 Bog. eleg. geh. Preis 1 Thlr. 24 Sgr.

Der Verfasser entrollt in diesem lebensvollen Geschichtswerke eine Darstellung der Kämpfe Rußlands um das schwarze Meer und den Besitz Constantinopels, und wählt dazu die pikantesten und bedeutungsvollsten Ausgangspunkte, auf denen zugleich die Geschichte der Allianzen von Oesterreich, Rußland und Preußen in den lehrreichsten Zügen sich anreiht. Aus reichlich zu Gebote gestandenen Quellen und Mittheilungen geschöpft, wird das Buch gerade durch seinen ächt historischen Charakter wirken, während sich zugleich auf keiner Seite desselben verläugnet, daß es unter dem mächtigen Eindruck der heutigen Weltkämpfe entstanden ist.

Dr. Carl Scherzer's Wanderungen

durch die

mittel-amerikanischen Freistaaten

Nicaragua, Honduras und San Salvador.

Mit Hinblick auf deutsche Emigration und deutschen Handel.

Gr. 8. Fein Velinp. 33 Bogen mit 2 Karten. geh. Preis 3 Thlr.

Centro-Amerika scheint sich bei seiner Lage, seinem Reichthum und seinen Naturschönheiten bald als der Schauplatz der Thätigkeit aller großen Nationen des Erdballes zu entwickeln. — Dieses Werk enthält wahrheitsgetreue Schilderungen aus dem Natur- und Völkerleben der drei unbekanntesten mittel-amerikanischen Staaten und behandelt die national-ökonomischen Verhältnisse jener Länder mit Hinblick auf deutsche Emigration und deutschen Handel.

Der Verfasser liefert hier, unter Einfügung einiger Kapitel über Nicaragua aus der Feder des Dr. Moritz Wagner, seines berühmten Reisegefährten, ein reichhaltigeres Material als irgend einer seiner Vorgänger.

***

Im Verlage von G. Westermann in Braunschweig ist erschienen:

Aegypten

als Winteraufenthalt für Kranke;

zugleich

ein Führer für Cairo und Umgegend.

Von **Dr. W. Reil,**

prakt. Arzt in Cairo.

Mit Witterungstabellen, zahlreichen Illustrationen und einem Plane der Pyramidenfelder.

8. Velinpap. Geheftet. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir machen auf obige Schrift aufmerksam, da Aegypten immer mehr als Winteraufenthalt für Kranke in Aufnahme kommt und als solcher von Vielen den beliebtesten klimatischen Heilorten Italiens vorgezogen wird. Die Heilkraft des Klimas ist schon lange von medicinischen Autoritäten anerkannt und ist wieder in neuester Zeit vielfach in den medicinischen Journalen besprochen und gerühmt worden. Diesen Berichten in den medicinischen Journalen schliesst sich das Buch des Dr. Reil als erste ausführliche Monographie über Aegypten an. Dr. Reil, der ebenfalls Aegypten aus eigener Anschauung kennt und jetzt als Arzt dort lebt, bespricht die klimatischen, örtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in einer Weise, die den Arzt sowohl wie Nichtarzt interessiren. Dem Reisenden und Kranken, der Aegypten zu seinem Winteraufenthalt gewählt hat, gewährt das Buch ausserdem den Vortheil, dass es durch die Aufnahme von Schilderungen des Landes und Lebens am Nil ihm als Führer und Unterhaltungsbuch dienen kann.

Die weltberühmten Denkmäler Aegyptens werden durch eine Reihe schöner Illustrationen dem Leser in diesem Werke vorgeführt.

Der Torf.

Entstehung, Gewinnung, Bearbeitung, Verkohlung, Destillation und Verwendung des Torfes als Brennmaterial. Mit 44 in den Text gedruckten Holzschnitten. Von A. Vogel, Professor in München.

15 Bog. 16. Velinpap. cartonnirt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Wichtigkeit des Torfes als Brennmaterial, seine höhere Bedeutung für die Zukunft der Industrie ist erst in allerneuester Zeit geahnt und noch lange nicht allgemein anerkannt worden.

Es fehlte bisher an einer auch dem Laien verständlichen Darstellung der chemischen Eigenschaften, der verschiedenen Bearbeitungsweisen und der dabei gewonnenen Resultate des Torfes. Der Verfasser gibt in dem vorliegenden Werke sowohl eine Zusammenstellung der bis jetzt gemachten Forschungen, als auch Fingerzeige zur weitern Speculation. Die **zahlreichen Holzschnitte** erläutern die Beschreibung der **Apparate** auf das Ausführlichste.

Dies Buch ist daher den Staatsökonomen, Behörden, Chemikern, Landwirthen und Torffabrikanten, sowie den Besitzern von allerlei Fabrikanlagen, die starken Verbrauch von Feuerungsmaterial haben, zu empfehlen.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig ist erschienen:

Das

Leben der Natur

im Kreislaufe des Jahres.

Seine heimischen Erscheinungen im harmonischen Zusammenhange

dargestellt von

Hermann Pösche.

8. Velinp. in eleg. Umschlag geh. Preis 1 Thlr.

Dieses Werk, welches wir hiermit dem Publicum übergeben, ist allen Freunden der Naturwissenschaft gewidmet. Von durchaus wissenschaftlichem Standpunkt behandelt der Verfasser die wechselnden Erscheinungen des heimischen Naturlebens im harmonischen Zusammenhange, und zwar mit großer Klarheit und Einfachheit des Vortrages, und geleitet den Leser, überall Ursächliches entwickelnd, belehrend und aufklärend durch die Gebiete der Astronomie, Physik, Botanik, Zoologie und Anthropologie. — In Auffassung, Plan und Gruppirung durchaus neu, bietet „Das Leben der Natur" jedem Gebildeten eine reiche Quelle der Anregung, des Nachdenkens und der Selbstbelehrung.

Durch den mäßigen Preis von 1 Thlr. glaubt die Verlagshandlung dem Zwecke des Verfassers nach Kräften zu dienen, nämlich dazu beizutragen, naturwissenschaftliches Wissen fördern und verbreiten zu helfen.

Liechtenstern & Lange's neuester Schulatlas

in 29 Karten für die unteren Classen. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

in 37 Karten für die mittleren Classen. Preis 1 Thlr. 27 Sgr.

in 44 Karten für die oberen Classen. Preis 2 Thlr. 9 Sgr.

Dieser Handatlas, welcher für Gymnasien, Real-, Militair- und höhere Bürgerschulen bestimmt ist, hat eine sehr ehrenvolle Aufnahme bei den geachtetsten Schulmännern gefunden und ist wegen der vortrefflichen Dienste, die er den neuen und erhöheten Anforderungen des geographischen Unterrichts bietet, zu einer weit verbreiteten Einführung in Schulen gelangt. — In der dreifachen Auswahl der verschiedenen Karten entspricht er den jeweiligen Bedürfnissen der unteren, mittleren und oberen Classen. — Auch ist er für den Handgebrauch ein ausreichendes und empfehlenswerthes Hülfsmittel.

Unter allen bis jetzt erschienenen Atlanten dürfte er in seiner technischen Ausführung als der gelungenste zu betrachten sein. Durch zweckmässige Verbindung des Stahlstiches mit dem Farbendruck gibt er äusserst klare, scharfe und charaktervolle Kartenbilder. Die trefflich ausgeführten physikalischen Karten verleihen ihm eine Brauchbarkeit, die allen übrigen Atlanten in dieser Weise abgeht.

Die Besitzer der Ausgaben in 29, resp. 37 Karten können sich dieselben durch die **zweite** und resp. **dritte Section** zum vollständigen Atlas ergänzen.

Die 2. und 3. Sectionen sind dieserhalb einzeln à 12 Sgr. zu haben.

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

HERRIG. THE BRITISH CLASSICAL AUTHORS. Select specimens of the National Literature of England with biographical and critical sketches. **10. Auflage.** 45 Bogen. Velinpapier. gr. Octav. geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Handbuch der englischen National-Literatur hat wegen der gediegenen Auswahl und Anordnung der Lehrstoffe die vollste Anerkennung der Schulmänner gefunden und ist in den bedeutendsten Lehranstalten eingeführt. — Die schnell binnen wenigen Jahren nöthig gewordenen **neun Auflagen** beweisen dies hinlänglich.

Ein billigeres Schulbuch in derselben Reichhaltigkeit ist kaum aufzuweisen und somit wird den vielfach weiter beabsichtigten Einführungen auf Instituten mit weniger bemittelten Schülern in entgegenkommendster Weise die Hand geboten. —

HERRIG & G. F. BURGUY. LA FRANCE LITTÉRAIRE. Morceaux choisis de littérature française, ancienne et moderne. Recueillis et annotés par **L. Herrig** et **G. F. Burguy.** 4. Aufl. Velinp. 45 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Im Aeusseren, wie in seiner inneren Einrichtung schliesst dieses Handbuch der Französischen National-Literatur im Allgemeinen sich dem durch **neun Auflagen** bereits weit verbreiteten Handbuche der Englischen National-Literatur von Professor Herrig an.

Es bietet also, wie jenes, eine Sammlung von Schriftproben, in denen sich einmal die Entwicklung und Gestalt der französischen National-Literatur und der Charakter der bedeutendsten National-Schriftsteller, dann aber auch das ganze Leben der Nation abspiegelt, daher besonders dahin gestrebt wurde, durch wohlgeordnete, lesenswerthe, ächt nationale Beispiele einen eigentlichen historischen Organismus der französischen Literatur zu geben, d. h. die Geschichte und zugleich die einzelnen Richtungen der Literatur zu verfolgen, und dadurch die Schüler zu einem lebendigen und in steter Zunahme begriffenen Interesse an der französischen Literatur zu geleiten. In sittlicher wie in confessioneller Hinsicht ist jeder Anstoss vermieden.

Vorschule der Dichtkunst.

Theoretisch-praktische Anleitung zum deutschen Vers- und Strophenbau, mit vielen Aufgaben und beigegebenen Lösungen.

Von

Heinrich Viehoff,

Director und Professor.

Erster Cursus: Die reimlosen Verse. — Zweiter Cursus: Reimverse und Reimstrophen.

Gr. Octav. 28 Bogen. Velinpap. geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Obiges Werk kann als erster Versuch, ein bisher fast unangebautes Feld planmäßig zu bearbeiten, betrachtet werden. Seine Aufgabe ist eine doppelte: es wünscht den Schulen, welche metrische Uebungen unter ihre deutschen stilistischen Arbeiten aufgenommen haben oder aufnehmen wollen, nicht etwa blos durch theoretische Erörterungen, sondern mehr durch eine methodisch geordnete Reihenfolge eigens zu diesem Zwecke eingerichteter Aufgaben zu Hilfe zu kommen; es möchte aber auch über den Kreis der Schule hinaus denen, die deutsche Verse und Strophen kunstgerecht zu bauen wünschen — und ihrer gibt es nicht wenige — förderlich sein. Nebenher ist es bemüht, mehrere Partien der Metrik auf eine für die Praxis fruchtbarere Weise zu behandeln, als es in den gangbaren Lehrbüchern der Metrik geschieht, so daß man ihm auch unter diesen eine eigene Stelle einräumen möchte.

Für den Schulwechsel zu beachten!

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig sind so eben erschienen:

Viehoff, Lesebuch für die **unteren** Classen höherer Lehranstalten. groß Octav. 19 Bogen. geheftet. Preis 17½ Sgr.

— Lesebuch für die **mittleren** Classen höherer Lehranstalten. groß Octav. 25 Bogen. geheftet. Preis 22½ Sgr.

— **Handbuch der deutschen Nationalliteratur.**

Drei Theile.

Erster und zweiter Theil. Dichter und Prosaiker von Haller bis auf die neueste Zeit, mit biographischen und andern Erläuterungen. Ein Lesebuch für die **oberen** Classen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. 43 Bogen. gr. Octav. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dritter Theil. Proben der ältern Prosa und Poesie, nebst einem Abriß der Literaturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stylistik mit Aufgabensammlung. Ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. 2. Aufl. 12 Bogen. gr. Octav. geh. Preis 12 Sgr.

Die Viehoff'schen Lesebücher bieten in ihrer Stufenfolge für das Bedürfniß des deutschen Sprachunterrichts auf den untern, mittlern und obern Classen höherer Lehranstalten eine Reihe von Lehrgängen, die wir dem pädagogischen Publicum mit Recht empfehlen können.

Bei Vertheilung des Lesestoffs für die unterste Lehrstufe wurde der sachliche, für die mittlere der stilistische, für die obere der literar-historische Gesichtspunkt festgehalten. Es bieten diese Lesebücher bei guter äußerer Ausstattung und für einen sehr mäßigen Preis eine **große Fülle von Lesestoff**, so daß der Einführung derselben auf Gymnasien, Real- und Töchterschulen in jeglicher Weise Vorschub geleistet ist. — Bei der Wahl der Lesestücke ist in sittlicher wie in confessioneller Hinsicht jeder Anstoß vermieden.

****

BRAUNSCHWEIG: GEO. WESTERMANN.

Wörterbücher- und Schulbücher-Verlag,

ENGLISCH, FRANZÖSISCH, DEUTSCH, ITALIENISCH, GRIECHISCH UND LATEINISCH.

COUSIN. Neues Reise- und Conversations - Taschenwörterbuch der Französischen und Deutschen Sprache, die gebräuchlichen, sowie die neuesten Wörter und Kunstausdrücke enthaltend. Nach Thibaut's Wörterbuche bearbeitet. Velinp. 42 Bog. 16. geh. 26 Ngr.

ELWELL. Neuestes vollständiges Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache. Mit Bezeichnung der Aussprache. 9. Auflage. 2 Bände. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Dasselbe Werk ohne Bezeichnung der Aussprache. 8. geheftet. 1 Thlr. 15 Ngr.

KLOTZ. Handwörterbuch der Lateinischen Sprache. Unter Mitwirkung von Dr. Lübker und Dr. Hudemann. 2 Bde. gr. Lex.-Octav. 225 Bogen. Billigste Ausgabe für Schulen und Universitäten. 4 Thlr. 28 Ngr.

MOLÉ. Neues Wörterbuch der Französischen und Deutschen Sprache zum Gebrauche für alle Stände. 18. Auflage. 2 Bde. Lex.-8. geh. 2 Thlr.

MOLÉ. Neues Taschenwörterbuch der Französischen und Deutschen Sprache zum Schulgebrauch. 18. Aufl. 2 Bde. geh. 1 Thlr.

NUGENT. Improved Pocket-Dictionary of the French and English languages with the pronunciation by Brown & Martin. 10. Aufl. 2 Bde. 16. geh. 26 Ngr.

RICCARDO. Neues Reise- und Conversations-Taschenwörterbuch der Italienischen und Deutschen Sprache. 16. 2 Bände. geh. 26 Ngr.

ROST. Griechisch-Deutsches Wörterbuch für den Schul- und Handgebrauch. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. 4. Abdruck. 2 Bde. gr. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

THIBAUT. Vollständiges Wörterbuch der Französischen und Deutschen Sprache. 36. Aufl. 2 Bände. Lex.-8. geh. 2 Thlr.

WILLIAMS. Neues Taschenwörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache. 11. Aufl. 2 Thle. 16. Velinpapier. geh. 26 Ngr.

Schmarda, Ludwig K.

Ludwig K. Schmarda's Reise um die Erde in den Jahren 1853 - 1857

Bd.: 1

Braunschweig 1861

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.36(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11448853-6